DIE
RENAISSANCE

GOBINEAU

Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu
35282
II

DIE RENAISSANCE

ARTHUR GRAF VON GOBINEAU

DIE RENAISSANCE

HISTORISCHE SZENEN

Ins Deutsche übertragen
VON
GEORG C. LEHMANN

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT
G. M. B. H.
BERLIN

35282
II

Frau Gräfin de la Tour, geborener Brimont.

Frau Gräfin,

Sie sagten, daß Ihnen die Herausgabe dieses Buches einige Freude bereiten würde.
Die Renaissance zu beschreiben, das heißt, fast mit Sicherheit die Anteilnahme eines Geistes zu gewinnen, der, wie der Ihre, von der Bedeutung und Macht der Kunst durchdrungen ist. Von der Sendung Italiens, vom Glanz Roms, Florenz', Mailands und Venedigs zu sprechen, kann man keine bessere Wahl treffen.
Also werden Sie mir erlauben, Ihnen diese Blätter zu widmen, was ich mit einem Gefühl der Dankbarkeit tue, die meiner respektvollsten Verehrung in nichts nachsteht.

Graf von Gobineau.

Stockholm, Januar 1876.

ERSTES BUCH

SAVONAROLA

Bologna, 1492

Der Garten des Klosters der Brüder von San Domenico. Mitternacht. Der Himmel ist wolkenlos, klar und tief; die Sterne funkeln. Das Licht des Mondes dringt bis unter die Arkaden des viereckigen Klosters, das einen mit großen Bäumen und duftenden Blumen bepflanzten Hof umschließt. Auf den mondbeschienenen Mauern sind Fresken sichtbar: rote Kleider, blaue Mäntel, bleiche Gesichter, gefaltete Hände; Köpfe mit Heiligenscheinen, Heilige und Selige. In der Mitte des Hofes, auf fünf oder sechs Steinstufen, ein marmornes Crucifix im Stil des dreizehnten Jahrhunderts; auf den Querbalken des Kreuzes sind die Zeugen der Kreuzigung im Relief dargestellt. Rund um dieses Kreuz ein breiter Kreisweg, auf dem der Prior des Klosters lustwandelt; an seiner Rechten der Frater Girolamo Savonarola; diesem zur Seite Frater Silvestro Maruffi.

FRATER GIROLAMO: Ja, die alten Zeiten sind vorbei. Die Stunde schlägt! Jetzt oder nie muß Gottes Wort wiedererweckt und in der Welt verbreitet werden. Die Finsternis weicht und das neu aufstrahlende Licht fällt, ein gewaltiger Ankläger, auf die antike Verderbtheit. Dämonen sind am Werk, unser Unheil zu vollenden! Sie locken, sie blasen in die Flamme, die zum Himmel lodert! Stoßen wir sie zurück! Reinigen wir die Gegenwart von der Schmach der Vergangenheit! Schütteln wir die Schlaftrunkenheit unserer Väter ab,

aber nicht, um das Werk des Bösen zu fördern! Klären wir das Volk auf, führen wir es, leiten wir es — zwingen wir es! — Ach, Bruder, meint Ihr, daß ein Mißgestalteter, wie ich, dies Werk nicht zu vollbringen vermöge? Habt Ihr das Buch David gelesen, kennt Ihr die Taten dieses armen Schafhirten?

DER PRIOR: Ohne Zweifel! Aber welche Stimme ruft Euch aus dem Himmel zu so hoher Sendung?

FRATER GIROLAMO: Gott spricht zu mir, Gott läßt mich seinen Sporen fühlen! Die Überzeugung, die mich durchdringt, die Begeisterung, die mich erfüllt, sie täuschen mich nicht!

FRATER SYLVESTRO: Das ist wahr. Er spricht mit Überlegung. Sein Wissen, seine Beredsamkeit, seine Tugend. sind sie nicht Zeichen der Erwählung? Wo glaubt Ihr, deutlichere zu finden? Muß er seine Gaben nicht brauchen?

DER PRIOR: Ich leugne es nicht. Aber warum soviel Aufwand an Gewalt? Kann man denn nicht mit Maß vorgehen? Was ist's, alles in allem, was Ihr fordert, Frater Girolamo? Wenn ich Euch recht verstehe, so wollt Ihr nichts Geringeres, als die Kirche reformieren und Groß und Klein wieder zum Gehorsam gegen die Gesetze des Evangeliums zurückführen. Haltet Ihr diese Aufgabe für leicht? Vergeßt Ihr, daß die gelehrten Körperschaften und die Konzilien erst vor kurzem an diesem Vorhaben gescheitert sind? Und rechnet Ihr nicht damit, daß wir unter dem Krummstab Alexanders VI. leben? Großer Gott! Welch einen Zeitpunkt habt Ihr Euch ausersehen, um von Keuschheit zu sprechen!

FRATER SYLVESTRO: Das ist wahr. Er spricht die lautere Wahrheit. Ihm ist jeder Augenblick untertan! Ich wiederhole Euch: Die Stunde hat geschlagen! Das

Werk muß begonnen werden! In dieser Gegenwart, die ihrer Vorzeit so wenig gleicht, ist alles umgestürzt. Das Weltgeschehen wird sich hinfort unter einem erneuerten Himmelsgewölbe vor unseren Augen abspielen. Es wird der Menschheit zum Heil gereichen, wenn der Glaube das Kreuz wieder aufrichtet, doch Unheil wird hereinbrechen über sie, wenn dieser Baum des Labsals stürzt, entwurzelt von der nimmerruhenden Arbeit der Bösen.

Seht Ihr nicht, was die Zukunft birgt? Angebliche Weise tauchen auf, sie reißen die Mauern nieder, die mit ihrem veralteten und schadhaften Schmuck das Heiligtum der Vergangenheit schützend umgeben. Italien ist von zügellosen Abenteurern überflutet, von Fürsten durch Zufalls Gnaden, von käuflichen Soldaten, von Tyrannen in den Städten und Despoten, die von ihren Burgen das Land beherrschen, von aufständischen Bauern und zänkischen Bürgern, zu denen sich noch die Wölfe gesellen, die aus Spanien und Frankreich über uns kommen; und alles rechtens ererbte Gut wird ihnen zur Beute.

Doch seht! Inmitten dieses elenden Treibens erwacht das Volk und reibt sich die Augen. Zum Morgenmahl erflehen sie die Freiheit und den Frieden, diese Hungernden, deren Väter niemals wußten, wie wohl diese Köstlichkeiten tun. Ich aber, ich rufe ihnen zu: Laßt es euch vor allem nach dem Glauben verlangen! Ohne ihn ist alles übrige ungenießbar und wandelt sich in Gift. Aber wo ist er, der Glaube? Wo kann sein Quell wiedergefunden werden? Die niedere Geistlichkeit kennt ihn nicht. Die Kardinäle rotten ihn aus . . . Der Papst! . . . Ach, der Papst! Ich will Euch nicht sagen, was er ist, Ihr kennt ihn allzu gut! Oh über unsere unglückselige, von Gestrüpp überwucherte Kirche, unsere vermoderten Glaubenssätze und unsere vom

Kehricht erstickte Frömmigkeit. Das ekle Haupt der Ketzerei wird sich erheben über ihnen, um mit zwiegespaltner Zunge von seiner Unschuld zu zischen und von Vorwänden, die solches Übermaß von Lästerung rechtfertigen sollen mit Worten, die in pures Gift gewandelt sind. Seht Ihr sie, diese Ungeheuer, auf der Suche nach fetten Jagdgründen in den christlichen Königtümern? Und finden sie an den anderen Nattern, an diesen Gelehrten, die trunken sind vor Stolz, weil sie in den aufgefundenen Büchern Griechenlands und Roms zu lesen verstehen, nicht allzuviele Helfer? Hört Ihr nicht, welche Größen sie uns vorschlagen, die an die Stelle unserer großen Theologen treten sollen? Nämlich Platon und Seneca, diesen elenden Martial, den obszönen Ovid, den unsauberen Anacreon, die Lucian Petronius, Statius, Bion, Apuleius und Catull? Und könnet Ihr nicht täglich graubärtige Leute beobachten, die, dümmere Narren als die unreifen Jünglinge, über einer Seite Cicero in enthusiastische Rufe ausbrechen, als ob sie den heiligsten Gesängen unseres Evangeliums vorzuziehen wäre? Ist dies, frage ich Euch, genug der gefahrvollen Unternehmungen, genug der Bedrohung unserer Gewissensruhe? Nein! Zur Feder gesellt sich der Pinsel und zu diesem der Meißel des Bildhauers und die Nadel des Kupferstechers, um den Blicken einer vor schamloser Neugier außer Rand und Band geratenen Menge das Nackte darzubieten!
Ich sage Euch, ich, daß die Empfindungen des Geistes und des Herzens vom Satan aufgepeitscht, entzündet und gereizt sind, und daß es, wollen wir uns zur Wehr setzen, hoch an der Zeit ist, zu Werke zu gehen. Habt Ihr nicht von dem sprechen gehört, was sie „die Liebe zur Kunst" nennen und was in Wahrheit nichts anderes ist, als das schändliche Laster der Geilheit? Diese Ungeheuerlichkeit hat sich in unsere Kirchen ein-

geschlichen; seht, was ist aus ihnen geworden? Synagogen des Teufels! Eine heilige Magdalena, ein Sebastian, sie sind nichts als ein Vorwand, den menschlichen Körper an ihnen ebenso schamlos zu enthüllen, wie an Apollo und Venus. Und ich, ich, ich, der ich diese lästerliche Schändung sehe, fühle und empfinde, ich, dessen Seele sich, von heiligem Zorne erfüllt, in einer Ekstase des Ekels aufbäumt, um das Kreuz zu retten, soll ich nach Eurem Willen diese Sudler ihren Kot auf die Häupter der Menschen häufen lassen, ohne mein Leben gegen dieses Unheil in die Schanzen zu schlagen? Nein, tausendmal nein! Ich versenke mich nicht in Tatenlosigkeit, dieweil der Erzböse seine Kräfte braucht! Ich werde die Welt verteidigen! Ich werde die Gegenwart verteidigen, wo ich es vermag, und ich werde vor allem die Waffen der Zukunft schmieden, um sie der Gegenwart in die Hand zu drücken! Mit neuen Kräften soll das kommende Jahrhundert sich bis in alle Ewigkeit entgegenstellen den zermürbenden Wogen und soll des Bösen schmutzige Trümmer hinwegraffen, als wären sie niemals gewesen!

DER PRIOR: Wiederholen wir also den Inhalt Eurer Rede in kühlen und nüchternen Worten: Ihr erklärt allen Mächten der Welt den Krieg? Dem Willen der Kirche, den Gewohnheiten der Fürsten, den Schwächen, Saumseligkeiten und Fehlern jedes einzelnen? Ist es das, was Ihr unternehmen wollt?

FRATER GIROLAMO: Ich will es tun und ich werde es tun! Wenn ich auch dabei zugrunde gehe, was tut's? . . . Sind meine Knochen der Schonung wert? . . . Wenn ich aber siege, sei es auch als Verfluchter, Entehrter, Vernichteter, ja Toter: Italien, unser Italien wird mir zu danken haben den wiedererweckten Glauben, die machtvolle Freiheit, die freudige Tugend! Was werdet Ihr dann noch zu beklagen haben?

DER PRIOR: Nichts. Wo beginnt Ihr mit Euren Predigten? In Venedig?
FRATER GIROLAMO: Venedig liegt in den Banden der weltlichen Weisheit, es wird als letztes unser sein.
DER PRIOR: In Rom?
FRATER GIROLAMO: Rom ist, umspült von den Wellen eines Meeres von Eiter, die Säule des Heils. Doch in Florenz kann man handeln. Der Tod des Lorenzo di Medici macht mir dies Feld frei; er hat jedes gute Werk verhindert, denn er war ein Heide. Aber die Autorität seines Sohnes Pietro ist in ihren Grundfesten erschüttert. Das Volk und die Großen haben viel gelitten; sie wissen wenigstens von Rechtlichkeit und guten Sitten zu reden, haben eine Ahnung von Unabhängigkeit und sind empfänglich; obwohl sie im Grunde nicht viel wert sind, ist es doch möglich, mit ihrer Hilfe eine Reformation zu versuchen. Im übrigen, das Volk von Florenz liebt mich, es hört mich an und ich komme nicht unerwartet.
DER PRIOR: Ziehet also hin, Bruder, ich gebe Euch meinen Segen . . . Umarmt mich, Ihr beiden! Ihr macht Euch an ein Werk, das mich gar schwierig deucht, ein Werk, davon ich in den Jahren meiner Jugend zu oft Malen träumte . . . Vielleicht ist Euch der Sieg beschieden . . . Doch fühl' ich eine tiefe Traurigkeit sich über meine Seele senken!
FRATER GIROLAMO: Ich bin getragen von den Wellen eines Meeres unbegrenzter Hoffnung. Bist du der meine, Bruder Sylvestro?
FRATER SYLVESTRO: Im Leben wie im Tode! Ich werde nimmer von dir gehen.
FRATER GIROLAMO: Also komm! Öffne das Tor. Sieh, wie das weite Land sich hinstreckt vor unsern Augen. Ist's nicht ein Abbild gleichsam des Werkes, zu dem wir uns anschicken? — Gewahrst du niemand

auf diesem hellen Weg, den wir beschreiten werden? Sieh, von den Strahlen des Monds beschienen zieht er sich weit dahin, gen Florenz.

FRATER SYLVESTRO: Nein, Girolamo, ich sehe niemand.

FRATER GIROLAMO: Nun denn, ich unterscheide deutlich die Konturen zweier großer Gestalten.

FRATER SYLVESTRO: Wo denn, Bruder?

FRATER GIROLAMO: Da! Sieh doch! Die eine ist der Glaube an Gott, das Vaterland die andere! Sie strecken uns die Hände entgegen! Vorwärts, Bruder Sylvestro, vorwärts!

Nachdem die beiden Mönche das Gartentor durchschritten haben, das der Prior hinter ihnen schließt, tauchen hinter einem Mauervorsprung zwei finstere Gestalten auf; es sind übelgekleidete Männer mit entblößten Brüsten und wirren, zerzausten Haaren.

DER ERSTE: Feigling!

DER ZWEITE: Du Springinsfeld, siehst du nicht, daß es zwei sind?

DER ERSTE: Um so besser! Was tut's?

DER ZWEITE: Unsresgleichen muß gegen einen stets zu zweit sein, mindestens zu zweit.

DER ERSTE: Bah! Dem Größeren hätte ich einen wohlgezielten Messerstich versetzt und was den Kleinen betrifft, so hätte ein Faustschlag genügt, ihn wie einen Kegel rollen zu machen. — Da, jetzt sind zwei vortreffliche Leinenröcke für uns verloren! 's ist unmöglich, mit einer Memme deinesgleichen auf einen grünen Zweig zu kommen.

DER ZWEITE: Laß uns zum „Roten" gehen, eins trinken, vielleicht bringt uns die Nacht noch eine bessere Gelegenheit.

Mailand, 1494

Ein Saal des herzoglichen Palastes.

Lodovico Sforza, Herzog von Mailand, sitzt vor einem großen Tisch mit einer Decke von rotem Sammet, die mit goldenen, silbernen und farbigen Rankenornamenten bestickt ist. Er trägt ein Kleid von schwarzem Atlas, mit Spitzen besetzt; in seinem Gürtel steckt ein reich ziselierter Dolch. Er spielt mit seinem Handschuh. — Rund um ihn sitzen Antonio Cornazano, der Verfasser der Gedichte über die militärische Kunst, Giovanni Achillini, Archäologe, Dichter, Musiker und Hellenist, Gaspardo Visconti, der durch seine Sonnette berühmt ist und zu Zeiten Petrarca gleichgeschätzt wurde, ferner der Maler Bernardino Luini und Lionardo da Vinci.

LODOVICO: Nun also, Meister Lionardo, kehrt Ihr also doch zu uns zurück?

LIONARDO: Ich habe soviel Strenge nicht verdient, hoher Herr. Eure Hoheit weiß wohl, daß ich mich Ihrem Dienst weihe.

LODOVICO: Ja, in diesem Augenblick ergeht Ihr Euch in den schönsten Beteuerungen der Welt, das leugne ich nicht; und Florenzens müde, angewidert von der fanatischen Predigerei des Frater Girolamo Savonarola und entrüstet über den Sturm, den sie entfesselt, findet Ihr Euch, wie Ihr mir schreibt, bereit, Kanonen, Feldstücke und Kriegszeug aller Art für mich zu ersinnen, mir Brücken zu bauen, Befestigungspläne zu zeichnen, Kanäle zu graben und endlich, unsere Städte durch Paläste, Kirchen, Statuen und Gemälde zu verschönen. Ich weiß sehr wohl, daß Ihr all das vermögt; könnt Ihr aber auch Euern unbeständigen Geist zügeln? Wie oft habt Ihr nicht Meinungen geändert und Freund-

schaften gewechselt! Das ist kein Tadel, teurer Lionardo! Aber, frei herausgesagt: Ihr seid flatterhaft wie eine Kokette.

LIONARDO *(den Kopf schüttelnd)*: Kaum kann ich mich eines Lächelns enthalten über Eurer Hoheit wohlmeinende Anklagen; denn, was Ihr auch sagen mögt, Anklagen sind das schon und ich gesteh's, der Anschein ist gegen mich. Doch flatterhaft bin ich nicht! Seht, edler Herr, ich hätte vielleicht mein ganzes Leben in Florenz verbringen sollen, aber es gibt so vieles zu sehen und zu lernen in der Welt! Hätte ich mich immer an einem und demselben Ort aufgehalten, ich hätte nicht zwei Drittel meiner gegenwärtigen Kenntnisse erlangt; dennoch weiß ich nur den hundertsten Teil von allem, was zu wissen mich verlangt.

ANTONIO CORNAZANO: Vielleicht tätet Ihr besser, Meister Lionardo, Euch einer einzigen Beschäftigung zu widmen, statt so vielem und verschiedenartigem nachzuhängen. Wie bewunderungswürdig ist zum Beispiel Eure Kunst des Malens. Warum sucht Ihr Euern Ruhm in andrem?

LIONARDO: Ihr sprecht wie Bernardino.

BERNARDINO LUINI: Ach, Meister! Verständet Ihr Euch wenigstens dazu, die Gemälde zu vollenden, die Ihr beginnet! Welches Glück bedeutete das für mich, Euern Schüler, welche Bereicherung meiner Kenntnisse!

LIONARDO: Gleichviel, ich könnte der Geometrie so wenig entsagen, wie der Mathematik.

GASPARDO VISCONTI: Eher solltet Ihr Eure so entzückenden Dichtungen und musikalischen Kompositionen um etliche vermehren. Und vernachlässigt doch die von Euch konstruierte Theorbe nicht!

LIONARDO: Ich werde darauf zurückkommen und sie vollenden. Die Musik steht jetzt noch im Kindes-

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

alter ihrer Entwicklung; sie bedarf noch großer Bereicherung. Das ist's nicht, was mich beschäftigt.
ACHILLINI: Dann ist es wohl die Abhandlung über die Optik?
LIONARDO: Auch das nicht.
BERNARDINO LUINI: Es ist wohl die Anatomie; davon hat wenigstens die Malkunst Nutzen.
LIONARDO: Die Anatomie ist eine überaus anziehende Wissenschaft. Aber zunächst quält es mich, daß man in Florenz mein Projekt zum Bau eines Kanals nach Pisa nicht annehmen will; es würden sich die größten Vorteile aus dem Vorhandensein dieses Kanals ergeben und wenn ich hierhergekommen bin, so geschah das in der Hoffnung, daß Ihr Euch, nachdem dieses Vorhaben gescheitert ist, überreden laßt, den Überschwemmungen, unter denen die Bauern der Täler von Chiavenna und Veltlin soviel zu leiden haben, ein Ende zu machen. Ich habe meine Pläne dazu mitgebracht.
LODOVICO: Meister Lionardo, ein Mann wie Ihr muß in voller Freiheit und nach seinem eigenen Gutdünken schaffen und jedes seiner Werke wird Bewunderung verdienen. Doch ich weiß noch eines: von ungefähr wird Euch die Lust anwandeln, mich wieder zu verlassen. Ihr seid von allen Fürsten bewundert und begehrt. Lorenzo der Prächtige wünschte nichts so sehr, als Euch in jenen Kreis berühmter Männer zurückzuführen, die er um sich versammelt hatte; er ist tot und somit hab ich einen Neider weniger; doch der Gonfaloniere Soderini ließ Euch nur ungern ziehen; Galeazzo Bentivoglio stellte Euch die größten Anerbieten, um Euch an Bologna zu fesseln und es ist mir nicht unbekannt, daß Signor di Valentino Euch seinen Generalingenieur und Architekten nannte. Und letzten Endes werdet Ihr Euch verführen lassen.

LIONARDO: Solange ich Eure Gnade genieße, wird das nicht geschehen, denn Ihr seid der kunstsinnigste von Italiens Fürsten; selbst ein bewundernswürdiger Poet, begreift Ihr den Geist der Dichter. Es ist gut, bei Euch sein, man kann mit Euch sprechen und wissen, daß man verstanden wird; die verschwenderische Fülle Eures reichen Geistes gilt mir hundertmal kostbarer als die goldene Gunstbezeigung der bestgefüllten Säckel. Ich werde solange bleiben, wie Ihr wünscht.

LODOVICO: O, meine Freunde, wie schön und lieblich wäre das Leben, könnte man es, gleich einem paradiesischen Strom, hinfließen sehen zwischen den fruchtbar grünenden Ufern der Wissenschaft und der Kunst! Aber Ihr alle wißt, wie verschieden die Wirklichkeit von so edlem Träumen ist und was die Unglückseligen zu erdulden haben, denen der Himmel die Last, das Volk zu regieren, aufgebürdet hat. Wahrhaft reiner Freude werde ich nur in den, ach, allzu kurzen Augenblicken teilhaftig, die ich mit Euch verbringe.

LIONARDO: Es ist ein großes Unglück, daß Ihr nur für Zeiten der Regent des Staates und nicht unser Herzog seid. Leben wir doch in einer Zeit, die Männer braucht, das Volk zu leiten, und Galeazzo! er ist, schwach an Gesundheit, klein an Geist, ein wahrhaftiges Kind. Ich bitte Euch um Vergebung, weil ich mit solcher Offenheit spreche, aber ich wiederhole hier nur, was in Mailand und in ganz Italien jedermann ganz laut sagt, soferne Ihr nicht dabei seid.

GASPARDO VISCONTI: Das ist die lautere Wahrheit! Von einem so großen Fürsten beherrscht zu werden, der verurteilt ist, uns in kurzem allen Schikanen einer unerfahrenen und schwachen Regierung zu überlassen, welches Unglück ist das!

LODOVICO: Eure Reden betrüben mich, meine Freunde. Ich liebe meinen Neffen Galeazzo, ich liebe seine Gattin, die Herzogin Isabella, und bin bemüht, ihnen zu helfen, wo ich kann. Allein, ich kann es nicht verhehlen, daß mein Mündel nicht vom besten Holze ist. Gott behüte uns vor dem Unglück, das die Unfähigkeit dieses armen Jünglings über unser Haus bringen kann.

ANTONIO CORNAZANO: Edler Herr, ich habe lange Zeit unter dem edlen und tapferen Bartolomeo Colleoni gedient und sah manch ein Staatsgebilde entstehen und sich wieder auflösen. Und wenn mich die Zeichen der Zeit nicht täuschen, so hat das Herzogtum ein männliches Herz, das es schütze, und eine feste Hand, die es führe, nötiger denn je.

LODOVICO: Ihr seht richtig, lieber Antonio. An Eurer Rede erkenne ich den erprobten Krieger und wohlbewanderten Staatsmann nicht minder als den Kenntnisreichen und Gelehrten. — Meine Freunde, ich will von den großen Dingen, die uns beschäftigen, frei mit Euch reden; im übrigen gibt es dabei keine Geheimnisse mehr.

LIONARDO: Dennoch seid Ihr im Begriff, uns ein solches, und ein sehr großes zwar, zu enthüllen, edler Herr: wollt Ihr uns doch wissen lassen, wie großherzige und kühne Männer wägend, urteilend und berechnend das Geschick der Königreiche leiten.

LODOVICO: Höre mich also an, Philosoph, da die Regungen der menschlichen Seele für dich doch von so großer Wichtigkeit sind und sieh mich an, Maler, wenn du einen entschlossenen Mann betrachten willst. Ihr wißt, es sind noch keine zwei Jahre verstrichen, seit Papst Alexander VI. sich die Tiara aufs Haupt gesetzt hat. Er, der als Kardinal den Namen Rodrigo Borgia führte, ist das Oberhaupt der Kirche geworden.

Ihr senkt die Köpfe und macht bekümmerte Mienen? Ich begreife es; aber ich kenne den Papst, kenne ihn gründlich und sage Euch: er ist ein Mann, mit Weisheit, Scharfblick und majestätischem Verstand begabt. Seine Beredsamkeit ist, wenn's darauf ankommt, ebenso unüberwindlich wie seine Kunst, die Geister in Bann zu halten und sich gefügig zu machen. Was seine unerschütterliche Hartnäckigkeit betrifft — ich muß sie eine Gottesgabe nennen, durch die er, bei fast allen Auseinandersetzungen, seines Erfolges sicher ist.
Dies ist der Mann, mit dem die Welt rechnen muß und wir alle wissen, daß er, wohlbewaffnet, um zu herrschen, weder Glauben, noch Gesetz, noch Kirche achtet, daß er nicht Skrupel und nicht Dank kennt, sondern nur eines auf der Welt: die Interessen seines Hauses Borgia, dessen Stützen seine Kinder sind. Er ist ein bewunderungswürdiger Mann! Bislang hat er sich immer durchgesetzt, trotzdem man weiß, wer er ist. Auch alle wahren Staatsmänner des Collegium sanctum fühlen sich gar sehr gefährdet und haben die einzige Rettungsmöglichkeit, die ihnen verblieb, ausgenützt: sie ergriffen die Flucht. Giuliano della Rovere hält sich in seinem Bischofssitz Ostia auf, umgeben von Festungswerken und Soldaten; Giovanni Colonna glaubt sich nirgends sicherer als in Sizilien und Giovanni di Medici weilt in Florenz. Was mich betrifft, so gebe ich offen zu, daß ich mich vor diesem Manne ebenso fürchte, wie seine Kardinäle. Ich weiß, daß sein Sohn Valentino uns Mailands berauben will; ich weiß, daß diese Leute sich mit den Aragonesen, meinen Feinden, verbündet haben, und daß Piero de' Medici seine Florentiner gegen mich aufbietet; ich weiß, daß ich von Venedig nichts zu erwarten habe, es sei denn, verschlungen zu werden, falls ich mich schwach zeigte. In dieser Situation scheint es mir nütz-

lich, zunächst Klarheit darüber zu gewinnen, wo meine gefährlichsten Widersacher sind. Da gibt es kein Fehlraten: es sind die Aragonesen und die Florentiner. Sie greifen mich seit dem ersten Tag meiner Regierung mit aller Macht an und sie sind's, auf die ich zuerst mein Augenmerk richten mußte; ich habe es getan und machte wieder einmal in meinem Leben die Bemerkung, daß nicht jede Lage, die gefährlich scheint, es in Wirklichkeit ist, daß man aus dem ärgsten Gift, sofern man es mit Sorgfalt analysiert, ein heilsames Substrat gewinnen kann. Ich habe also herausgefunden, daß Alexander VI. durch Fernando von Neapel und die Medici in ebendieselbe Lage versetzt wurde wie ich. Also sandte ich meinen Bruder, den Kardinal Ascanio Sforza, zum Heiligen Vater und wir schlossen ein Bündnis. Gleichzeitig habe ich eine Annäherung an die Venetianer unternommen, die dem Hause Arago nicht günstiger gesinnt sind; solcherart fand ich das Mittel, die Florentiner durch Venedig einzuschüchtern und die Aragonesen durch den Papst. Das ist im Grunde nur ein zeitgebundenes und zerbrechliches Gerüste, ein Aufbau von Zündhölzern, die brechen oder Feuer fangen können; angesichts dieser Möglichkeiten und der unbedingten Notwendigkeit, mich gegen meine Verbündeten zu schützen, habe ich mich an den König von Frankreich gewandt. Ich habe ihn bewogen, als Erbe des Hauses Anjou Neapel zurückzuverlangen. Darüber hinaus hat er sich vorgenommen, Alexander der Tiara unwürdig zu erklären und ihn zu entthronen, was mich, für den Augenblick wenigstens, hoffen läßt, daß er sich mit ihm nicht verständigen wird. Carl VIII. hat das Gebirge überschritten und marschiert gegen Florenz; demnächst wird es sich darum handeln, darüber nachzudenken, wie er wieder heimgeschickt werden kann.

Und nun laßt mich Eure Meinung darüber hören, ob mein Neffe, der armselige Galeazzo, ein Mann ist, der diese so empfindlichen und vor allem notwendigen Kombinationen zu verstehen und fortzuführen vermag.

LIONARDO: Ebenso gewiß, wie der Geist eines Mannes, gleich Euch, edler Herr, ein großartiges Schöpfungswerk des heiligen göttlichen Geistes ist, ebenso gewiß vermag Galeazzo das nicht zu tun.

GASPARDO VISCONTI: Lodovico Sforza ist so sehr für die Krone geschaffen, daß er sie sich gewißlich von selbst auf sein Haupt setzen wird.

Es erscheint ein Edelmann im Dienste des Kardinals Sforza.

DER EDELMANN: Edler Herr, ich komme in höchster Eile aus Rom. Es wurde mir verboten, mich auch nur um eine Minute zu verzögern. Hier ist die Depesche, die Euch zu überbringen mir mein hochwürdiger Herr, der Kardinal Ascanio, befahl.

LODOVICO: Gib. Wir wollen sehen, was mein Bruder mir schreibt. *(Er tritt an eines der Fenster, liest die Depesche und kommt lächelnd zurück.)* Da Ihr doch so gerne Kenntnisse sammelt, Meister Lionardo, hört, was da steht: mein Verbündeter, der Heilige Vater, knüpft Verbindung mit den Aragonesen an. Man gibt seinem Sohn Goffredo Borgia, der dreizehn Jahre zählt, die Hand der siebzehnjährigen Donna Sancia d'Arago. Alexander ist zufrieden und kann es wahrlich sein.

LIONARDO: Das ist eine unerwartete Verwicklung, gnädiger Herr.

LODOVICO: Keineswegs. Ich habe meinen Schachzug getan, ehe der Papst seine Figuren berührte. Die Franzosen marschieren gegen Florenz, sage ich dir, und wir, wir, die wir hier versammelt sind. steigen zu Pferde und reiten nach Chiari, um vor dem König dort zu

sein. Jetzt verlasse ich Euch, um Signora Beatrice, meine Frau, zu bitten, daß sie sich mit ihren schönen Damen beeile, uns das Geleite zu geben. Die Franzosen lieben solche Begegnung und die Freuden, die sie mit sich bringt. Also, meine Herren, eilt, Eure kostbarsten Kleider anzulegen, wir nehmen meine Pferde und ich werde Euch Carl VIII. vorstellen.
ACHILLINI: Das wird uns eine große Ehre sein!

Florenz

Der Hof des kleinen Hauses von Luigi di Buanarotti. In einer Ecke ein Zeltdach, unter dem Michel-Angelo an einer drei Fuß hohen Herkules-Statue arbeitet. Sein Vater Luigi sitzt auf einem umgestülpten Bottich; er hat die Arme über der Brust gekreuzt und sieht verdrießlich drein.

LUIGI: Du zählst jetzt dreiundzwanzig Jahre; nach meiner Meinung muß man sich in diesem Alter schon als Mann benehmen. Du aber bist für dich selbst wie für die andern ein unnützes Kind und wirst nie etwas anderes sein.
MICHEL-ANGELO: Ich arbeite, soviel ich kann, und verdiene keinen Tadel.
LUIGI: Nach dem Tod Lorenzo des Prächtigen ist eingetreten, was ich vorausgesehen habe. Du verdienst nichts . . . Ah! jetzt weinst du auch noch?
MICHEL-ANGELO *(sich die Augen trocknend):* Ich kann meines Wohltäters, dem ich alles danke, nicht gedenken, ohne bekümmert zu werden.
LUIGI: Wenn dieser Mann dir nicht den Kopf verdreht hätte, würdest du mir gefolgt haben und hättest dich einer besseren Arbeit gewidmet, statt dich und

deine edle Familie durch das Maurerhandwerk zu entehren und dich zwischen diesem Faulenzerpack von Künstlern zu tummeln; du wärest heute im Seidenhandel und ich sähe dich nicht immer, mit Gips bekleckst, deine Hände in Kot stecken.

MICHEL-ANGELO: Als mein verstorbener Herr die Güte hatte, mich mit Francesco Granacci in die Bildhauerwerkstatt in seinen Gärten von San Marco zu führen, sicherte er mir monatlich fünf Dukaten zu; und wann ich ein Werk vollendete, bezahlte er es mir immer in großzügiger Weise. Und überdies ist es mein Verdienst, daß Ihr das Amt des Zöllners erhalten habt, von dem Ihr mit der ganzen Familie lebt.

LUIGI: Obendrein hat dir dein Kamerad Torrigiani, aus Zorn, dich gar so geschickt zu sehen, das Gesicht recht nett zerkratzt; das vergißt du! Das ist der höchste Gewinn, den du Lorenzo dem Prächtigen zu verdanken hast. Du dauerst mich!

MICHEL-ANGELO: Gut oder schlecht, ich bin, was ich bin. Ihr gedenkt doch nicht etwa, mich heut noch zu einem Weber in die Lehre zu geben?

LUIGI: Es wäre jedenfalls das beste. Klar ist, daß die Medici keine Gemälde und keine Statuen mehr bei dir bestellen werden. Der Herr Pietro ist nicht das, was sein Vorgänger war; und was soll aus dir werden?

MICHEL-ANGELO: Herr Pietro behandelt mich nicht schlecht. Erst gestern Abend ließ er mich berufen, um mein Urteil über einen antiken Karneol zu hören, den man ihm zum Kauf angeboten hatte.

LUIGI: Und wenn er dich selbst einen Schneemann bauen läßt. Welche Beschäftigung! Wie ehrenhaft, fürwahr! Dieser Mann gebraucht dich als Hofnarr. Am ersten Tag, an dem einer der Leinwandkleckser, in deren Mitte zu leben dir behagt, dich verleumdet, wird er dich im Stich lassen. Außerdem muß ich dir

sagen, daß ich deine große Freundschaft mit Francesco Granacci sehr ungern sehe; er ist ein Taugenichts. Noch mehr aber erzürnt mich, daß du dich mit dem jungen Niccoló Macchiavelli so viel abgibst. Er ist von guter Abkunft, das ist wahr, ich leugne es nicht; aber man sagt, er sei von schlechten Sitten und habe sich in einem Alter, in dem er auf nichts als auf seine Zukunft bedacht sein sollte, mit der Marietta vermählt. Er beschäftigt sich nur mit den alten Römern! Auch ist er ohne Einkünfte und wird über kurz oder lang von dir Geld leihen wollen, wenn er es nicht schon getan hat. Hat er es getan?

MICHEL-ANGELO: Ihr wißt doch, daß ich alles, was ich verdiene, Euch gebe.

LUIGI: Kann ich erraten, was du auf die Seite bringst? Aber lassen wir diesen heiklen Punkt. Macchiavelli mißfällt mir, ich glaube, daß er gegen Pietro konspiriert . . . Das will nicht sagen, daß ich für das Schicksal der Medici sonderlich interessiert bin. Die Feinde sind ihnen auf den Fersen und wir sind gewißlich angewidert von ihnen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß der würdige Bruder Girolamo für die Volksregierung ist und Gott verhüte, daß ich Bruder Girolàmos Ansichten widerspreche! Aber ich sehe nicht gern, daß man sich in öffentliche Angelegenheiten mengt, wenn man, wie dieser Macchiavelli, nichts anderes ist als ein Grünschnabel. Was heckst du mit ihm aus? Worüber sprecht ihr? Er wird dich noch in irgendeine Torheit verwickeln! Erzähle mir ein wenig, was euch beschäftigt, wenn ich euch zusammen fortgehen sehe. *(Michelangelo lehnt sein angefangenes Werk gegen das Gerüst und setzt sich, den Kopf in die Hände gestützt, auf eine Bank.)* Was ist dir? Bist du krank?

MICHEL-ANGELO: Ich habe arge Kopfschmerzen.

LUIGI: Die Faulenzerei ist's, was dich krank macht. Wenn du etwas nützliches tätest, würdest du dich besser fühlen.

Niccoló Macchiavelli tritt in den Hof.

MACCHIAVELLI: Ich begrüße Euch ehrerbietigst, Herr Luigi! Guten Tag, Michelangelo!

LUIGI: Ich habe Eile, ich muß fort, mein Herr! Und du, Michelangelo, erinnere dich, daß du da eine Arbeit machst, die keine Verzögerung erleiden darf, und daß du keine Zeit hast, zu schwatzen. Gott mit Euch, Herr Niccoló!

(Er geht.)

MACCHIAVELLI: Ah, mein Freund, ich bin gekommen, um dir gleich zu erzählen, was meine Seele froh macht: in einigen Tagen werden die Franzosen hier sein.

MICHEL-ANGELO: Als Freunde? Als Feinde?

MACCHIAVELLI: Man weiß es nicht; es wird verhandelt. Wenn die Freundschaft nicht aufrechtzuerhalten ist, so werden wir mannhaft Widerstand leisten und das Vaterland verteidigen. Aber es gibt noch mehr des Neuen: Pietro di Medici macht nichts als Dummheiten. Bruder Girolamo ist sich darüber klar geworden und vereinigt sich mit der Volkspartei, so zwar, daß die Ankunft der Franzosen den Sturz dieses hochmütigen Hauses herbeiführen wird, dessen Stolz unsere Freiheit erstickt.

MICHEL-ANGELO: Ich verdanke dem Vater dieses Hauses alles und will nicht zu den Feinden seiner Kinder zählen.

MACCHIAVELLI: Dich leitet das Herz, doch denke daran, daß das Interesse des Vaterlandes dem deinen vorangeht. Alles ist in Wallung, das Wasser ist heiß, es siedet und braust. Die ganze Bevölkerung ist von

leidenschaftlicher Erregung ergriffen. Ach! Michel-Angelo, welch' herrlicher Augenblick! Freiheit, Ordnung und eine weise Regierung werde ich sehen, aber nicht mehr, wie bisher, nur in den toten Blättern alter Bücher und in den Dunstgebilden meiner Träume! Jeder Mann in Florenz, der dieses Namens würdig ist, ist auf unserer Seite: Soderini, Valori, Vespuccio, Marsiglio Ficino, die Gelehrten und die Künster und jedermann, der großzügig denkt und den Menschen wohl will!

MICHEL-ANGELO: Ich bin nicht mit Euch und will es nicht sein. Ich bin der Schützling der Medici und es mißfällt mir, daß Bruder Girolamo sich in Staatsangelegenheiten einmengt, statt uns, wie bisher, die Tugend zu predigen.

MACCHIAVELLI: Er tut's zu gutem Zweck und was getan werden kann, muß getan werden. Einzig die Tat ist eines Mannes würdig!

MICHEL-ANGELO: Komm in meine Kammer. Ich muß mich umkleiden und mein Bündel schnüren.

MACCHIAVELLI: Wohin gehst du denn?

MICHEL-ANGELO: Nach Bologna, zu Galeazzo Bentivoglio; und wenn's mir in Bologna nicht behagt, so werde ich nach Venedig gehen. Ich will nicht im Mittelpunkt dieser Unruhen bleiben; man kann hier nicht arbeiten und übrigens habe ich auch noch andere Gründe. Es ist mir unmöglich, länger zu ertragen, daß . . . Kurzum, komm! Du wirst mich bis zum Stadttor begleiten.

MACCHIAVELLI: Vorerst will ich dir beweisen, daß du unrecht hast, höre!

MICHEL-ANGELO: Sprich, so viel du willst, meine Abreise ist beschlossene Sache!

Piacenza

Ein Palais, das König Carl VIII. als Residenz dient. Ein Wartesaal. Zwei französische Kapitäne.

ERSTER KAPITÄN: Du hier, Kamerad? Laß dich umarmen!

ZWEITER KAPITÄN: Mit Vergnügen! Das volle Gesicht! Potztausend, welche Gesundheit!

ERSTER KAPITÄN: Ja, beim Kreuz, wir führen ein gutes Leben! Woher kommst du?

ZWEITER KAPITÄN: Geradeswegs von Lyon, woher ich fünfundzwanzig Fähnlein nach Piacenza führte. Es hat Geld gekostet, sie zu gewinnen, aber sie sind wahre Muster von Truppen!

ERSTER KAPITÄN: Du wirst tausend Gelegenheiten finden, dich bezahlt zu machen. Weißt du, daß alles märchenhaft gut geht?

ZWEITER KAPITÄN: Erzähle mir ein wenig, wie es Euch ergangen ist.

ERSTER KAPITÄN: Verstehst du mich nicht? Märchenhaft gut geht alles! In Turin wurden wir mit offenen Armen empfangen; nachdem wir dort tüchtig gefeiert hatten, liehen wir uns die Diamanten und Juwelen der Herzogin Bianca aus. Sie war darüber ein bißchen unwillig, aber wir haben alles zu Geld gemacht.

ZWEITER KAPITÄN: Du machst dich über mich lustig.

ERSTER KAPITÄN: Daran haben wir zwölftausend gute Dukaten verdient. In Casale gab uns die Marchesa di Montferrato einen Ball, die dumme Gans, und zeigte uns dabei ihre Kleinodien. Es war dieselbe

Geschichte wie in Torino, wir haben tüchtig aufgeräumt.
ZWEITER KAPITÄN: Das ist doch das wahrhaftige Paradies und das gelobte Land zugleich!
ERSTER KAPITÄN: Ich beschwör's. Im übrigen sind wir in Genua gut untergebracht, wo wir mit den Mailändischen Truppen in gutem Einverständnis leben. Die Schweizer haben die Altstadt von Rapallo geplündert, vielleicht allzu großzügig. Sie hätten die Plünderung etwas weniger gründlich vornehmen können und hätten nicht alles töten müssen, was ihnen in den Weg kam. Aber, alles in allem, der Erfolg war gut. Der Herr d'Aubigny meldet uns aus der Romagna, daß die von Neapel, von großer Furcht ergriffen, vor ihm davonlaufen. Als wir in Asti einzogen, kam uns der Onkel des Herzogs Galeazzo mit seiner Frau, der schönen Beatrice entgegen, und ich sage dir im Vertrauen, daß er dem König eine Anzahl Mailändscher Damen vorgeführt hat, die uns, bei Gott, freigebig bewirteten.
ZWEITER KAPITÄN: Das Wasser rinnt mir im Mund zusammen. Wär ich doch früher hergekommen!
ERSTER KAPITÄN: Es wird auch weiterhin nicht an Gelegenheit fehlen. Still! da ist der König.
Carl VIII., klein, schwächlich, aber in edler Haltung, tritt ein; er ist bleich und abgezehrt infolge der Krankheit, die er sich einige Tage vorher in Asti zugezogen hat. In seinem Gefolge eine Anzahl von Offizieren. Sire Philippe de Commines, der Edle von Argenton; Sire de Bonneval und Sire de Chatillon, beide besondere Günstlinge des Königs, schließlich der Arzt Teodoro aus Pavia.
DER KÖNIG: Ihr sagt, Teodoro, daß Galeazzo sein Leben aushauchen wird, und daß dieses plötzliche Ende unbegreiflich ist?

TEODORO: Ich fürchte im Gegenteil, Sire, daß es nur allzu begreiflich sein möchte. Da ist Gift im Spiel.
DER KÖNIG: Lodovico Moro geht zu weit! Was hat er mit der Herzogin Isabella und den Kindern seines Neffen angefangen?
TEODORO: Sie sind in einem dunklen und reichlich ungesunden Zimmer untergebracht.
DER KÖNIG: Das empört mich! Aber ich habe andere Geschäfte. Dieser Lodovico wäre, trotz seiner trefflich gemimten Freundschaft, fähig, auch mich zu vergiften. Monsieur d'Urfé schreibt mir so. Ich weiß nicht, warum ich noch in Italien bleibe. Man rät mir, nach Frankreich zurückzukehren — vielleicht täte ich gut daran. In diesem Land hier gibt es nichts als Verräter.
SIRE DE BONNEVAL: Doch, da sind die Medici und vor allem der Kardinal Giovanni, die in uns dringen, ihre Sache nicht im Stich zu lassen.
PHILIPPE DE COMMINES: Es ist ganz natürlich, daß diese Leute nicht sehr beflissen sind, den König in diesen dunklen Affären aus dem Spiel zu lassen; sie denken in ihre Stadt zurückzukehren und Rache zu nehmen.
CHATILLON: Diese Florentiner! Diese Dummköpfe, die sich von einem Schwarzrock namens Girolamo beraten und führen lassen! Und erst ihr Fürst! Ein Feigling, ein Emporkömmling, der von Gino Capponi und allen seinen Feinden, vor denen er nichts anderes zu tun weiß als zu zittern, eingeschüchtert und so gut wie gefesselt ist. Ich kann nicht einmal seinen Namen hören, ohne daß es mich zu speien reizte! *(Man lacht.)* Er vermag nicht einmal zu erkennen, mit welchen Wohltaten Euer königliches Haus ihn überschüttet.
DER KÖNIG: Man sagte mir, daß mein Ahne Karl der Große mit den zwölf Pairs Florenz erbaut habe; ist das wahr?

PHILIPPE DE COMMINES: Wenn er es auch nicht eigentlich erbaut hat, so hat er doch geholfen, es aus den Ruinen wieder aufzurichten.
DER KÖNIG: Also sind die Florentiner meine Kreaturen und sind Rebellen. Mein ritterliches Gelübde zwingt mich, sie zu bestrafen und ich werde es mit aller Härte tun.
PHILIPPE DE COMMINES: Wir täten besser, diesen Leuten freundschaftlichere Gefühle für uns einzuflößen, als sie uns zu Feinden zu machen. Da Eure Hoheit beschlossen hat, über Neapel nach Toscana zu ziehen, werden wir dafür Sorge tragen müssen, daß unser Rücken gedeckt sei.
SIRE DE BONNEVAL: Der Herr von Argenton tut immer so, als ob wir je geschlagen werden könnten.
DER KÖNIG: Das ist wahr, Ihr seid nicht zuversichtlich, mein Herr! Ihr gleicht meinem Vater.
PHILIPPE DE COMMINES: Der war ein großer Fürst und handelte stets wohlbedacht.
SIRE DE CHATILLON *(sehr laut)*: Der König ist nicht nach Italien gekommen, um hier den Schulmeister zu machen, wohl aber, um der Welt seine Tapferkeit zu zeigen und sie durch große Waffentaten in Erstaunen zu setzen.
DER KÖNIG: Ich will keine anderen Vorbilder gelten lassen als diese Herrlichen, Gauvain, Lancelot und Renaud de Montaubau, die so große Heldentaten vollbrachten. Ich hoffe, es mit Gottes Hilfe ihnen gleichzutun!
SIRE DE CHATILLON: Das heiß ich mir gesprochen! Was nützt's, ein gewaltiger Ritter und gefürchteter Sieger zu sein, wenn man überlegend, hin- und widerwägend, den vorsichtigen Fuchs spielt? Bei Gott! Wir kommen überall durch, überall! Mit Schwertstreichen und Lanzenstößen hinweg über Köpfe und Leiber!

Sonst lohnte es nicht die Mühe, soweit marschiert zu sein!

SIRE DE BONNEVAL: Schlagen, kämpfen, lieben, Feste und Triumphe feiern! Nichts anderes kann mich von Frankreich fernhalten!

DER KÖNIG *(lächelnd)*: Die haben's begriffen! — Ich denke wie Ihr. Geh schlafen, Herr Philippe, du bist alt und die Feuer deines Herzens sind erloschen.

Rom

Das Zimmer Papst Alexanders VI.

Der Papst, Giorgio Bosardi, der Zeremonienmeister Burchard.

DER PAPST: Meister Burchard, mein Freund, stelle dich ein wenig hinter die Türe und achte, daß uns niemand unterbricht. Ich habe mit diesem Burschen da zu reden.

BURCHARD: Jawohl, Hochheiliger Vater. *(Er verschwindet hinter der Türe.)*

DER PAPST: Also, Giorgio, Esel, der du bist, merk auf und versuche zu verstehen. Du reisest noch heute nach Konstantinopel ab und befleißigst dich höchster Schnelligkeit.

BOSARDI: Jawohl, hochheiliger Vater.

DER PAPST: Hör mich gut an. Du wirst mit niemandem sprechen als mit dem Großwesir und das insgeheim und unter absoluter Verschwiegenheit . . . verstehst du mich?

BOSARDI: Jawohl, hochheiliger Vater. Ich begreife die Absicht Eurer Heiligkeit. Ich werde mich ganz geheim und mit aller Vorsicht dem Großwesir eröffnen.

DER PAPST: Und du wirst nur dem Sultan Bajazet gegenüber ganz offen sprechen.
BOSARDI: So dachte ich zu tun, Hochheiliger Vater.
DER PAPST: Tu nicht so klug, ich weiß genau, wie dumm du bist; aber bei gewissen Dingen weiß man nicht, wem man sich anvertrauen soll; der Leute von Geist ist man niemals sicher.
BOSARDI: Jawohl, hochheiliger Vater.
DER PAPST: Falls du nicht gleich mit dem Sultan sprechen kannst, wirst du dem Großwesir sagen, daß ich ihm meine freundlichsten Grüße und meinen apostolischen Segen sende.
BOSARDI: Jawohl, hochheiliger Vater.
DER PAPST: Du wirst hinzufügen, daß ich an keinem Tag, ja in keiner Minute, seiner Zuneigung für mich vergesse und sie ihm mit Zinsen vergelte; dann wirst du ihm diese schöne Madonna des Giovanni Bellini übergeben, um die er mich durch den venetianischen Gesandten seines Herrn hat bitten lassen.
BOSARDI: Ich werde nicht verfehlen, so zu tun, Hochheiliger Vater. Die Madonna ist schon an Bord meiner Galeere in Ostia und ich werde den Sultan Bajazet und seinen Minister von der großen Freundschaft zu überzeugen wissen, die Eure Heiligkeit für sie hegt.
DER PAPST: Sodann kommst du auf deine eigentliche Sendung zu sprechen, indem du berichtest, wie sehr ich erstaunt bin — und zwar mit gutem Grunde — die fälligen zwei Viertel jener Pension von vierzigtausend Dukaten nicht erhalten zu haben, die Papst Innocente VIII. seit 1489 bewilligt war und wirst darauf beharren, daß ich sie ebenso verdiene wie mein Vorgänger, da ich ja doch mit nicht geringerer Fürsorge als er über den Prinzen Zizimi, den Bruder des Sultans, wache und ihn nicht aus meinem Machtbereich entlasse.

BOSARDI: Eure Heiligkeit kann diesbezüglich beruhigt sein; ich werde durchsetzen, daß die Pension wieder bezahlt wird.

DER PAPST: Nachdem das geregelt ist, tust du des zügellosen Ehrgeizes Erwähnung, von dem der König von Frankreich beseelt ist. Du führst aus, daß er im Begriffe ist, sich des Königreichs Neapel zu bemächtigen und vor allem, daß er sich mit dem Gedanken trägt, Konstantinopel anzugreifen, um die Krone der byzantinischen Kaiser zu gewinnen. Zur Stunde ist er noch nicht in Florenz, aber er wird zu mir kommen, um gegen die Aragonesen zu kämpfen; dennoch macht er schon jetzt kein Hehl aus seinen ehrgeizigen Absichten, welche die Festigkeit des ottomanischen Thrones bedrohen. Er hat mir seine Pläne ebenso mitgeteilt wie den Venezianern und dem Herzog von Mailand, es ist also kein Geheimnis mehr an ihnen. Was er aber mir allein anvertraut hat und was ich Bajazet offenbare, ist seine Absicht, den Prinzen Zizimi von meinem Hof zu entführen, damit er sich seiner zur gegebenen Zeit und am rechten Ort dem Sultan gegenüber bedienen könne. Dies letztere muß ihm Furcht einflößen und du wirst ihm die schwerwiegenden Folgen dieses Geschehnisses klarmachen.

Was mich betrifft, so werde ich den Forderungen Carls VIII. nicht nachgeben und ihm Zizimi nicht ausliefern, solange es mir möglich ist, Widerstand zu leisten; sollte ich aber schließlich nicht stark genug sein und mich gezwungen sehen, meinen Gefangenen ziehen zu lassen, so werde ich es so einzurichten wissen, daß er ihm in einem Zustand ausgeliefert wird, der dem Sultan jede Befürchtung ersparen soll. Das kannst du ihm in meinem Namen versprechen.

Allerdings muß Bajazet sich einer solchen Dienstleistung würdig machen und du wirst diese vertrau-

lichen Dinge so behandeln, daß sie uns nicht bloßstellen können!

BOSARDI: Es ist nicht schwierig, auf die Tragweite dieser Dinge und auf ihre Verkettung hinzuweisen, ohne direkt davon zu sprechen.

DER PAPST: Der Gegendienst, den ich von meinem Verbündeten verlange, soll darin bestehen, mir bei der Vertreibung der Barbaren aus Italien behilflich zu sein; zu diesem Endzweck wäre es mir von Nutzen, über eine gute türkische Armee verfügen zu können, sei es in der Romagna oder in Apulien, um solcherart das Übergewicht über die Franzosen zu bekommen, was für den Sultan ebenso vorteilhaft wäre wie für mich. Das ist deine Mission; hast du verstanden?

BOSARDI: Hochheiliger Vater, die Pension von vierzigtausend Dukaten und die Türken müssen nach Italien.

DER PAPST: Also! Eil dich und bringe mir bald gute Nachrichten . . . Burchard, holla! Burchard!

BURCHARD: Heiliger Vater?

DER PAPST: Geleite diesen Biederen in die heilige Kanzlei und lasse ihm seine Beglaubigungsschreiben übergeben, desgleichen die besondere Botschaft, die ich an den Sultan gerichtet habe. — Ach, könnte ich doch diese französischen Banditen aufhalten, ehe sie bis nach Rom kommen!

Ein Kämmerer tritt ein.

DER KÄMMERER: Hochheiliger Vater, draußen wartet ein Gesandter des Herzogs von Mailand.

DER PAPST: Wer ist das? Ah, gut! Das ist der Kleine! . . . Der Intimus! . . . Tritt ein, mein Freund. Wie befindet sich Herr Lodovico? Sein Neffe Galeazzo ist an einer Krankheit plötzlich in seinen Armen gestorben; und der kleine Junge des besagten Galeazzo desgleichen?

DER GESANDTE: Ja, hochheiliger Vater.
DER PAPST: Solche Unglücksfälle scheinen deinem Herrn bestimmt zu sein; was sagt er?
DER GESANDTE: Er sagt, daß Eure Heiligkeit ihm in der Angelegenheit des Bruders Girolamo nicht Wort halte und daß Ihr diesen Fanatiker und seine täglichen Predigten schont. Ferner, daß die Florentiner viel zugänglicher wären und die Sache der Franzosen freudigen Herzens im Stiche ließen, wenn dieser Mönch ihnen nicht den Kopf verdrehte; ganz Norditalien ist in Erregung.
Die Fürsten sind höchst unzufrieden und der Clerus noch mehr; soll er doch seine Domänen einbüßen, denn Savonarola spricht von nichts geringerem, als von der Auslieferung der Kirchengüter an die Bedürftigen, bis zu den heiligen Kelchen.
DER PAPST: Die Sorge des Herzogs von Mailand um die heilige Kirche amüsiert mich. Solange schwerere Bürden auf meinen Schultern ruhen, befasse ich mich nicht mit Savonarola. Warum hat dein Herr trotz seiner Versprechungen nicht schon mit den Franzosen gebrochen? Macht er sich lustig? Wenn die Venezianer auch noch nichts unternommen haben, so bereiten sie sich doch darauf vor und wir haben Pfand gestellt. Ich und die Neapolitaner, sind wir denn für alle Zeit zu Eurem Vergnügen da? Nur die Florentiner und dein Herr können sich nicht entscheiden. Wann wird das ein Ende nehmen?
DER GESANDTE: Das beruht auf Gegenseitigkeit. Geht offen gegen Savonarola vor und wir werden uns Eure Interessen angelegen sein lassen. Das läßt Euch der Herr Herzog erklären.
DER PAPST: Sprich über all das mit Don Cesare und ich werde bedenken, was geschehen kann.

Vor Florenz

Ein Kreuzweg unweit des französischen Lagers.

Ein brennendes Bauernhaus, dessen Besitzer weinend auf dem Boden liegt. Auf einem Stein sitzen Jean de Bonneau, Bogenschütze in der Compagnie des Herrn de Terride und Jacques Lamy, ein anderer Bogenschütze; sie essen Brot und Zwiebel aus der Hand und lassen von Zeit zu Zeit einen Schluck Wein in ihre Kehlen fließen.

JACQUES LAMY *(zum Bauern):* Wie alt war deine Frau?

DER BAUER *(weinend):* Noch nicht zweiundzwanzig Jahre.

JEAN DE BONNEAU: War sie hübsch? . . . Nanu! stöhne doch nicht so, du gebärdest dich wie ein Kalb. Sie haben sie getötet, stimmt; was weiter?

DER BAUER *(händeringend):* Ach, mein Gott, mein Gott!

JACQUES LAMY: Wir Gascogner sind Draufgänger! Iß ein Stück . . . nimm!

DER BAUER: Nein! . . . Nein! . . . Ach, mein Gott!

JEAN DE BONNEAU: Was geschehen ist, ist geschehen, du armseliger Biedermann, verstehst du? . . . Das ist der Krieg! Auch der Soldat muß sich ein wenig amüsieren.

DER BAUER: Meine Frau! Meine arme Frau!

JACQUES LAMY: Du tätest besser, den Brand deiner Baracke zu löschen, sonst verbrennt alles!

DER BAUER: Das ist mir gleich.

JEAN DE BONNEAU: Das ist ein Vieh! Na, guten Tag, tröste dich. Kommst du, Jacques?

JACQUES LAMY *(zu dem Bauern):* Nimm, mein Junge, ich lasse dir den Rest vom Brot und zwei

Zwiebeln . . . Iß, wenn's dich danach gelüstet! Wahrhaftig, er ist ein Vieh!

Der Bauer schluchzt. Die Soldaten entfernen sich und singen im Rausch:

„Châtillon, Bourdillon, Bonneval,
Gouvernent le sang royal."

Florenz

Vor dem Palazzo Medici.

Der Platz ist von Volk erfüllt. Schreien, Tumult, Gebrüll und plötzliche Ausrufe. Vor den Toren des Palastes Trupps von Armbrustschützen, Arkebusieren, französischen und schweizerischen Lanzenträgern, zwei Ordonnanzcompagnien in Bereitschaft. Geschütze werden quer durch die Menge angefahren und vor dem Palais aufgestellt. An den Fenstern zahlreiche Offiziere, die Helme auf dem Kopf.

EIN LASTENTRÄGER *(die Faust gegen die Franzosen schüttelnd):* Oh, diese Verbrecher!

EIN METZGER: Die verfluchten Räuber! Ich werd' ihnen schon noch mit meinem Hackmesser den Bauch aufschlitzen!

EIN BÜRGER *(der auf einen Eckstein gestiegen ist):* Bürger, Freunde, glaubt nicht ein Wort von dem, was man Euch über diese elenden Ultramontanen sagt! Die sollen unsre Freunde sein! Ja, was für Freunde! Sie haben Sarzana gestürmt und in Brand gesteckt, haben Männer, Frauen und kleine Kinder erwürgt! Man hat grauenhafte Dinge gesehen.

EINE STIMME AUF DEM PLATZ *(ruft):* Nieder mit den Franzosen!

DER BÜRGER *(gestikulierend):* Wir haben Pietro di Medici verjagt! Er hat sich zu seinen schuftigen

Brüdern, dem Kardinal, und den anderen gesellt. Und diese Eindringlinge wollen ihn uns zurückbringen? Ist er nicht ein Feigling, ein Verräter? Wir haben seine Wappenschilder durch den Kot geschleift und er soll sie wieder erheben? Wir haben seinen Palast vom Grunde bis zum Giebel demoliert und sollen ihn wieder aufrichten? Das ist eine Schmach!

BRAUSENDE RUFE: Tod den Medici! Tod den Franzosen!

EIN JUNGER MANN *(auf einen anderen Eckstein springend):* Ja, Tod ihnen! Sie sind niederträchtige Kerle, Barbaren! Nachdem sie uns Pisa in Aufruhr brachten und uns mit Belagerung drohten, haben wir sie in der Stadt empfangen! Wir ließen König Karls Einzug unter einem Thronhimmel zu, als wäre er ein Heiliger! Wir ließen sie, die Lanze am Schenkel, gleich Triumphatoren durch die Straßen ziehen! Wir haben sie mit Freundschaft, Höflichkeit und Aufmerksamkeit überschüttet! Man hat ihnen in der Kirche San Felice die Verkündigung der Hochheiligen Jungfrau vorgespielt und zweimal sogar, weil sie es verlangt haben; und nun wollen sie uns zu Sklaven machen!

DIE MENGE: Nein! Nein! Nein! Tod den Franzosen! Die Stöcke, her die Stöcke! Zu den Schwertern!

Große Geschäftigkeit; das Volk greift zu den Waffen.

KAPITÄN TERRIDE *(zu seinem Leutnant):* Bleibt an der Spitze der Compagnie und laßt Eure Leute das Visier schließen . . . Ich gehe hinauf, um zu berichten, was sich hier zuträgt.

DER LEUTNANT: Wir wollen dieser Canaille eine tüchtige Salve geben, mein Herr, nicht wahr?

KAPITÄN TERRIDE: Ja, aber wartet den Befehl ab. Keine Unbesonnenheit!

(Er steigt vom Pferd und geht ins Palais.)

Ein Saal des Palazzo Medici.

Der König, Filippo di Savoia, der Comte de Bresse, Herr de Piennes, Herr de Bourdillon, Herr de Bonneval, Herr d'Argenton; zahlreiche Offiziere, Gino Capponi und drei florentinische Kommissare.

DER KÖNIG *(mit dem Fuß stampfend):* Ich bin der Herr und man hat zu gehorchen!

GINO CAPPONI: Eure Hoheit werden geruhen, uns noch einmal zu sagen, was Sie fordert, und wir werden dann der Signoria Bericht erstatten.

DER KÖNIG: Es sei! Hört mich gut an, denn ich werde meine Worte nicht ein drittes Mal wiederholen, und wenn Ihr Meuterer sein wollt, so werdet Ihr es zu büßen haben!

DE PIENNES: Wohlgesprochen!

DER KÖNIG: Ich will, daß Ihr Euern Fürsten, Herrn Pietro di Medici, wieder einsetzt.

Zustimmende Äußerungen der Franzosen.

CAPPONI: Ich höre.

DER KÖNIG: Werdet Ihr ihn wieder einsetzen?

CAPPONI: Ich höre, und wenn wir wissen werden, um was es sich des weiteren handelt, werde ich antworten.

DER KÖNIG: Seid Ihr noch nicht endgültig gewillt, Euch zu unterwerfen?

CAPPONI: Das wird sich am Ausgang dieser Unterredung zeigen. Für den Augenblick hören wir Eure Hoheit an, um zu erfahren, was Sie will.

DER KÖNIG: Ich sage, daß ich zunächst die Wiedereinsetzung des Herrn Pietro wünsche; weiter will ich daß die ganze Signoria fortan von mir gewählt werde.

CAPPONI: Das also wollt Ihr?

DER KÖNIG: Ja, ich will es.

CAPPONI: Gut, aber wir wollen es nicht!

DER KÖNIG: Ihr wollt es nicht?
CAPPONI: Nein, wir wollen es nicht!
DER KÖNIG: Herrgottsblut! Ich finde Euch reichlich kühn!
CAPPONI: In diesem Augenblick müssen wir's sein.
DER KÖNIG *(zu einem seiner Offiziere):* Gebt mir den Vertrag, damit ihn diese Herren unverzüglich unterschreiben. Hier seht Ihr ihn, meine Herren. Setzt Euch an diesen Tisch; da ist Tinte, da sind Federn. Gebärdet Euch nicht böswillig, mir geht die Geduld aus. Unterschreibt! Unterschreibt!
CAPPONI *(indem er den Vertrag dem, der ihn hält, mit raschem Griff aus der Hand nimmt und in vier Stücke zerreist):* So ist die Antwort der Florentiner auf die Tyrannei!
DER KÖNIG *(außer sich):* Laßt die Trompeten blasen!
CAPPONI: Und wir, wir läuten die Glocken! *(Er zieht sich mit seinen Begleitern zurück.)*
KAPITÄN TERRIDE *(stürzt in den Saal)*: Sire, Befehle! Die Menge auf dem Platz ist ungeheuer groß; wir werden angegriffen werden! Eure Schweizer wollten sich des Borgo d'Ogni Santi bemächtigen, doch wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Was befehlt Ihr?
DER KÖNIG: Ruft Herrn Capponi schnellstens zurück!
Der König geht erregt im Saal auf und ab; de Bourdillon spricht leise zu ihm; dann Stille. Man hört das Schreien und Rufen des Volkes auf dem Platz. Die florentinischen Deputierten treten ein.
DER KÖNIG *(faßt Capponi an der Hand):* Ach, Kapaun, elender Kapaun, du spielst uns hier einen bösen Streich!
CAPPONI: Ich bin Eurer Hoheit Diener, bereit, Euch in allem zu dienen, was Verunft hat.

DER KÖNIG: Mein Diener!
CAPPONI: Der treueste!
DER KÖNIG: Also gut, da du mein Anerbieten, das für dich viel zu gut ist, ablehnst, ist an dir die Reihe, Vorschläge zu machen.
CAPPONI: Ihr seid ein großer König, voll Ritterlichkeit und Großmut! Im Namen Eurer ruhmreichen Vorgänger bitten wir Euch, ihnen an Glanz und Größe nicht nachzustehen und Florenzens Freiheit wiederherzustellen und zu schützen!
DER KÖNIG: Das will ich tun.
CAPPONI: Zum Beweis unserer Dankbarkeit bieten wir Euch eine Gabe von hundertzwanzigtausend Goldgulden an.
DER KÖNIG: Ich nehme sie an. Und was weiter?
CAPPONI: Weiter? Eure Langmütigkeit wird uns unsere Festungswerke zurückgeben, wir werden Pisa räumen und es wird bestimmt werden, daß Pietro di Medici unseren Mauern in einem Umkreis von zweihundert Meilen nicht näherkommt.
DER KÖNIG: Es sei denn! Und nun sind wir gute Freunde. Ich bleibe in Eurer Mitte.
CAPPONI: Nein, Sire. Eine Republik sieht fremde Waffen nicht gerne in ihrem Gebiet. Eure Hoheit wird samt Ihren Truppen abziehen und uns die Unabhängigkeit lassen.
DER KÖNIG: Tod und Teufel! Herr Capponi, Ihr bedient Euch eines sehr sonderbaren Tones! Bin ich ein Lakai, daß ich mich solcherart davonjagen lasse? Haltet Ihr mich für einen Narrenkönig? Das heißt denn doch, mit meiner Nachsicht Mißbrauch treiben! Ich trage ein Schwert und werde es ziehen, wenn Ihr mich noch weiter erbost! Ich werde wahrhaftig nicht gehen! Ich werde bleiben, bei Gott, ich werde bleiben, und zwar solange es mir gefällt, wenn auch nur

zwischen den Trümmern Eurer, von meinen Kanonen zermalmten Häuser, versteht Ihr? Ha! Ihr seid eingebildet! . . . Wer ist dieser Mönch?

(Savonarola tritt ein.)

CAPPONI: Sire, es ist der Bruder Girolamo.

Der KÖNIG: Der bekümmert uns nicht. — Ich kenne dich, Bruder, du bist ein Heuchler, ein Verführer, ein Narr! Fort von hier, oder ich lasse dich . . .

BRUDER GIROLAMO: Ihr könnt mir nichts anhaben, solange Gott, mein Herr, seine Hand über mir hält. Ich höre, daß Ihr nicht ziehen wollt. Wollt Ihr noch immer diese unglückliche Stadt von den Hufen Eurer Pferde zertrampeln lassen? Ich sage Euch, daß . . .

DER KÖNIG: Man bringe ihn hinaus!

CAPPONI: Nehmt Euch in acht, Sire! Die Stimme des Aufruhrs und des Zornes heult durch die Straßen von Florenz. Wenn Ihr Bruder Girolamo etwas zuleide tut, so tut Ihr's auch der Liebe des Landes. Glaubt mir, glaubt mir! Hört ihn an, statt ihn zu beleidigen, ihn, ohne den selbst die Steine sich gegen Euch erheben werden! Ihr wißt nicht, was ein rasendes Volk vermag!

DER KÖNIG: Was willst du, Mönch?

SAVONAROLA: Ich will Euch zu Euch selbst zurückrufen. In Florenz habt Ihr nichts zu tun, Neapel ist's, dessen Ihr bedürft, Neapel und das weite Meer; hernach die königliche Krone, die Euch von der Vorsehung bestimmt ist, der Untergang der Türken, die Vernichtung der Heiden und der erhabene Name eines Oberhauptes der gesamten Christenheit, nicht aber des kleinen Florenz! Setzt nicht einem kleinlichen Zornes-eifer zuliebe die Sendung aufs Spiel, die Euch Gott bestimmt hat und die Schätze, mit denen er Euch überhäuft! Geht den Weg, den Eure unabänderliche Bestimmung Euch vorschreibt! Raubt einem armen kleinen Lande, das Euch liebt, nicht die Freiheit. Tut

nicht wie David und raubt nicht einem Armen seine magern Lämmer, derweil große, reiche Herden Euch bestimmt sind! Nehmt Euch in acht davor! Ihr sollt mit allmächtiger Hand die Kirche reformieren! Laßt sie sein, die kleinen Dinge! Des Großen nehmt Euch an und handelt nicht so, daß Ihr eines Tages, von Gott verstoßen, ein neuer Saul werdet.

DER KÖNIG: Dieser Mann spricht, als wäre er der Wahrheit seiner Rede gewiß! Bist du davon überzeugt, daß ich Kaiser des Orient werden würde?

SAVONAROLA: Wer war es, der vor vier Jahren voraussagte, daß Ihr zu uns kommen und unbesiegbar sein würdet? Wer hat den Sturz der Aragonesen und Euren Einzug in Rom prophezeit?

DER KÖNIG: Ja, ich werde in Rom einziehen; du sprichst wahr!

SAVONAROLA: Zieht also, Sire, und verliert keine Zeit!

(Ein Offizier tritt ein.)

DER OFFIZIER: Wenn die florentinischen Behörden sich nicht unverzüglich ins Mittel legen, werden wir in diesem Palais blockiert sein. Die Straßen sind voll bewaffneter Bürger und blindwütiger Narren!

CAPPONI *(zu seinem Begleiter):* Wenn der König unseren Bitten willfahrt, so kommt und laßt uns eine schreckliche Katastrophe verhindern.

DE BOURDILLON: Sire, ich glaube, wir müssen nachgeben; wir haben in dieser Stadt wirklich nichts zu tun. — Später einmal werden wir Vergeltung üben.

DER KÖNIG: Du glaubst?

SAVONAROLA *(dem König ins Ohr flüsternd):* Hütet Euch, Sire, die himmlischen Heerscharen der Engel steigen herab aus den Höhen und stellen sich wider Euch!

DER KÖNIG *(zu Capponi):* Werdet Ihr Eure Bedingungen einhalten?
CAPPONI: Ohne Verzug. Das Geld wird Euch ausgezahlt.
DER KÖNIG *(zu seiner Umgebung):* Zu Pferde, meine Edlen! Unsere Liebe für Florenz geht uns über die Politik! Noch diesen Abend werden wir unterwegs nach Neapel sein. Herr de Piennes, Ihr werdet die Vorhut befehligen; die Kundschafter sollen unverzüglich aufbrechen.
DIE FLORENTINER: Es lebe der König!
(Eine Volksversammlung vor einem der Stadttore.)
EIN BÜRGER: Endlich, jetzt sieht man nichts mehr als den Zug der Nachhut; sie sind schon weit fort, diese verfluchten Franzosen! Der Teufel behüte sie! Wer anders als Bruder Girolamo hat uns befreit?
EIN SCHNEIDER: Er hat mit dem König ohne alle Umschweife gesprochen und ihm seine Meinung gesagt.
EIN SCHLOSSER: Er hat sie ihm so gesagt, wie ich guten Tage sage, und der arme Schlucker hat tüchtige Angst gehabt.
EIN MAURER: Bruder Girolamo ist der Prophet Gottes!
DIE MENGE: Dem, der daran zweifelt, wird der Bauch aufgeschlitzt! Laßt uns das Ungeheuer der Verderbnis totschlagen, laßt es uns totschlagen! Es lebe Girolamo! Es lebe der Prophet Gottes!

An der venetianischen Grenze.

Ein Lager von sechstausend italienischen Freischärlern. — Eine weite, fruchtbare Ebene, mit Bäumen, Weinpflanzungen und Garben bestanden; am Horizont sind Dörfer sichtbar; durch die Mitte der Landschaft fließt ein Bach, an dessen Ufern die Zelte der Truppen aufgestellt sind. An der Uferböschung eine mit grünen

Guirlanden geschmückte Bretterbude, in der Getränke verkauft werden. Troßknechte führen ihre Pferde zur Tränke und zurück. Bewaffnete Männer, Armbruster, Bogenschützen, Lanzenträger, Bauern, Bäuerinnen, Freudenmädchen, Bettler. Die einen gehen auf und ab, andere zanken; viele sitzen vor der Schenke, schwatzen, lachen und spielen mit Würfeln oder Karten.

EIN BEWAFFNETER: Es lebe die Liebe! Ich verlasse die Armee des Alessandro del Tiaro und verpflichte mich dem Scariotto. Zum Teufel mit meinem ersten Kapitän, dem Krebs! Man stirbt vor Hunger bei ihm!

EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Ich kenne ihn, ich habe bei ihm gedient! Dieser Leuteschinder hat für den Soldaten nichts als böse Worte.

EIN TROMPETER: Das ist wahr. Sprecht nur von Battista di Valmontone! Das ist ein braver Condottiere!

EIN BAUER *(die Mütze in der Hand):* Hochedle Herren, ich bin ein armer Mann.

EIN LANZENTRÄGER: Du tätest besser, reich zu sein und mir zwei gute Dukaten auf das Glück der Würfel zu setzen.

DER BAUER: Verzeiht, hochedler Herr Lanzenträger, ich schwöre Euch bei der Madonna und dem heiligen Kind: ich bin ein ganz armer Mann! Ich bin in der kläglichsten Lage und zu all dem habe ich noch meine letzte Kuh durch zwei ehrenwerte Chevaulegers eingebüßt, die sie mir weggeführt haben.

EIN TROMMLER: Diese Erscheinung kenne ich; er geht in allen Truppenlagern herum und hat immer seine letzte Kuh verloren, das ist sein Beruf.

DER BEWAFFNETE: Wieviel verdienst du so durchschnittlich?

(Der Bauer setzt seine Mütze auf und entfernt sich.)
EIN ARMBRUSTSCHÜTZE: Man sagt, daß der Soldat die Seßhaften bestiehlt; ich sage Euch aber, daß es bei genauem Zusehen die Seßhaften sind, die dem armen Soldaten durch ihre Herbergen, ihre habsüchtigen Kaufleute, ihre Spiel- und Freudenhäuser, durch ihre ewigen Klagen und Beschwerden, das letzte Hemd ausziehen und ihn auf dem Stroh verrecken lassen.
EIN TROMPETER: Bei Gott, du hast Vernunft! Aber wer ist das, der da auf uns zukommt, ganz in Sammet, Seide und Borten, die Feder an der Mütze, die Nase in der Luft, die Faust in die Hüfte gestemmt und in so herausfordernder Haltung? Gottstod! Welch ein Protzhans! Dabei hat er nicht mehr als drei blonde Haare unter der Nase und zählt höchstens achtzehn Jahre!
DER ANKÖMMLING: Meine Herren Soldaten, ich begrüße euch und brenne darauf, eure Bekanntschaft zu machen.
DER BEWAFFNETE: Wir werden gerne die Euren werden, wenn Ihr uns gesagt haben werdet, woher Ihr des Weges kommt.
DER ANKÖMMLING: Ich verberge nicht, wer ich bin. Ich bin ein Ordelaffo da Forli, Cousin des Herrn Antonio, folglich Edelmann, was wohl die wenigstens von euch sein werden. Den Ruhm anbetend und entbrannt in ritterlichstem Ehrgeiz, komme ich, um mich den Truppen meines Verwandten anzuschließen und bitte euch um eure Freundschaft für die meine.
DER ARMBRUSTSCHÜTZE: Wenn ich so ein schönes Kleid hätte, würde ich Kaufmann oder Priester werden; aber gewißlich würde ich mich nicht aus Herzensneigung der Hellebarde, dem Hunger, dem Durst, der Kälte, der Hitze und den schlaflosen Nächten vermählen.

DER ANKÖMMLING: Mein guter Freund, Ihr seid ohne Zweifel von irgendeinem Kärrner gezeugt und die Niedrigkeit Eurer Neigungen ist höchst natürlich. Was mich betrifft, so weiß ich, daß ich dem Geschlecht der Falken entstamme; ich liebe die freie Luft, den Kampf, den Lärm; weder Regen noch Sturm macht mir Angst, und wenn die Sforza und so viele andere Fürsten geworden sind, sehe ich nicht ein, warum ich es nicht ebenso werden soll.

DER LANZENTRÄGER: Pest, was für ein Springinsfeld! Hast du eine Dublone oder eine Zechine in der Tasche? Spielen wir eine Runde Prime, dann führe ich dich zu Don Agostino di Campo-Fregoso, der mehr gilt als dein Cousin.

DER ANKÖMMLING: Du schnurriger Einfaltspinsel! Ich habe in meinem Täschchen fünfzig deutsche Gulden. Auf drei Runden Bassette, willst du?

DER TROMMLER: Das ist entschieden ein Tapferer! Karten! Karten!

EIN MÄDCHEN *(zu ihrer Gefährtin):* Sie werden ihn rupfen; 's ist gleich. Wir verlieren nichts an dieser Taube. Morgen werden wir ihm helfen, seinen Sold aufzuessen.

DIE GEFÄHRTIN: Sei auf der Hut vor ihm! Er hat böse Augen und eine lockre Hand. Sein Messer wird nicht sehr fest in der Scheide stecken.

Ein kleines Palais

in neuestem Stil mit flachem Dach, mit Lauben, Arkaden und Kolonnaden, die mit Statuen geschmückt sind; eine Loggia wird von Satyrfiguren aus Terracotta getragen. Das Palais steht inmitten eines reich mit Blumen und Cypressen bepflanzten Gartens. — Ein vornehm ausgestatteter und möblierter Saal, Truhen

mit elfenbeinernen und perlmutternen Intarsien, Ebenholzschränke mit geschnitzten Figuren, venetianische Gläser, große Sofas. — Vor einem der Fenster im besten Licht ein Gemälde auf einer Staffelei. — Deïphobo da Auguillara, Generalkapitän der Freischärler; Kapitän Don Sigismondo di Brandolino, der neapolitanische Dichter Cariteo.

ANGUILLARA: Nun, Herr Cariteo, der Ihr doch in Dingen der Kunst so feinfühlig und wohlbewandert seid, wie findet Ihr dieses Gemälde?

CARITEO: Es ist von Barbarelli, wenn ich nicht irre.

ANGUILLARA: Gut geraten! Es ist von Giorgione und ist, bei meiner Seele, eins seiner besten! . . . Aber ich will Euch nicht beeinflussen . . . Sagt frei Eure Meinung!

CARITEO: Es ist ein großartiges Gemälde!

ANGUILLARA: Ich bin sehr froh, daß Ihr so denkt. Dieser Schatz kam soeben erst in meine Hände und ich ließ ihn gerade auspacken.

CARITEO: Wundervoll! Wundervoll, sage ich! Man könnte den Zauber der Farbe nicht mächtiger wirken lassen! Übrigens ergeben sich hier köstliche Reflexe in der Manier da Vincis! Und welche Originalität! Welche Freizügigkeit! Welches Feuer! Was ist er doch für ein Mann, dieser Giorgione, einer der rühmlichsten des Jahrhunderts!

KAPITÄN BRANDOLINO: Dennoch ziehe ich die florentinischen Maler den venetianischen vor; ihre Zeichnung ist unvergleichlich schärfer und ihre Art, die Farben nebeneinanderzusetzen, hat etwas, das mich entzückt.

CARITEO: Glaubt mir, Giorgione und Bellini sind von göttlicher Herkunft! . . . Ist es mir erlaubt, hier zu bemerken, daß Signor Deïphobo nicht wollte, daß der

Künstler erst in den Himmel kommen müßte, um die unvergleichliche Schönheit dieser Juno zu schauen? .. Er hat sie ihm auf Erden gezeigt.

ANGUILLARA *(lächelnd):* Ihr seid indiskret, und die Damen entschuldigen dieses Verbrechen nicht. . . . Aber im Ernst, habt Ihr sie erkannt?

CARITEO: Ja, doch ist das Genie des Malers ohne Zweifel hinter den unfaßbaren Vollkommenheiten des Modells zurückgeblieben.

ANGUILLARA: Kein Zweifel, das Modell ist nicht schlecht.

KAPITÄN BRANDOLINO: Signor Deïphobo ist das Glück in allem günstig.

KAPITÄN BARTOLOMEO FALCIERA *(auf der Türschwelle):* Kann ich den gnädigen Herrn sprechen?

ANGUILLARA: Was wollt Ihr? Ich bin beschäftigt, Kapitän. Aber tretet immerhin ein . . . Was gibt's?

FALCIERA: Auf die Anklage des elenden Pöbels hin wurde einer meiner besten Kavaliere von Kohorten in Haft genommen, und man sagt, daß Ihr befohlen habt, ihn zu henken.

ANGUILLARA: Ich weiß, um was es sich handelt. Euer Kavalier wird gehenkt. Ihr tut mir leid, aber er wird gehenkt.

FALCIERA: Überlegt doch, edler Herr, welchen Schaden Ihr mir bereitet. Seit vier Jahren bin ich um die Ausbildung dieses Mannes bemüht und habe ihn in allem freigehalten; er ist ein anständiger und waffenkundiger Mensch. Ich habe ihm Darlehen gewährt, und er schuldet mir nicht weniger als fünfzehn Dukaten . . . Die werde ich nun verlieren.

ANGUILLARA: Das ist höchst unangenehm, ich begreife; aber ich höre immer wieder, daß die Landleute mißhandelt werden; und wer das tut, wird gehenkt, so ist die Regel, von der ich nicht abweichen werde.

Euer Tropf setzt in aller Ruhe einem Bauern den rechten Fuß ins Feuer und verspricht ihm, mit dem linken das gleiche zu tun, wenn er nicht sein Geld herausgibt! *(Man lacht.)* Das sind die ungeheuerlichsten Dinge der Welt! Sind wir in Deutschland, in Frankreich oder gar in Neapel? Dann wär's freilich ganz anders, ich könnte aus Rücksicht für Euch die Augen zudrücken, und im übrigen lohnte es nicht die Mühe, sich aufzuregen. Aber zum Teufel! Wir sind in Italien, und wenn die Freischärler die Bauern so behandeln, werden wir bald in Hungersnot sein und man wird sie auf uns hetzen wie auf wilde Tiere. Ich liebe diese üblen Praktiken nicht, damit muß aufgeräumt werden. Gehen wir in Ruhe unserm Handwerk nach und ohne die anderen zu belästigen, die sich dem ihren widmen. Euer Mann wird gehenkt!

FALCIERA: Ich habe Unglück beim Spiel. Bei der letzten Unterhandlung mit den Venezianern habe ich einen meiner Leute bei mir gehabt, und das hat ihm den Tod gebracht.

ANGUILLARA: Haben die Feinde gewagt, ihn ohne Grund zu töten?

FALCIERA: Ach Gott, nein! Die Kameraden der anderen Partei haben uns im Gegenteil geholfen, unseren Toten wegzutragen; es waren Leute des Kapitäns Ercole Bentivoglio. Der arme Teufel hat ganz einfach durch die Hitze und die Schwere des Panzers einen Schlagfluß bekommen.

ANGUILLARA: Da kann niemand dafür. Aber tröstet Euch, Kapitän Falciera. Von Zeit zu Zeit muß man einiges Mißgeschick über sich ergehen lassen, das sagt Euch Seneca in besseren Worten als ich. Setzt Euch einstweilen und nehmt ein Glas von diesem Friaulerwein zu Euch, der wahrlich nicht schlecht ist.

FALCIERA *(mit einem Seufzer)*: Auf Eure Gesundheit, hochedler Herr!

Vincenzo Quirini, venezianischer Senator, tritt ein; seine reiche Kleidung besteht aus einem roten Brokatkleid mit großen, grün und gelb gestickten Ranken; um den Hals trägt er eine goldene Kette, sein schwarzes Sammetbarett, rundum mit großen Perlen bestickt, hält er in der Hand. Er hat ein schönes, stark gebräuntes Gesicht, schwarze, kurz geschnittene Haare, einen langen, schwarzen, wohlgepflegten Bart und trägt Ohrgehänge aus Rubinen.

QUIRINI *(zu Anguillara)*: Welche Freude, Euch zu sehen! Gott segne Euch, erlauchter Freund! Laßt Euch umarmen!

ANGUILLARA *(indem er auf ihn zueilt und ihn an sein Herz drückt)*: Wie, Ihr seid es? Ah, Signor Vincenzo! Welches Glück! ... mein edler, erlauchter Pate!

QUIRINI: Ich begrüße Euch aufs herzlichste, Signor Cariteo, und Euch, hochedle Herren, die ich hier versammelt sehe. Um es kurz zu machen: die erlauchte Signoria entsendet mich zu Euch. Wir wollen wissen, ob Ihr unsere Zahlung annehmt.

ANGUILLARA: Meine Verpflichtung den Aragonesen gegenüber erlischt in einem Monat. Wieviel bietet Ihr mir?

QUIRINI: Zwölftausend Dukaten monatlich.

ANGUILLARA: Bei dieser Summe werden wir nicht einig. Ich beziehe gegenwärtig vierzehntausend und bekomme von Herrn Sforza und von den Franzosen die schönsten Anerbieten. Don Francesco Sanseverino kam persönlich, um sie mir zu unterbreiten. Seht, so stehen die Dinge. Wollt Ihr mich? Dann bezahlt, was ich verlange. Wollt Ihr mich nicht? Ich werde einen anderen Weg gehen. — Aber nehmt doch Platz!

QUIRINI: O Gott! Das köstliche Gemälde! . . . Juno, Jupiter umarmend! . . . Bewunderungswürdig! . . . Von Giorgione, das ist klar. Er allein vermag ein solches Meisterwerk zu vollbringen! Ei, wartet doch einmal, mir scheint, das ist das Porträt der . . . Tausend Glückwünsche, Herr Jupiter! Bei Gott, mein Freund, wenn Ihr zu uns kommen wolltet, wäre ich von Herzen froh. Aber, allem voran Eure Interessen, das ist selbstverständlich. Wir werden immer Condottieri finden, minder berühmte, ohne Zweifel, aber um so gefügigere.
ANGUILLARA: Um das Geld, daß Ihr es Euch kosten lassen wollt, werdet Ihr keinen Kapitän von Rang bekommen: weder den Kardinal von Capua, noch den großartigen Gattamelata, noch Colleoni, noch Piccinino, noch dal Verme; höchstens Leute zweiter Ordnung. Aber wie Ihr wollt! Doch vergeßt nicht, daß billige Ware der Ruin des Käufers ist. Ich habe bereits zehn eiserne Schleudermaschinen, und habe noch weitere sechs gekauft, die man mir gestern hierhergebracht hat. Zwei davon sind eine Erfindung des kleinen Michelangelo Buonarotti. Steine, die achtmal so groß wie Euer Kopf sind, schleudern sie vierhundert Schritte weit! Ich übertreibe in nichts.
BRANDOLINO: Das stimmt ganz genau, ich habe die Proben gesehen und bin jetzt noch voll Schrecken.
ANGUILLARA: Keine Truppe besitzt eine Artillerie, die der meinen vergleichbar wäre; ich will's nicht dabei bewenden lassen, Euch von meinen Schleudermaschinen gesprochen zu haben, ich habe mächtige Kanonen und Feldschlangen, die von Deutschen bedient und gehandhabt werden, die mich pro Mann und Monat sechzehn Gulden kosten, andere Kosten nicht mitgerechnet. Doch lassen wir diese Einzelheiten, ich gehe nicht darauf aus, Euch zu verblüffen. — Ich habe zweitausend bewaffnete Leute, vollkommen kampf-

geübt und reichlich ausgestattet, tausend wunderbare albanische Stradioten und viertausend Mann Fußvolk, die Blüte der Infanterie. Da scheint mir, daß ich niemand Unbill zufüge, wenn ich sechzehntausend Dukaten fordere.

QUIRINI: Ohne Zweifel . . . ohne Zweifel . . . und man würde Euch auch ohne allzugroßes Zaudern das Verlangte gewähren, wenn nicht böse Zungen behaupteten, daß Ihr Eure Soldaten, um sie zu schonen, niemals zum Kampf kommen laßt.

ANGUILLARA *(lebhaft)*: Nach meiner Meinung, die auch die aller wahrhaften Kriegsleute ist, handelt es sich darum, in den Schlachten zu siegen und durch geschicktes Manövrieren Land zu gewinnen. Es liegt mir nichts daran, die Welt ohne Notwendigkeit zu massakrieren! Ein solches Prinzip ist klar wie Kristall. Welche Dummheit und welche wilde Brutalität, die armen Teufel von Soldaten nur zum Vergnügen abzuwürgen oder zu verwunden und blind draufloszuschlagen! Das paßt für Schweizer, Franzosen und Spanier — für Barbaren, mit einem Wort! Wir aber, wir sind Italiener!

QUIRINI: Unglücklicherweise kämpfen diese Barbaren bis zum letzten Atemzug und müssen einem so ungleichen Spielpartner gegenüber schließlich die Oberhand gewinnen.

ANGUILLARA: Was denkt Ihr, Ihr erlauchter Herr Poet, über unsere Unterhaltung, in der wir ohn' Unterlaß den tobenden Gott Mars inmitten blutender Bataillone darstellen?

CARITEO: Jede Zeit hat ihre Mode und die Poeten bilden sich sehr oft Dinge ein, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben.

ANGUILLARA: Gut geantwortet! Im übrigen, teurer Vincenzo, befragt Euern Alviano, der mit der erlauchten

Republik vermählt zu sein scheint, da er doch keiner anderen Macht Dienst leistet; er wird Euch sagen, ob er es liebt, seine Leute ohne Grund hinzuopfern. Trotzdem ist er ein tapferer Mann!

QUIRINI: Wir verweigern ihm weder Ehren noch Geld und haben ihm die Stadt Pordenone samt dem dazugehörigen Flachland gegeben . . .

ANGUILLARA: Dort hat er ein Paradies; man sieht nur Künstler, Literaten und andere Leute von Begabung. Seine Akademie ist weithin berühmt. Setzt mich in den Stand, ein so vornehmes und edles Leben führen zu können und ich werde Euch ebenso gut dienen wie er.

QUIRINI: Verpflichtet Ihr Euch, wenn's nötig sein sollte, fest auszuharren, koste es auch die Welt?

ANGUILLARA: Nur insofern nach meinem freien Ermessen, als ich gegen andere Condottieri niemals kämpfen werde. Das wäre schön, ehrenhaft und rechtschaffen, wenn ich einem Kameraden Verluste verursachte, der mir am nächsten Tag meine Truppen schlüge; ich könnte mich nachher, wenn ich in jemandes anderen Sold stünde, nicht wieder unter derselben Fahne mit ihm zusammenfinden! Aber gegen unstete Barbaren werde ich leichten Herzens ausziehen; doch werdet Ihr mir eine Entschädigung für die Gefallenen, Verwundeten und für die verlorenen Pferde gewiß nicht vorenthalten, ebenso werdet Ihr mir das verlorene Gepäck vergüten . . . Seid Ihr damit einverstanden?

QUIRINI: Wir fangen an, uns zu verständigen.

ANGUILLARA: Also können wir unterhandeln; wenn es Euch gefällig ist, morgen früh; und für den Augenblick: speist mit uns.

BRANDOLINO: Ich teile Euch mit, daß die Morella hier ist.

QUIRINI: Wahrhaftig?
ANGUILLARA: Bravo! Das Feuer steigt mir in die Wangen!
QUIRINI: Aber Eure Kriegerbehausung ist, mit all ihren Herrlichkeiten, ein Athen und ein Amathunt zugleich!
BRANDOLINO: Wir haben nicht nur Musiker von größten Fähigkeiten, nicht nur den unvergleichlichen Tänzer Gian-Papolo, sondern mehr noch, Signor Cariteo und Serafino Aquilino werden uns ihre neuesten Gedichte vorlesen.
ANGUILLARA: Also zu Tische!
QUIRINI: Noch ein Wort, ich bitte Euch! Wenn wir uns bezüglich der militärischen Verpflichtung einigen und Ihr Euch dem Dienst der Republik widmet, werden Eure Truppen die Bauern nicht allzusehr rupfen?
ANGUILLARA: Ich halte strenge Diziplin, Ihr könnt Euch auf mich verlassen. Übrigens, fragt den Herrn Kapitän da, es ist Bartolomeo Falciera, was er darüber weiß. Er hat soeben Erfahrungen gemacht.
QUIRINI: Das ist Gold wert! Wir werden gut zusammenstehen.
ANGUILLARA: Nun genug der Geschäfte für heute. Laßt uns nur mehr daran denken, wie wir uns am besten unterhalten. Und jetzt wollen wir speisen!

Venedig

Ein Saal des herzoglichen Palastes.

Die drei Staatsinquisitoren bei einer Sitzung; ein Tisch, mit Depeschen und anderen Papieren bedeckt.

DER ERSTE INQUISITOR *(einen Brief in der Hand haltend)*: Hört die Neuigkeit! Nachdem die Franzosen in Rom und Neapel so anmaßend triumphiert haben,

verließen sie die letztgenannte Stadt in höchster Unordnung. Was für Narren sind sie doch! Ohne Vernunft, ohne Mäßigung und ohne Vorsicht! Die Aragonesen sind hinter ihnen her und die Truppen des Papstes machen ihnen die Hölle heiß. In Eilmärschen ohne Rast bemühen sie sich, die Apeninnen zu erreichen und zu überschreiten.

ZWEITER INQUISITOR: Wir haben gestern beschlossen, die Neutralität aufzugeben: sind die Angriffsbefehle erlassen worden? Ist unsere Armee für den Kampf gut vorbereitet?

DRITTER INQUISITOR: Hier sind die letzten Berichte unserer erlauchten Proveditori und unseres Generals, des Marchese di Mantua, wonach Vincenzo Quirini uns angekündigt, daß er mit Anguillara zu einem Einverständnis gekommen ist. Demnach haben wir vierzigtausend Mann und die Franzosen höchstens siebentausend.

ZWEITER INQUISITOR: Wenn Bruder Girolamo Savonarola etwas mehr Weisheit in seinem Predigerhirn hätte, so wäre es ihm wohl eingefallen, den Feind aufzuhalten; aber statt an Politik zu denken, träumt er von sittlicher Erhebung.

ERSTER INQUISITOR: Ich erhielt eine Nachricht vom Chef des Arsenals zu Padua. Die letzten Munitionstransporte, die für unsere Truppen bestimmt sind, sind unterwegs. Es fehlt nichts mehr zur Rüstung. Lebensmittel sind im Überfluß vorhanden.

ZWEITER INQUISITOR: Wir sind zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Unseres Sieges fast gewiß, müssen wir auch schon an die weitere Zukunft denken. Werden wir dem uns verbündeten Herzog von Mailand die Festungswerke, die ihm gehören, und die wir besetzen, wieder zurückgeben?

DRITTER INQUISITOR: Jedenfalls wäre uns die Unterstützung der Florentiner von großem Wert.
ERSTER INQUISITOR: Ich denke darüber anders. Mit dem Pöbel kann man niemals ein fruchtbares Bündnis schließen. Zählen wir nur auf uns selbst und fassen wir den Entschluß, Lodovico nichts zurückzugeben. Denkt Ihr nicht, daß wir gut daran täten, die erlauchten Proveditori von unseren Beschlüssen in Kenntnis zu setzen?
DRITTER INQUISITOR: Sicherlich.
ZWEITER INQUISITOR: Ich schließe mich natürlich Eurer Meinung an. Wir werden den Fürsten und die Zehn über das Ergebnis der Beratung informieren. — Und nun zu anderen Dingen.

Florenz

Das Haus des Vespuccio.

Vespuccio, Marsilio Ficino, der Übersetzer der Schriften Platons; der Maler Baccio della Porta, Francesco Valori, Niccoló Macchiavelli.

VESPUCCIO: Die Franzosen haben ihr Unternehmen so schlecht ausgeführt, daß sie jetzt aus Neapel verjagt worden sind und in der Romagna dermaßen bedroht werden, daß Herr d'Aubigny diese Provinz räumen muß und der Herzog von Mailand, der die Franzosen gerufen hat, mit Leichtigkeit Truppen gegen ihn ausschicken kann.
FRANCESCO VALORI: Das ist unserer Sache nur förderlich! Wenn die Franzosen sich in Neapel festgesetzt hätten, so würden sie uns ihren Groll auf die gleiche Art fühlen lassen, deren sich Gino Capponi bediente, als er sie hinauswarf. Als Besiegte werden diese zweifelhaften Freunde weit zugänglicher sein. Sie

werden uns Pisa zurückgeben, was sie bis zu diesem Tag verweigert haben.
MACCHIAVELLI: Ich möchte nicht voraussagen, ob sie es tun werden oder nicht, denn der König ist ein armseliger Kopf und seine Erleuchtungen kommen ihm aus allen vier Winden. Aber mit unserer Lage im Innern bin ich nicht zufrieden.
FRANCESCO VALORI: Warum, Herr Niccoló? Die Volksregierung ist gesichert, die letzten Wahlen haben ausgezeichnete Resultate ergeben und unsere Beamten sind treue und maßvolle Leute. Das Zutrauen unserer Bevölkerung zu Bruder Girolamo ist, trotzdem es schon seit sieben Jahren besteht, nicht geringer, als zu Anfang; das Volk empfindet seine Lehre noch immer als neu, fühlt sich von ihr angezogen und glaubt an sie. Ich meine, daß die Dinge so gut stehen, wie sie nur stehen können.
VESPUCCIO: Schon weil wir die Medici nicht mehr haben. Ich bin bereit, alles erdenkliche Unheil zu ertragen, ausgenommen das eine, daß ich den verbrecherischen Einfluß dieser Familie wieder wirken sehe.
FRANCESCO VALORI: Das kommt gar nicht in Frage.
MACCHIAVELLI: Ich wünschte sehr, Eure Anschauung teilen zu können; indessen, ich sehe die Dinge nicht in so rosigem Licht. Wir wollen eine gefestigte Volksrepublik in der jedermann in wohlgemessener Freiheit arbeitet und genießt. Was die Erzielung dieses Resultates anbelangt, denke ich wie Signor Vespuccio, daß wir des Einflusses der mächtigen Familien nicht bedürfen, da sie die eine der Schalen der Staatswage allzusehr belasten. Aus diesem Grund will ich vor allem von den Medici nichts wissen. Aber unsere Politik bedient sich, wie mir scheint, ein wenig allzu rauher und harter Mittel, die wohl böse Wirkungen zeitigen könnten.

VESPUCCIO: Warum? Weil man die Kreaturen Pieros schlecht behandelt? Wo ist dabei das Übel? Es ist eine Notwendigkeit, diese Leute zu bestrafen und es ist gut, zu zeigen, daß man besser tut, sie nicht nachzuahmen. Ihr findet, daß die exaltierten Anhänger des Bruders Girolamo ihren Eifer zu weit treiben? Es ist vielleicht wahr, sie haben mitunter eine Manier, die Tugend und ihre Bewahrung zu predigen, die ein bißchen unhöflich ist; aber zum Teufel! Man bäckt keine Omeletten, ohne Eier zu zerbrechen! Bruder Girolamo glaubt freilich ein bißchen zu fest an das, was er sagt, und unter uns, oft genug drängt sich mir ein Lächeln auf die Lippen, wenn ich ihn über diese oder jene menschliche Schwäche wettern sehe, die den Lärm nicht lohnt, den er ihretwegen schlägt. Aber was wollt Ihr? Glaubt Ihr, daß, wenn der florentinische Pöbel und die exaltierten Gehirne sich nicht einbildeten, daß Bruder Girolamo ihnen die Pforten des Paradieses öffne und im Begriff sei, die Welt zu reformieren, glaubt Ihr, frage ich Euch, daß sie sich einzig aus Liebe zu einer guten Regierung an uns halten würden? Es gäbe mehr als einen, der sich wenig um das Gute bekümmerte, das er uns verdankt und der das Nichtstuerleben eines lasterhaften Schützlings der Medici dem geordneten und weisen Leben eines Ehrenmannes vorzöge.

FRANCESCO VALORI: Ich habe eine bessere Meinung von unseren Mitbürgern, Signor Vespuccio, und ich halte es für sicher, daß die Mehrzahl der Menschen von Natur aus gut ist und gerne den rechten Weg geht, wenn man ihr ihn einmal gezeigt hat.

MARSILIO FICINO: Was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich tief gerührt und erschüttert bin, zu sehen, wie sich ein ganzes Volk unter Aufbietung aller Kräfte in die Sphären des Guten und Schönen erhebt. Nichts

ist so herrlich, als den einheitlichen Kampf aller edlen Leidenschaften gegen die niedrigen mitanzusehen, der die Kirchen stets voll und die Schenken leer sein läßt!
MACCHIAVELLI: Ich denke wie Ihr, das heißt, daß ich mit außerordentlichem Interesse den Diskussionen der Räte folge, während mir die trefflichen Verwaltungsmaßnahmen das Bild einer theoretisch gutgeleiteten Staatsmaschine zeigen. Dennoch weiß ich nicht, ob diese Situation haltbar ist.
VESPUCCIO: Und warum zweifelt Ihr daran, ich bitte Euch?
MACCHIAVELLI: Es gibt allzuviel scheinbare Gemütsruhe und allzuwenig wahrhafte innere Ruhe. Die Zufriedenen sind zu leidenschaftlich, wie Signor Vespuccio, oder zu pedantisch, wie Signor Valori.
VESPUCCIO: Ich hasse die Medici, das ist wohlbekannt und der Augenblick ihrer Trauer ist der meiner Freude; es gibt nichts natürlicheres.
VALORI: Ich versichere Euch, Signor Niccoló, daß es nur um der Genugtuung willen geschieht, wenn man bei Betrachtung all dieser Dinge seine Wünsche übertreibt, um sich Genugtuung zu verschaffen.
MACCHIAVELLI: Ich sähe es lieber, wenn Ihr weniger beflissen wäret, dieser Genugtuung Ausdruck zu geben. Sicher ist, daß die unserem Unternehmen feindlichen Parteien hinter ihrer Maske grimmiger sind denn je. Die Arrabbiati lassen sogar seit einigen Wochen eine Wildheit zum Vorschein kommen, die mich nachdenklich macht; die Palleschi machen schon fast kein Hehl mehr aus ihrem Gelüste, uns die Erben Lorenzos des Prächtigen wieder ins Land zu bringen; die Compagnacci erheben die Häupter und verkünden auf offener Straße ihr gewalttätiges Vorhaben gegen Bruder Girolamo. Ich bemerke, daß viele Leute sie ruhig sprechen lassen und sich sogar über ihre Witzeleien

amüsieren, die sie sonst mißbilligen. Was die Tepidi anbelangt, wissen wir ganz genau, daß sie sich aus jenen Elementen zusammensetzen, die der Entbehrung aller Vergnügungen, eines Zustandes, der für das Volksempfinden zu weit geht, müde sind. Die Regierungen der Nachbarstaaten endlich, nämlich die von Mailand, Siena und anderen, schrecken vor den Beschwörungen unseres frommen Predigers zurück. Man klagt ihn an, die Reichen zugunsten der Armen berauben zu wollen und ein Volksaufwiegler zu sein. Rom ist umgarnt und seine Mahnschriften werden zu Hunderten in der Stadt verbreitet. Erst gestern wurde eine neue verteilt und Bruder Girolamo wurde verboten, seine Predigten fortzusetzen.

VESPUCCIO: Dieses Verbot ist zwecklos, Bruder Girolamo wird sich nicht darum bekümmern. Was meint Ihr?

MACCHIAVELLI: Man darf vielleicht von den Florentinern nicht solche Vollkommenheit verlangen und darf sie nicht regieren wie man will, sondern wie man kann.

BACCIO DELLA PORTA: Das ist meine Meinung nicht. Es ist wichtig, eine gute und starke Glaubenslehre aufrechtzuerhalten; die sich ihr nicht unterwerfen wollen, muß man dazu zwingen. Indessen, eine neue Generation wächst heran und die wird das richtige Empfinden dafür haben; eine strahlende Zukunft kündigt sich an! Sie ist es, an die wir denken müssen.

MARSILIO FICINO: Ihr denkt als wahrer Weiser. — Ich bin vollkommen der Meinung des Signor Baccio.

VESPUCCIO: Es ist auch weit notwendiger, die Dinge zu betrachten wie sie sind, denn sie geben uns die Möglichkeit, die Medici und ihre Anhänger erbarmungslos zu unterdrücken, falls dieses Pack wagen sollte, auch nur die Stirn zu erheben.

VALORI: Vielleicht wäre es auch von Nachteil, geringeren Eifer zu bekunden als die Massen.
MACCHIAVELLI: Ich fange an, von unserem endgültigen Erfolg nicht mehr überzeugt zu sein. Das Strohfeuer ist eine schöne Sache, es flammt hell auf; aber dreht man sich eine Minute um, so ist es erloschen.

Das Studierzimmer im Haus eines Hellenisten.

Eine Büste des Sokrates aus grüner Bronze. Ein Schrank mit Büchern angefüllt, die meisten in Pergament gebunden; große aufgeschlagene Folianten auf einem breiten Tisch. Manuskripte, mit Tinte bekleckste und mit einer feinen, engen Schrift beschriebene Papiere; ein großes bleiernes Tintenfaß, Federn mit zerschlissenen Fahnen. — Der Hellenist sitzt in einem Armstuhl mit einer Lehne aus geschnitztem Eichenholz. Auf dem Tisch vor ihm liegt ein aufgeschlagenes Buch. Er hat die Ellbogen auf beiden Seiten aufgestützt und läßt den Kopf zwischen den Händen ruhen. Er liest voll Aufmerksamkeit und ist völlig vertieft.

DIE DIENERIN *(eintretend)*: Herr Doktor! . . . Die Stunde der Predigt! Hört Ihr die Glocken nicht? . . . Wenn Ihr nicht in die Kirche gehen wollt, so sagt es doch! Ich habe Euch schon viermal gerufen! Seid Ihr taub? Holla! Herr Doktor!
DER HELLENIST: Was gibt es, mein Kind?
DIE DIENERIN: Die Predigt! die Predigt! die Predigt! Bruder Girolamo predigt in Santa Maria dell' Flore! Alle Patres von San Marco werden dort sein! Und die Signoria auch! Und die Ordensbrüderschaften! Und alle Welt! Die Predigt! Begreift! Hört Ihr?
DER HELLENIST: Ach, die Predigt, das ist wahr! . . .

Es gibt eine Predigt . . . ich sehe nicht ein, welchen Vorteil es brächte, hinzugehen.

DIE DIENERIN: Wie? Welchen Vorteil? Was wollt Ihr damit sagen? Ihr tut ja recht schön! Wenn Ihr nicht zur Predigt kommt, so könnt Ihr Euch von nun an Eure Suppe allein kochen; ich werde gewiß nicht bei einem Ungläubigen bleiben.

DER HELLENIST: Du hättest vollkommen recht, mein Kind! So ein gutes Mädchen! Ich freue mich, dich von solchen Gefühlen beseelt zu sehen. Geh nur, ich ziehe meinen kastanienbraunen Rock an und folge dir.

DIE DIENERIN: Verliert nicht zu viel Zeit; vertrödelt Euch nicht wie gewöhnlich, sonst werdet Ihr keinen Platz mehr finden . . . Hier Euer Gebetbuch!

DER HELLENIST: Ich sage dir, daß ich noch vor dir dort sein werde. *(Die Dienerin geht.)* Hm! Nun bin ich in dem Studium dieser schwierigen Stelle unterbrochen, um die Albernheiten anzuhören, mit denen man dem Volk die Ohren füllt! Die ganze Bedeutung dieses hochwichtigen Satzes hängt davon ab, auf welche Silbe wir den Akzent setzen! . . . Auf die vorletzte? . . . Ja, auf die vorletzte — dennoch . . . na, wir werden sehen; jetzt muß ich mich bei dem Unsinn dieses Savonarola langweilen! . . . Welche Sklaverei! Oh, diese Unwissenden, diese Fanatiker! Wann werden wir befreit sein, ihr großen unsterblichen Götter, ihr Musen und Nymphen? . . . Aber ich muß mich sputen, um mich nicht Verfolgungen auszusetzen. Es ist schon viel, daß man bei mir noch keine polizeiliche Untersuchung gemacht hat. Wann wird diese Tyrannei ein Ende nehmen?

Die Apenninen

Urlandschaft; moosbedeckte Felsen und zweiglose Fichtenstämme in wirrem Durcheinander; am Fuß des Gebirges eine weite Ebene, durch die der Taro fließt. In der Ferne das Dorf Fornovo. — Auf den Ausläufern des Gebirges stehen französische Truppenteile in Schlachtordnung. Lebhaftes Kommen und Gehen von albanischen, gascognischen, deutschen und schweizerischen Ordonnanzkompagnien. Troßsoldaten führen Geschütze und mit Gepäck beladene Wagen auf. Zur Linken, in einiger Entfernung, eine venezianische Kompagnie aus dalmatinischer und italienischer Infanterie zusammengesetzt, auf deren Panzern sich die Sonne spiegelt; die meisten haben das Visier gesenkt und alle halten sich, die Lanzen eingelegt, zum Angriff bereit. Auf einem Flügel, der ein Plateau bildet, König Carl VIII., zwischen Strohschanzen halb verborgen. Eine Menge von Hofleuten und Kapitänen umgibt ihn; darunter Philippe de Commines, Seigneur d'Argenton, Etiénne de Vesc, der Haushofmeister de Beaucaire, de Bourdillon, de Bonneval, de Piennes.

DER KÖNIG: Ich habe Pisa meinen Schutz versprochen und werde mein Wort halten; ich will diese Leute nicht den Florentinern ausliefern. Man rede mir nicht mehr davon! Im übrigen bin ich nach Italien gekommen, um mich ritterlich zu zeigen und meiner Dame zu gefallen, nicht aber um zu schreiben, zu lesen oder Wische zu unterzeichnen! Man spreche mir nicht mehr von Verhandlungen! Ehe eine Stunde vergangen ist, werde ich den Feind angreifen!
COMMINES: Es wäre besser, abzuwarten und guten

Gründen nicht das Ohr zu verschließen. Wenn wir Savonarola und die Florentiner nicht bestimmen auszuhelfen, so setzen wir uns der Gefahr aus, nicht mehr von hier fortzukommen.

DER KÖNIG: Ich sage Euch, ich habe glänzendere Taten vollbracht als meine Väter! Ich habe Italien erobert! In Rom und Neapel habe ich vor den Augen der ganzen Welt Triumphe gefeiert! Allüberall habe ich meine Galgen aufgepflanzt und meine Gerichte eingesetzt. Ich habe noch vor wenigen Tagen als Weltbeherrscher gehandelt, und wenn ich jetzt nach Frankreich zurückkehre, so geschieht das einzig deshalb, weil ich verraten wurde! Daß diese elenden Verbündeten mich angreifen — bei meinem Seelenheil! — es macht mir Freude!

COMMINES: Ich flehe Eure Hoheit an, zu bedenken, daß wir — um die Dinge beim rechten Namen zu nennen — auf dem schleunigsten Rückzug begriffen sind, den es geben kann. Wir werden glücklich sein, wenn wir nicht völlig aufgerieben werden, denn das droht uns. Bedenkt, daß der Feind viermal so stark ist wie wir; man muß nur die Augen öffnen, um das zu sehen! Ich denke, daß es unvermeidlich ist, den Vorschlägen Savonarolas Gehör zu schenken und den Florentinern Pisa zurückzugeben, wofür wir übrigens unser Wort verpfändet haben.

DER KÖNIG: Ich höre nichts mehr! Eure Florentiner sind Feiglinge, Schurken, Narren! Ich werde sie zu Staub zermalmen!

COMMINES: Unsere Stellung ist nicht so gut, daß wir drohen können.

DER KÖNIG: Ihr habt immer und vor allem Furcht!

COMMINES: Man könnte zumindest Vorsicht walten lassen. Dort, vor uns, die Armee der Venezianer und

die des Herzogs von Mailand, ebendesselben, der uns einlud, herzukommen; die Truppen des Papstes und die Aragonesen sind uns auf den Fersen! Wir bedürfen gar sehr eines Helfers.

DER KÖNIG: Unsere Schwerter genügen! Meine Flotte hat zur Stunde gewiß schon Genua genommen.

COMMINES: Ich bin betrübt, Eurer Hoheit mitteilen zu müssen, daß die Flotte bei Rapallo geschlagen wurde. Viele Galeoten, Galeassen, Galeeren, Barkassen und Fregatten wurden zerstört oder gekapert; der Rest entfloh, man weiß nicht wohin.

DER KÖNIG: Bei Fornovo werden wir nicht geschlagen werden, das verspreche ich Euch, ich! Laßt unsere Artillerie vorangehen! Da ist ja de Gié.

DER MARSCHALL DE GIÉ *(zu Pferde, gepanzert, das Schwert in der Hand):* Ich begrüße Eure Hoheit und komme, Ihre Befehle entgegenzunehmen.

DER KÖNIG: Was tut der Feind?

DER MARSCHALL: Da er sich so stark weiß und uns so schwach, marschiert er in bester Ordnung. Man schätzt zweitausendfünfhundert Reiter, zweitausend albanische Stradioten und in den Fähnlein Fußvolks reichlich sechzehntausend Mann.

DER KÖNIG: Mein edler de Gié, Ihr seid ein erprobter Ritter, ich verlasse mich auf Euch. Ich verstehe mich zu schlagen, aber das Kommandieren ist meine Sache nicht. Befehlt Ihr, trefft Verfügungen nach Eurem Gutdünken: ich werde Euch als Erster gehorchen.

DER MARSCHALL: Man wird sein Bestes tun!

DER KÖNIG: Holla! Knappen, meine Waffen!

Die Knappen schnallen dem König den Helm um und überzeugen sich, ob die verschiedenen Teile des Panzers dicht aneinandergeschlossen sind; man führt ihm sein eisengepanzertes Schlachtroß vor. Er steigt

in den Sattel. — Zu den Rittern, Kapitänen und Soldaten, die ihn umgeben:

Auf meine Herren, in Eure Reihen, und jeder tue sein Bestes!

Er sprengt mit dem Gefolge im Galopp davon.

COMMINES: Viel Ehrgeiz und wenig Hirn! Was denkt Ihr über unsere Lage, Monseigneur de Gié?

DER MARSCHALL: Im Moment der Tat denke ich nach Kräften loszuschlagen, über den Ausgang weiß ich nichts. Galopp, meine Herren!

Er reitet mit seinem Gefolge davon.

COMMINES: Wenn der verstorbene König aus dem gesegneten Paradies auf die Verwirrung herabsehen könnte, die sein Nachfolger anrichtet, so müßte er sehr bekümmert sein. Mit uns ist es vorbei. Dieses starrköpfige Kind wird noch diesen Abend gefangengenommen werden und ich mit ihm; es wird mich Hab und Gut kosten, das Lösegeld zu bezahlen! Aber da höre ich ja, wie der Narr zu seinen Soldaten spricht. Was kann er ihnen zu sagen haben? . . . Er ist nicht mit Büchern aufgewachsen . . . Seine Einfälle pflegen sehr zusammenhanglos zu sein . . . der Wind trägt mir einige Sätze zu . . .

DER KÖNIG *(in der Ferne)*: Starke und kühne Ritter, niemals hätte ich diese Reise unternommen . . . wäre mein Vertrauen auf euren Mut und eure Heldenhaftigkeit nicht so groß gewesen . . . Seid überzeugt, es ist ebenso leicht, diese Schlacht zu gewinnen, als sie anzufangen . . . Gedenket unserer Ahnen, die siegreich durch die ganze Welt zogen . . . triumphierend und mit Beute beladen . . . und sonst denkt an nichts anderes als daran, euch tapfer zu schlagen . . . Wenn ihr es aber vorziehen solltet, euch durch Flucht in Sicherheit zu bringen, . . . so erklärt das beizeiten . . .

COMMINES: Nun, die Prahlerei ist ganz schön und eines Fierabras würdig. Wir werden diese hochtönenden Reden freilich binnen kurzem allzu teuer bezahlen müssen. O, sanfter, mitleidiger Herr Jesus, hab Erbarmen mit uns!

Die Schlacht.

Die französischen Soldaten greifen an. Der König reitet mit gesenktem Schwert und erhobenem Visier; seine Stirn ist feucht von Schweiß und seine Augen glänzen wie Blitze. Sein Pferd schnaubt. Die Lanzen wogen wie das Korn bei der Ernte und die Fahnen leuchten und blähen sich im Winde. Banner in allen Farben, mit Wappen bemalt, flattern über dem Heer. Trompeten- und Fanfarensignale vermengen sich mit dem Wirbel der Pauken und Trommeln; von der Ebene ertönen Schreie der Kampflust, des Zornes und des Schmerzes; auf allen Seiten erheben sich Staubwolken, die feuernden Kanonen brüllen. Allerorten sieht man Tote und Verwundete, zerstreut oder in Haufen, in wirrem Durcheinander.

BOURDILLON *(den König mit dem Schwert begrüßend)*: Mein König, Ihr tut Wunder!

DER KÖNIG: Frei heraus, Bourdillon, sprich zu mir als Freund, so wie du in deinem Innern denkst. Habe ich mich gut gehalten?

BOURDILLON: Bei allen Heiligen! Besser als Amadis!

DER KÖNIG: Wie herrlich ist doch der Krieg! Mein Herz schlägt bis zum Himmel! Vorwärts! . . . Aufgepaßt! Das Handgemenge zur Linken ist hitzig! Vorwärts, Ihr Ritter, drauf und dran!

Er senkt das Visier wieder, schwingt sein Schwert und mischt sich unter die Truppen, die rufen:

„Es lebe der König! Saint Denis! Frankreich!"

Ein anderer Teil des Schlachtfeldes.

Eine starke Abteilung Schweizer.

KAPITÄN RÜTTIMANN VON LUZERN: Holla, Kinder, seht euch die Gascogner an, die haben das ihre getan! Die Albaner fliehen in größter Unordnung! Wenn ihr euch nicht sputet, so kommt ihr um die Plünderung. Eure Kameraden haben schon das Beste für sich genommen!

DIE SOLDATEN: 's ist wahr, 's ist wahr! Vorwärts!

DER KAPITÄN: Legt die Lanzen ein! Stoßt zu! Haltet euch tapfer!

Die Schweizer stürzen sich mit wuchtigen Hellebardenstößen auf eine Mailändische Eskadron, die im Augenblick überrannt ist und die Flucht ergreift. Aus dem Gemetzel ertönen Schreie, Trommelschläge und Trompetenstöße.

Auf der Seite der Verbündeten.

Auf einer Anhöhe. — Der Marchese di Mantua, General der venezianischen Armee. Kapitäne von Freischärlern und Stradioten, die beiden Proveditori, Edelleute und ihr Gefolge. — In der Ebene beginnen die mailändischen und venezianischen Truppen zu fliehen.

DER ERSTE PROVEDITORE: Aber, Herr Marchese, ich verstehe nicht, was hier geschieht! Die erlauchte Signoria hat den Leuten ihren Sold bis zum letzten Centesimo bezahlt! Ihr habt alles bekommen, was Ihr verlangtet! Es hat Euch an nichts gemangelt . . . weder an Lebensmitteln, noch an Kanonen und Munition . . . Warum halten sich die Truppen nicht?

DER MARCHESE: Ich gebe Befehle und habe keine Zeit, Euch zu antworten.

Er spricht mit mehreren Offizieren, die sich rasch

nach verschiedenen Richtungen entfernen. — Artillerie zieht vorbei.

ZWEITER PROVEDITORE: Das ist unerträglich! Ich werde Bericht erstatten! Mir scheint, daß die Armbrustschützen die Flucht ergreifen!

ERSTER PROVEDITORE: Da geschieht ein schweres Unglück!

DER MARCHESE: Unsere Mitteltruppen halten sich nicht gut.

ZWEITER PROVEDITORE: Herr Marchese, wir haben das Recht, Euch zu fragen und Ihr habt die Pflicht, uns zu antworten!

DER MARCHESE: Findet Ihr nicht, daß uns die Mailänder nur schwach unterstützen? Ich weiß nicht, woran ihr General Gayazzo denkt.

ERSTER PROVEDITORE: Laßt ihn verhaften!

ZWEITER PROVEDITORE: Um Gotteswillen, bedenkt Euch, Herr Kollege, bedenkt Euch! Ein solcher Fall ist in unseren Instruktionen nicht vorgesehen. Euer Vorschlag ist sehr gewagt!

DER MARCHESE: Bei Sankt Markus! Was ich fürchtete, ist eingetroffen! Die Stradioten zerstreuen sich, um den Troß zu plündern! Unsere Fußtruppen sind rechts nicht mehr gedeckt! Sie werden von der Reiterei überrannt! . . . Sie fliehen!

DIE BEIDEN PROVEDITORI: Ist alles verloren?

DER MARCHESE: Bei Gott, fast alles! Bleiben wir nicht hier, meine Herren! Die Gascogner kommen in vollem Lauf . . . Galopp, meine Herren! Sammeln wir unsere Leute!

Die französischen Trompeten blasen zum Angriff. Die Schlacht bei Fornovo ist für die Venezianer und Mailänder verloren.

Florenz

Die Werkstatt des Sandro Botticelli.

Ein großer, langgestreckter Saal. — Eine Menge von Künstlern in pittoresken Kostümen, einige darunter ziemlich entblößt. Einige arbeiten auf Gerüsten an großen Gemälden, andere führen Gemälde zu Ende oder skizzieren solche auf Staffeleien. — Sandro Botticelli, Luca Signorelli, Domenico Ghirlandajo, der Miniaturenmaler Fra Benedetto; er trägt die Tracht der Dominikaner und steht über ein Meßbuch gebeugt, das auf einem kleinen Tisch liegt und das er bemalt, wobei er aus den um ihn herumstehenden Gefäßen mit peinlichster Sorgfalt die Farben nimmt. Il Cronaca, Baumeister.

SANDRO *(mit kläglichem Ton)*: Das ist heute mein letzter weltlicher Tag und dieses Gemälde wird mein letztes Werk sein; von nun an werde ich nichts anderes tun, als meine Sünden beweinen.

FRA BARTOLOMMEO DI SAN MARCO: Daran wirst du ebenso gut tun wie wir, die wir dich nachahmen werden. Das Seelenheil gilt mehr als das Talent, und die Palme der Auserkorenen mehr als die Krone des Genies. Amen!

DIE KÜNSTLER: Amen! Amen!

LUCA SIGNORELLI: Liebe Kinder, ich glaube, ihr geht allzuweit. Die heilige Lehre des Bruder Girolamo hat einen guten Kern; aber sich wie Arme kleiden, wie mehrere von euch tun, allen Freuden des Lebens entsagen, vom Morgen bis zum Abend seufzen und, vor allem, zu den starren Formen und eckigen Konturen der alten Meister zurückkehren, das heißt nicht,

Gott durch frommen Geist und Wahrhaftigkeit verehren und ich finde nichts daran, was von großem Nutzen sein könnte.

IL CRONACA: Das Gute ist absolut und läßt keine Ablenkung von sich zu.

LUCA SIGNORELLI: Das Gute ist unendlich und ohne Beschränkung.

Der Bildhauer Torrigiani tritt ein; er ist prunkvoll gekleidet und hat das Barett über die Augen gezogen. Er schlägt die Türe wuchtig zu.

TORRIGIANI: Der Teufel hole euch, tollköpfige Heuler, die ihr seid! Dem ersten, der mir diesen scheinheiligen Bruder Girolamo lobpreist, werde ich die Knochen zerbrechen!

BOTTICELLI: Du wirst verdammt werden, Torrigiani!

TORRIGIANI: Sag mir warum, wenn es dir gefällig ist. Ich bin ein besserer Christ als du, Idiot! Das ist mir ein schöner Prophet, den ihr da habt! Ein Pöbelfänger ist er, ein Phrasendrescher! Ein toller Heuchler! Die Reform! Die Keuschheit! Die Sittlichkeit! . . . Beim Bacchus, glaubt ihr, daß die Köstlichkeiten dieser Welt geschaffen wurden, damit man sie mit Füßen trete? Glaubt ihr, daß die schönen Weiber nur gestaltet seien, um in die vermauerten Klöster gehen zu können? Die köstlichen Weine, müssen sie den Kot netzen, die antiken Meisterwerke, die täglich ausgegraben werden, müssen sie in die Erde zurückkehren zu denen, die unsere Lehrer waren und längst begraben und verstummt sind? Glaubt ihr, ich werde eurem Mönch Gefolgschaft leisten, um die neuen Bücher zu verbrennen, damit die Flamme des wiedererstandenen Geistes um so besser unter ihrer Asche ersticke? . . . Nein, gewiß nicht! Ich rufe, ich heule euch zu: ihr seid Idioten, ihr seid Affen in eurer vollendeten Misse-

täterei, Ungeheuer der Abgeschmacktheit und ich verlasse Florenz noch heute abend, um von all dem nichts mehr hören und mitansehen zu müssen.
IL CRONACA: Ich verehre den hochwürdigen, erhabenen, unvergleichlichen und göttlichen Bruder Girolamo ebenso wie meinen Vater, ja noch mehr! Wenn man ihn jemals angreifen sollte, so werde ich ihn bis zum letzten Atemzug verteidigen; wer ihn beleidigt, der ist ein Schuft! Du weißt nichts anderes zu tun, als mich mit deinen großen rollenden Raufboldaugen anzusehen! Ich werde mir nicht das Gesicht einschlagen lassen, wie der kleine Buonarotti. Und wenn du den unglückseligen Einfall haben solltest, mir nahe zu kommen, so pflanze ich dir mein Stilette mitten in die Brust, niedriger Sklave der Medici, der du bist!
TORRIGIANI: Was euch betrifft, ihr anderen, die ihr dieses große Wort ausgesprochen und einen Mann nach eurem besten Können geschmäht zu haben glaubt, so sage ich euch: wischt euch zunächst einmal den Mund ab! Er trieft noch von der fetten Suppe, mit der Lorenzo der Prächtige euch gemästet hat!
BOTTICELLI: Sage, was du willst, Florenz ist nichtsdestoweniger das Reich Gottes geworden! Jesus führt das Zepter und die hochheilige Jungfrau spricht durch den Mund Girolamos zu uns. Die Reichen ernähren die Armen und es gibt nichts auf dieser Welt so voll des Wunderbaren wie Florenz!
TORRIGIANI: Und du findest es auch wunderbar, daß man die guten Bilder verbrennt und wieder zu malen beginnt, wie man vor fünfzig Jahren malte; daß man Weiber malt, die, ohne Brüste und Bäuche, wie Spindeln aussehen! Und findest du es auch sehr schön, in Lumpen herumzulaufen und vom Morgen bis zum Abend zu weinen wie eine Dachtraufe, ohne daß irgend jemand sagen könnte, warum?

FRA BARTOLOMMEO DI SAN MARCO: Durch dein Zurschautragen von Sammet und Spitzen, durch deinen goldenen Dolch und deine goldenen Ringe spottest du des Elends deiner Brüder!

TORRIGIANI: Meiner Brüder? . . . Meiner Brüder? Seid ihr es, Kanaillen, die die Unverschämtheit haben, sich meine Brüder zu nennen? Wartet erst ein wenig, bis ihr einen Torso zu zeichnen wißt wie ich und eine Verkürzung zu machen, wie ich, ehe ihr euch als meine Vettern aufspielt! Bis dahin wird Zeit vergehen! Meine Brüder sind tot! Sie waren Künstler aus dem alten Rom!

DOMENICO GHIRLANDAJO: Wisse, daß wir himmlische Madonnen meißeln, reine, keusche, strenge Madonnen, und man könnte dich bewundern, wenn du es uns gleich tätest!

TORRIGIANI: Der Himmel zermalme euch! . . . Was ist das für ein Geschrei? *(Er stürzt zur Türe.)*

IL CRONACA: Geh und laß dich totschlagen! Das sind die Kinder der Stadt, die, zu heiligen Trupps vereint, Jesus zum König ausrufen, die Kleider der Leute zerreißen, die wie du angezogen sind und die Bösewichte mit Faustschlägen aufhalten, um sie in den Kerker zu führen! Geh hin! Geh hin!

TORRIGIANI: Diese Meute rasender Köter wird mich nicht berühren, ohne daß ich ein Dutzend von ihnen erdolche! Adieu! Ich verlasse dieses Narrenhaus und werde nicht eher wiederkommen, als bis man Mars und Venus wieder ungehindert darstellen darf! Die Kunst ist die einzige Tugend, merkt euch das, arme Bettler, die ihr seid, sie ist das einzig Große, das einzig Wahre! Nichts ist Gott mehr wohlgefällig! Euer ist die Lüge, die Unwissenheit, die Kleinlichkeit und die Niedrigkeit! Mein ist das strahlende Genie! Es lebe die Kunst! Es lebe das Licht! Fort mit der Finsternis!

Ich eile, mich den spanischen Truppen anzuschließen und werde euch mit todbringendem Krieg überziehen!
BOTTICELLI: Du verlangtest gestern, daß die Barbaren aus Italien verjagt würden; du hast ein Mittel gefunden!
TORRIGIANI: Zuerst vertilgen wir die Franzosen und sodann die von Arago! . . . Adieu! . . . Wurm!
EIN MALER *(läßt sich rasch von der Höhe eines Gerüstes herabgleiten):* Er ist doch zu unverschämt! . . . Nimm, das ist für dich! *(Er wirft ihm sein Messer nach, verfehlt ihn aber, und die Waffe bleibt in der Mauer stecken.)*
TORRIGIANI: Gefehlt! Aber ich vergelt's dir, und wär's in zwanzig Jahren.

Das Innere der Kirche von Santa Reparata.

Eine ungeheure eng zusammengedrängte Menge. Alle Altäre der Seitenschiffe sind mit Blumen geschmückt. Die Kerzen und Fackeln verbreiten helles Licht. Die Heiligenstatuen sind mit ihren schönsten Kleidern von Seide, Sammet und Spitzen angetan und tragen ihre kostbarsten Juwelen. Weihrauchduft erfüllte das Gebäude. Jeder Augenblick bringt neue Gläubige, die die Menge in Bewegung versetzen. Kinder, Schüler und junge Leute sind auf die Fenstersimse und auf die Altarfirste geklettert; einige klammern sich an den Säulenfriesen fest. Die Signoria hat auf der Bank gegenüber der Kanzel Platz genommen. — Tiefes Schweigen.

BRUDER GIROLAMO *(auf der Kanzel):* Florenz! Florenz! Gott hat dir seinen Ratschlag nicht vorenthalten, hat ihn dir nicht verweigert! Er liebt dich, wie er seine Kirche liebt. Aber die Wahrheit ist traurig. Höre sie! Du verbringst dein Leben mit Buhl-

schaft, mit Geschwätzigkeit, mit nutzlosen Erörterungen, mit niederträchtigen Orgien, mit namenlosen Schlemmereien! Dein Leben, Florenz, es ist das Leben von Schweinen!

Die Hörerschaft fährt schaudernd zusammen.

Du antwortest mir: Bruder, Ihr habt wenig Nachsicht für mich! Ich werde euer gewiß nicht schonen! Mit welchem Recht schreckst du vor dem Tadel zurück, du, der die Züchtigung nicht fürchtet? Habe ich sie dir nicht prophezeit? Antworte! Antworte! . . . Ließ ich dich wissen, was deiner harrt oder nicht?
Dieser arme Bruder, der nichts ist und nichts gilt, ward er nicht von Gott und unserem König Jesus inspiriert, um dich von den Medici zu befreien und dich den Klauen der Franzosen zu entreißen? Wohlan, hat er es vollbracht oder nicht? Hast du's schon vergessen? Die Medici essen das Brod Venedigs und die Franzosen . . . die Franzosen sind, überglücklich, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, bei Fornovo eine Bresche in ihr Gefängnis geschlagen zu haben, verschreckt und schlotternd in die nördlichste ihrer Provinzen geflohen, wo sie nichts mehr zu fürchten haben! Sie werden nicht wiederkommen!

Tiefe Erschütterung im Auditorium.

Sofern euch wenigstens ein Funke von Vernunft geblieben ist, bekennet, daß ich euch stets wohl belehrt habe und daß meine Worte niemals hohle Phrasen waren; diesmal werdet ihr mir glauben, so ich euch sage: Die Volksregierung ist für euch das Beste! Gott hat sie euch durch meine Hand gegeben! Behütet sie! Erlaubt niemandem, sie anzugreifen; wer das tut, beleidigt Gott und ist ein Lästerer; er beleidigt Jesus, unseren König, und das ist Hochverrat, Majestätsbeleidigung! Werdet ihr dem Elenden, der sich so

ungeheuerlicher Verbrechen schuldig macht, Vergebung gewähren?

Zornige Ausrufe.

Ich sage euch, ich, daß diese Schurken gezüchtigt werden müssen! Diejenigen, die sich, wie ehemals, „Weiße" und „Graue" nennen und die Eintracht des Volkes stören werden, verurteilt sie ohne Zaudern zu einer Geldstrafe von zehn Gulden! Wiederholen sie ihr Verbrechen, sind sie halsstarrig, so sperrt sie für Lebenszeit in den Kerker!

Jetzt aber, Florenz, speise deine Armen, die Lämmer des Herrn Jesus! Es ist unerträglich, daß das Volk hungere, wenn die Reichen satt sind. Das Korn wird fortan nicht mehr als zwanzig Soldi kosten, für jene, die nicht mehr bezahlen können!

Die Menge ist von Rührung ergriffen.

Doch ist damit noch nichts getan, wenn jedermann seinen Hunger zu stillen vermag, das Wichtigste muß erst begonnen werden. Ihr antwortet mir: Bruder, Ihr seid unersättlich! Wir haben die Herrschaft Gottes, wir erfreuen uns seiner Gnade, wir haben . . . Was ihr in Wahrheit habt, das sind Legionen von Lastern, die eure Seelen überwuchern, in denen die ganze Hölle Sabbath feiert; das wißt ihr ganz genau und ihr alle seid, einer wie der andere, in tiefster Seele verderbt! Vielleicht werdet ihr mir Entschuldigungen vorbringen für die Soldaten, die ungeschlachten Gesellen, für die Kaufleute, deren Geist von der Gewinnsucht verderbt ist, und schließlich auch für die Weiber, diese tollsten von allen! Ausgezeichnet! . . .

Werdet ihr auch für die simonischen Priester, diese Wollüstlinge, Ehebrecher, Trunkenbolde und Diebe Entschuldigungen finden, die euch vom Stuhl Sankt Peters bis zum hintersten Beichtstuhl der dunkelsten Pfarre, den Weg des Verderbens führen? Das ist zuviel

der Greuel, der Lästerung, zuviel dieser babylonischen Ungeheuerlichkeit! Läutert euch, läutert euch, sonst bist du verloren, Florenz! Der Kelch der Duldsamkeit ist geleert bis auf den letzten Tropfen! Das Schwert der Rache ist über dir! Wehe über dich, du Elende! Schon saust es hernieder, schon trifft es dich!

Schreckensschreie ertönen.

Ihr erwidert: Bruder, was fordert Ihr noch von uns? — Ich fordere nichts. Gott ist es, der die eitlen Freuden nicht mehr mitansehen will! Habt ihr euer Leben nicht genugsam vergeudet? Genug der Promenaden, auf denen Weiber liebäugeln, genug der Bälle, sie sind das Verderben! Zu viel der Schenken, dieser Stätten tierischer Lust, genug des Spiels, es ist . . . ah, nun werdet ihr besorgt? Eher werdet ihr eurem Anteil am Paradies entsagen, als dieser schändlichen Gewohnheit! Wohlan, ich will Barmherzigkeit üben! Spielt denn, solang ihr nicht davon ablassen könnt, aber meidet die Würfel! Nehmt Knöchelchen statt ihrer, aber spielt nimmermehr um Geld! Spielt um einen Salatkopf, um eine Nuß, eine Wurzel! Unglückselige, ihr lacht! Ich aber, ich rufe den Gläubigen zu: So ihr auf den Straßen oder in den Häusern Verirrte seht, die sich in sündhaftem Eifer dem Geschick des Zufalls überlassen, reißt ihnen die Karten aus der Hand, ihr Herren vom Hohen Rat, nehmt sie gefangen und sperrt sie ein! Die Folter läutere sie!

Savonarola fährt in seiner Predigt fort.

Der Platz vor der Kirche.

Gruppen von Kindern.

DER JUNGE BONI *(schreiend und weinend):* O weh, o weh!

EIN JUNGE: Was hast du denn?

Die andern Kinder umringen ihn.

DER JUNGE BONI: Ein großer Grobian gab mir einen Faustschlag auf den Kopf. Der war's, der sich dort davonmacht.

EIN ZWEITER JUNGE: Warum hat er dich geschlagen?

DER JUNGE BONI: Weil ich ihm seinen Kragen von venezianischen Spitzen herunterreißen wollte.

DIE KINDER: Oh, dieser Verfluchte! Laufen wir ihm nach. Reißen wir ihn in Stücke!

DRITTER KNABE: Tut ihm nichts, er ist ein Ungeheuer! Es ist der Bildhauer Torrigiani, ein Compagnacco! Er liebt weder Gott noch die Heilige Jungfrau und ist für uns zu stark!

Zwei junge Damen gehen vorbei; ein Dutzend Kinder umringen sie.

ERSTER KNABE: Meine Schwestern, im Namen Jesu Christi, des Königs dieser Stadt, und im Namen der Jungfrau Maria, unserer Königin, befehle ich euch, diesen Schmuck abzulegen und eure sammetenen Kleider auszuziehen.

ERSTE DAME: Wir werden Ihnen sofort gehorchen, mein liebes Kind! — Laßt uns nach Hause zurückkehren.

VIERTER KNABE: Ich kenne sie, sie sind unverbesserlich! Schon vorgestern haben wir ihnen ans Herz gelegt, weniger unbescheiden zu sein, doch sie sind es immer wieder.

ZWEITE DAME: Es braucht doch einige Zeit, um neue Kleider zu nähen, verstehen Sie das, mein kleiner Freund?

FÜNFTER KNABE: Reißen wir ihnen alles herunter!

Der Trupp stürzt sich auf die beiden Damen und reißt ihre Kleider und Perücken in Stücke.

SECHSTER KNABE: Bravo! Zwei Halsbänder, goldene Ohrringe, Armbänder und Ketten! Das alles bringen wir den Armen!

Andere Kinder kommen angelaufen.

ERSTES KIND: Wer sind diese weinenden Frauen?

EIN ZWÖLFJÄHRIGER: Sünderinnen, die wir zur Tugend zurückgeführt haben. Und woher kommt ihr?

DAS KIND: Vom Sammeln! Fünfzig Dukaten! Hernach haben wir Spielern das Geld abgenommen. Nun aber merkt auf, was ich euch sage: In einer Ecke der Via Cocomero weiß ich ein Haus, in dem man profane Bücher aufbewahrt, ein Schachbrett, Harfen und, wie ich glaube, auch einen Spiegel, aber ich bin dessen nicht sicher. Kommt, kommt alle! Säubern wir diese Hölle!

DIE KINDER: Auf! Auf!

EIN BÜRGER: Holla, Niccoló! Komm her, mein Sohn!

NICCOLÓ: Was wollt Ihr, Vater?

DER BÜRGER: Komm ins Haus, ich habe Beschäftigung für dich!

NICCOLÓ: Ich bin damit beschäftigt, Jesu zu dienen und die Sünder zu züchtigen.

DER BÜRGER: Verdammter Gassenjunge, wirst du mir gehorchen?!

NICCOLÓ: Es ist besser, Gott zu gehorchen als den Menschen! Kommt, Kameraden!

Große Bewegung in der Menge, die aus der Kirche kommt.

EIN KIND *(das einen Baum erklettert hat):* Der Vater! Der Vater!

DIE KINDER: Die Hymne! Die Hymne! Stimmt die Hymne an!

Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel.

Bruder Girolamo entfernt sich, von der Menge angebetet.

Ein Saal

im Hause des Tanaïo di Nerli; seine Frau, sein Sohn.

NERLI: Kurzum, ich bin solcher Szenen müde und will ihresgleichen nicht wieder mitmachen. Ich lebe wie es mir behagt und wünsche, daß in meinem Hause Friede herrsche.

DIE FRAU: Was mich betrifft, so wisse, daß ich mich nicht unter das Joch eines Dämonen beugen werde.

NERLI: Wen nennst du Dämon, mich etwa?

DIE FRAU: Keineswegs, wohl aber den Geist, von dem du besessen bist. Warum bewahrst du dieses schreckliche Buch auf, von dem der Prophet zahllose Exemplare auf der Piazza hat verbrennen lassen? Besitzest du nicht ein Exemplar dieses Decamerone — um das Sündenwerk mit Namen zu nennen?

NERLI: Wie läßt du dir beikommen, über ein Werk zu schelten, das seit Jahrhunderten in aller Hände ist?

DIE FRAU: Seit langem schon bereitet sich jedermann sein Verderben, und es ist an der Zeit, ein Ende zu machen.

NERLI: Ich will Frieden und werde diesmal keinen Spaß verstehen!

DAS KIND: Siehst du, Mama, er hat das Buch, das Bruder Girolamo verboten hat, und er hat auch noch andere! Ich weiß es ganz genau! Verbrennen wir diese Bücher, verbrennen wir sie!

DIE FRAU: Ja, mein Sohn, sei ohne Furcht. Ich werde nichts Unerlaubtes dulden.

NERLI: Du rasest, Monna Lisa, doch ich rate dir

dringend, dich zu beruhigen, sonst müßte ich Maßnahmen ergreifen . . .
DIE FRAU: Du versuchst umsonst, mich einzuschüchtern, du wirst keinen Erfolg damit haben; dir zum Trotze werde ich mein Seelenheil retten!
DAS KIND: Ja, Mama, rette dein Seelenheil, ich bitte dich, Mama, rette dein Seelenheil!
DIE FRAU: Ja, mein Liebling, fürchte nichts!
NERLI: Das ist ein Haus Besessener in einer Stadt von Tollen, und dieses elende Florenz, das früher ein Bordell war, ist zu einem Irrenhaus geworden, seit dieser verfluchte Mönch . . .
DIE FRAU *(außer sich)*: Lästere Frater Girolamo nicht, das rat' ich dir!
NERLI: Ich werde den Frater Girolamo zu allen Teufeln jagen, wenn es mir gefällt, und euch mit ihm, versteht ihr?
DIE FRAU: Ich aber gehe zu den Achten, du Monstrum, um dich anzuzeigen und zu bitten, daß man dich für dies Verbrechen mit einer exemplarischen Züchtigung bestrafe!
DAS KIND: Ja, Mama, ja! Vater muß bestraft werden!
NERLI: Möge der Himmel über euch allen einstürzen!

Rom

Juni 1500.

Der Vatikan.

Ein Saal des päpstlichen Appartements. — Alexander VI., Lucrezia Borgia, Herzogin von Bisaglia. Sie ist in Witwentrauer und sitzt, tief bekümmert, mit tränenüberströmtem Gesicht, in einem Fauteuil.

ALEXANDER VI.: Wohl, wohl, es ist wahr. Euer Bruder Cesare ist der Schuldige. Er trat in das Zimmer,

in dem Euer Gatte, der unglückliche Alfonso, mit seinen verbundenen Wunden lag und erwürgte ihn . . . Das lasse ich Euch wissen, denn man wird es Euch ja doch sagen . . . Ihr könntet keine vier Schritte in der Stadt machen, ohne daß man es Euch erzählte . . . Es ist mir um so lieber, daß Ihr diese Nachricht von mir erhaltet, als wir sogleich gemeinsam überlegen können, was in dieser Situation, an der nun einmal nichts mehr geändert werden kann, zu tun ist.

Lucrezia schluchzt auf und ringt die Hände.

Das Wesentliche alles Kummers, so tief er auch sein mag — und der Eure ist sehr tief, meine Tochter, und so begründet wie er nur sein kann — das Wesentliche alles Kummers, sage ich, ist, daß ihm das Vergessen auf dem Fuße folgt.

LUCREZIA BORGIA: Oh! Hochheiliger Vater!

ALEXANDER VI.: Ich rede mit Überlegung zu Euch. Unseresgleichen muß immerwährend vernünftig sein, sonst ergeht's einem schlimmer als andern. All die Kümmernisse und Verzweiflungsausbrüche, alles Mißgeschick, das uns begegnet und uns ein Teueres von der Seite reißt, all diese harten Schicksalsschläge widerfahren uns nur, um wieder vergessen zu werden. Und es wird ein Tag kommen, an dem Ihr mit Staunen erkennen werdet, daß es Euch Mühe kostet, Euch die Züge, vielleicht sogar den Namen Eures Gatten ins Gedächtnis zurückzurufen, desselben Gatten, dessen Verlust Euch in diesem Augenblick mit so tiefem Schmerz erfüllt, daß Ihr vermeint, ihn nicht ertragen zu können.

LUCREZIA BORGIA: Welch ein Verlust! . . . Und noch dazu auf solche Art! . . . Durch meinen Bruder ermordet in dem gleichen Augenblick, da der Ärmste von der Freude über die Geburt seines Sohnes erfüllt war! . . . Was für ein Ungeheuer ist der Mörder!

dringend, dich zu beruhigen, sonst müßte ich Maßnahmen ergreifen . . .
DIE FRAU: Du versuchst umsonst, mich einzuschüchtern, du wirst keinen Erfolg damit haben; dir zum Trotze werde ich mein Seelenheil retten!
DAS KIND: Ja, Mama, rette dein Seelenheil, ich bitte dich, Mama, rette dein Seelenheil!
DIE FRAU: Ja, mein Liebling, fürchte nichts!
NERLI: Das ist ein Haus Besessener in einer Stadt von Tollen, und dieses elende Florenz, das früher ein Bordell war, ist zu einem Irrenhaus geworden, seit dieser verfluchte Mönch . . .
DIE FRAU *(außer sich)*: Lästere Frater Girolamo nicht, das rat' ich dir!
NERLI: Ich werde den Frater Girolamo zu allen Teufeln jagen, wenn es mir gefällt, und euch mit ihm, versteht ihr?
DIE FRAU: Ich aber gehe zu den Achten, du Monstrum, um dich anzuzeigen und zu bitten, daß man dich für dies Verbrechen mit einer exemplarischen Züchtigung bestrafe!
DAS KIND: Ja, Mama, ja! Vater muß bestraft werden!
NERLI: Möge der Himmel über euch allen einstürzen!

Rom

Juni 1500.

Der Vatikan.

Ein Saal des päpstlichen Appartements. — Alexander VI., Lucrezia Borgia, Herzogin von Bisaglia. Sie ist in Witwentrauer und sitzt, tief bekümmert, mit tränenüberströmtem Gesicht, in einem Fauteuil.

ALEXANDER VI.: Wohl, wohl, es ist wahr. Euer Bruder Cesare ist der Schuldige. Er trat in das Zimmer,

in dem Euer Gatte, der unglückliche Alfonso, mit seinen verbundenen Wunden lag und erwürgte ihn . . . Das lasse ich Euch wissen, denn man wird es Euch ja doch sagen . . . Ihr könntet keine vier Schritte in der Stadt machen, ohne daß man es Euch erzählte . . . Es ist mir um so lieber, daß Ihr diese Nachricht von mir erhaltet, als wir sogleich gemeinsam überlegen können, was in dieser Situation, an der nun einmal nichts mehr geändert werden kann, zu tun ist.

Lucrezia schluchzt auf und ringt die Hände.

Das Wesentliche alles Kummers, so tief er auch sein mag — und der Eure ist sehr tief, meine Tochter, und so begründet wie er nur sein kann — das Wesentliche alles Kummers, sage ich, ist, daß ihm das Vergessen auf dem Fuße folgt.

LUCREZIA BORGIA: Oh! Hochheiliger Vater!

ALEXANDER VI.: Ich rede mit Überlegung zu Euch. Unseresgleichen muß immerwährend vernünftig sein, sonst ergeht's einem schlimmer als andern. All die Kümmernisse und Verzweiflungsausbrüche, alles Mißgeschick, das uns begegnet und uns ein Teueres von der Seite reißt, all diese harten Schicksalsschläge widerfahren uns nur, um wieder vergessen zu werden. Und es wird ein Tag kommen, an dem Ihr mit Staunen erkennen werdet, daß es Euch Mühe kostet, Euch die Züge, vielleicht sogar den Namen Eures Gatten ins Gedächtnis zurückzurufen, desselben Gatten, dessen Verlust Euch in diesem Augenblick mit so tiefem Schmerz erfüllt, daß Ihr vermeint, ihn nicht ertragen zu können.

LUCREZIA BORGIA: Welch ein Verlust! . . . Und noch dazu auf solche Art! . . . Durch meinen Bruder ermordet in dem gleichen Augenblick, da der Ärmste von der Freude über die Geburt seines Sohnes erfüllt war! . . . Was für ein Ungeheuer ist der Mörder!

ALEXANDER VI.: Er ist kein Ungeheuer, meine Tochter, sondern einer, der zum Herrschen geschaffen, den ihm vorbestimmten Platz nicht anders zu erringen vermag, als durch hartnäckige und oft mitleidslose Bemühungen. Versteht mich richtig, Lucrezia, und hebt nicht die Arme zum Himmel auf. Ich spreche weder, um Don Cesare plumperweise zu rechtfertigen, noch um Euch zu kränken. Ich versuche nur, jene reinen, wahrhaftigen und machtvollen Empfindungen in Euch zu wecken, die ich Euch zu eigen weiß; ich will Euch helfen, diese Krise zu überwinden, in der Jugend und Unerfahrenheit Euch nicht gestatten, den Heroismus zu beweisen, dessen Ihr wohl fähig wäret.
LUCREZIA BORGIA: Ich bin nur eine arme Witwe, die ihren schuldlosen Gatten beweint, der von dem niederträchtigsten aller Verräter erdrosselt wurde.
ALEXANDER VI.: Was sollen diese harten Worte? Gemach, Lucrezia, gemach! . . . Wißt Ihr denn nicht, wie ich Euch liebe, aus tiefstem Herzen liebe?
LUCREZIA BORGIA: Ich weiß auch, welchem Verdacht und welchen widerwärtigen Anklagen meine Ehre durch Eurer Heiligkeit Zuneigung ausgesetzt ist! Doch ist meine Verzweiflung so groß, daß nichts auf dieser Welt mich mehr bekümmert.
ALEXANDER VI.: Ihr meint das Gerede der Leute, die da sagen, daß ich, Euer Vater, auch Euer Geliebter wäre? Kümmert Euch nicht um die Welt, Lucrezia, laßt diesen Haufen lächerlicher Würmer über uns Große, Starke die ungereimtesten Erzählungen ersinnen! In ihrer Unfähigkeit, das zu begreifen, was ihnen begegnet, nehmen sie nur das Ungewöhnliche daran wahr. Seine wahre Beschaffenheit vermögen sie nicht zu begreifen, doch glauben sie, in dem mysteriösen Schoß dieses unbekannten Etwas Verirrungen zu enthüllen, für die sie wenigstens Namen finden

müssen. Möge dieser Redeschwall der Albernen Euer Ohr verschlossen finden!
Nun laßt uns aber nicht mehr bei Kleinigkeiten verweilen; Ihr müßt die Bestürzung von Euch abschütteln, Eure Lage erheischt das. Ich lasse es nicht zu, daß Ihr Euch in die Einsamkeit zurückzieht, ich gestatte nicht, daß Ihr nach Nepi zurückkehrt, wo Ihr Eure Person und Euern Kummer für immer zu begraben gedenkt. Das wäre nicht zum Guten, die Natur selbst sträubt sich dagegen: Ihr seid jung, schön, energisch, und von scharfem, unternehmungslustigem Geiste; das Leben bedarf Eurer, und Ihr bedürft des Lebens. Bleibt also bei uns, bleibt inmitten der Welt, um sie zu beherrschen!
Ihr habt, sagt Ihr, einen Gatten verloren, der Euch teuer war? Ich beklage und beweine ihn mit Euch und hätte Euch um alles in der Welt diesen Schmerz ersparen mögen. Doch was auch geschehen ist, Ihr seid Lucrezia Borgia. Ihr gehört einem der edelsten Geschlechter an, seid Herzogin von Bisaglia und Sermoneta, Prinzessin von Arago und für Zeit Eures Lebens Statthalterin von Spoletto; fast setzt man Euch den gekrönten Häuptern gleich. Ihr seid mit der natürlichen Begabung, die Völker zu regieren, geboren, und Euer Geist, dessen Schärfe ich kenne, wird Euch niemals gestatten, Euch dieser Aufgabe zu entziehen.
LUCREZIA BORGIA: Es mag schon sein, daß ich Freude daran gefunden habe, den Ablauf des Weltgeschehens zu beachten und an die Fäden zu rühren, die es bewegen, doch diese Zeiten sind vorbei. Ich bin entschlossen, mich fortan mit nichts anderem mehr zu beschäftigen, als mit meinem Sohn und, wenn ich es vermag, mit meiner Rache.
ALEXANDER VI.: Nehmt Euch in acht, Lucretia! Wiederholt eine so gefährliche Rede niemals vor

jemandem anderen als vor mir. Euer Bruder weiß was er will und will, was er wollen muß. Seine Pläne müssen gelingen, und wenn er in einigen Tagen die Entdeckung macht, daß er irrte, als er auf Euch zählte, und daß Ihr nicht die wahrhaft starke, wahrhaft großzügige Frau seid, für die er Euch hält, wenn er endlich entdeckt, daß Ihr ihm ein Hindernis seid und keine Hilfe, werdet Ihr nicht sicherer vor ihm sein, als es Euer Bruder Giovanni, Euer Gatte und der Unglückliche war, den er in diesem meinem Mantel erdolchte . . . und noch manch anderer.

LUCREZIA BORGIA: Don Cesare ist der letzte, der mir Furcht einflößt, und wenn er auch Euch trotzt, mir wird er nicht die Stirne bieten!

ALEXANDER VI.: So liebe ich Euch, und so erkenne ich Euch wieder! Die kleine bürgerliche Witwe ist verschwunden, und die Königin, die Herrscherin ist es, die zu mir spricht! — Meine Tochter, in diesem Augenblick seid Ihr schön wie der Stolz! Ihr seid die Stärke selbst! Da Ihr also verwandelt seid, will ich offen mit Euch sprechen.

Don Cesare ist nicht das mindeste daran gelegen, Euch wehe zu tun, und Ihr werdet ihn begreifen, wenn Ihr ein wenig überlegt. Als Ihr vor zwei Jahren auf unser Betreiben Giovanni Sforza verließet, haben wir Euch, einer Notwendigkeit gehorchend, mit Alfonso d'Arago vermählt und damit eine untadelhafte Verbindung geschaffen. Wohl war Euer Gatte nur der natürliche Sohn des Königs von Neapel, doch schlossen wir ein gewichtiges Bündnis mit ihm, und es wäre uns zu diesem Zeitpunkt unmöglich gewesen, etwas Besseres für unsere Zukunftspläne zu unternehmen.

Seit damals haben sich die Dinge sehr geändert. Der unzähmbare Tatendrang Don Cesares, seine Gewandtheit, sein sprühender Geist, der sich die höchst gün-

stigen Umstände zunutze zu machen wußte, verschafften uns in diesem Augenblick die Gunst, ja sogar die enge und hingebende Freundschaft des Nachfolgers Carls VIII. Von dieser Seite haben wir Zugeständnisse erhalten und werden noch weitere erhalten, die uns von den Spaniern niemals gewährt worden wären; nun könnt Ihr begreifen, wie unbrauchbar die Allianz, die uns in ebendiesem Zeitpunkt mit den Aragonesen verband, in Don Cesares Augen erscheinen mußte, in dem wir uns gezwungen sahen, den Franzosen alle Konzessionen zu machen und sorgfältig zu vermeiden, daß der dümmste, grausamste und argwöhnischste aller Fürsten, Louis XII., Mißtrauen fasse.

LUCREZIA BORGIA: Wurde Don Alfonso also deshalb ermordet?

ALEXANDER VI.: Einzig deshalb. Ich gebe zu, daß diese Affäre sich auch auf andere Art hätte erledigen lassen; Ihr selbst hättet Don Alfonso veranlassen können, Vater, Familie und Heimat zu verlassen.

LUCREZIA BORGIA *(schluchzend):* Er hätte alles getan, worum ich ihn gebeten hätte.

ALEXANDER VI.: Lassen wir das. Don Cesare hatte in der Form unrecht, aber er handelte nach reiflicher Überlegung und war gewiß weit entfernt davon, Euch Böses zufügen zu wollen; ich werde Euch beweisen, daß er nur daran denkt, Euch zu erhöhen.

LUCREZIA BORGIA: Ich erlasse ihm das.

ALEXANDER VI.: Um Euren Bruder beurteilen zu können, müßt Ihr erst einmal den Blick auf Euch selbst lenken; vielleicht wird solch eine Prüfung den doppelten Nutzen für Euch haben, daß Ihr auch daraus lernt, Euch selbst zu verstehen.

Wir haben nichts mit den ruhlosen, unbeständigen Italienern gemeinsam; wir sind Spanier, und eine angeborene Neigung läßt uns den kürzesten Weg gehen,

wenn es sich um die Erreichung der Macht handelt. Was unsere Landsleute in Neu-Indien tun — ich denke an die strenge Herrschaft, die der Herzog von Veragna mit seinem Gefolge über die Einwohner dieses Landes ausübt —, das tun wir vom Hause Borgia, Don Cesare vor allen, in Italien. Das ist es auch, was mich denken läßt, daß wir wenig wählerisch in unseren Mitteln und ungestüm in unseren Handlungen, frei sind von dem größten Teil jener Fesseln, in denen die anderen Menschen liegen und daß wir unsere Macht sehr schnell auf eine solide Basis stellen werden; das ist das große Ziel, dem wir alles andere zum Opfer bringen müssen.

LUCREZIA BORGIA: Ich hatte nicht verlangt, Don Alfonso di Arago zu heiraten. Unter dem Vorwand meiner großen Tugend hat man mich selbst ebensowenig nach meinem Willen gefragt wie vorher, als man meine erste Ehe schloß und löste und als man, noch früher, meine ersten Verlobungen arrangierte. Und nach all dem sprecht Ihr von meinem Ruhm, von meiner Macht, von meinen Ländereien! Was bedeuten diese hochtönenden Worte?

Glaubt Ihr, mir über den Flittertand, mit dem Ihr mich behängt habt, Illusionen machen zu können? Ich bin durch meinen Gatten Herzogin von Bisaglia wohl, aber morgen kann mir der König von Neapel dieses Lehensgut, das ein Geschenk war, wieder entziehen. Sermoneta habt Ihr den Gaetani genommen, um es mir zu geben; jemand anderer wird es mir wieder nehmen, um es einem Nächsten zu geben. Ich bin auf Lebenszeit Statthalterin von Spoletto? Spoletto gehört der Kirche, und wenn Ihr tot seid, was gilt dann noch mein Recht? Nein, hochheiliger Vater, ich bin nichts andres als ein armes Weib, das zum Spielzeug seiner Familie gemacht wurde und dessen Interessen ebenso-

wenig berücksichtigt werden wie seine Gefühle. In einer solchen Situation bleibt mir nichts anderes als der Stolz. Ihr ließet mich aus Nepi kommen, ich werde dorthin zurückkehren und diese Stadt nur dann verlassen, wenn meine Pflichten als Mutter und als mißhandelte Gattin mich dazu zwingen.

ALEXANDER VI.: Eure Zukunft wird anders sein, als Ihr sie geschildert habt, ich will sie vor Euch aufrollen. Ihr klagt Eure Verwandten an? Gedenket doch der Sorgfalt, mit der sie Euch umgeben haben. Das mittelmäßige Glück, mit dem die Laufbahn unserer Familie begann, ließ uns darauf bedacht sein, einen reichen Edelmann von guter Abkunft zu wählen, von dem wir glauben konnten, daß er Euch gefallen würde. Aber sehr bald blähte der Wind unsere Segel und das Schiff unseres Geschicks erreichte die hohe See; unverzüglich machte man sich daran, Euch aus Eurer minder vorzugsreichen Stellung zu befreien und Euch zu erhöhen. Da bemühte man sich, Euch einen Fürsten zuzuführen; man suchte ihn, fand ihn und gab ihn Euch zum Gatten.

Die Zeiten haben sich wieder geändert. Die Falken haben sich in Adler verwandelt und ihre Beute muß edler werden. Sie wollen Euch teilhaben lassen an ihr; was Euch früher zusagte, genügt Euch jetzt nicht mehr, Ihr geltet heute mehr. Was würdet Ihr zu einem souveränen Thron sagen, zu einem wahrhaft souveränen Thron? Zu einem Gatten, der einem der edelsten Geschlechter der Welt angehört, selbst schön, tapfer und unerschrocken, einer der besten Generale Italiens, dem das Höchste vorbestimmt ist, der Euch mit Inbrunst liebt und um Eure Hand wirbt?

LUCREZIA BORGIA: Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht und es ist mir auch vollkommen gleichgültig.

ALEXANDER VI.: Ich spreche von Don Alfonso

d'Este, dem Sohn und Erben des Herzogs Ercole di Ferrara. Ich spreche von Eurer wahrhaften Größe, von Eurer Zukunft, Eurem Glück, und ebenso von der Zukunft, dem Glück und dem Leben Eures Sohnes. Versteht Ihr mich nun, Lucrezia?

LUCREZIA BORGIA: Im Augenblick bin ich unfähig, derartige Vorschläge anzuhören und zu überlegen, was an ihnen Gutes sein könnte.

ALEXANDER VI.: Das begreife ich. Aber Ihr könnt Euch immerhin schon insofern darüber Rechenschaft ablegen, daß Ihr einseht, daß Eure Rückkehr nach Nepi nicht zweckmäßig wäre. Um Euch noch mehr davon zu überzeugen, weihe ich Euch in einen Plan ein, den ich im Einvernehmen mit Don Cesare entworfen habe und der Euch von meiner Zuneigung zu Euch ebenso überzeugen wird, wie von der Anteilnahme Eures Bruders an Euren wahren Interessen.

LUCREZIA BORGIA: Ich bin neugierig, um was es sich dabei handelt.

ALEXANDER VI.: Staatsgeschäfte zwingen mich, Rom für einige Zeit zu verlassen. Ihr werdet hierbleiben und meinen Platz einnehmen; die Führung der Regierungsgeschäfte wird in Euren Händen liegen, Ihr allein werdet berechtigt sein, die Sendschriften zu öffnen und zu lesen, Entschlüsse zu fassen und Befehle zu erteilen. Ich habe die vertrautesten meiner Kardinäle beauftragt, sich mit Euch zu beraten, wann immer Ihr es wünscht. Ihr werdet also meine Staaten leiten, Lucrezia, die Kirche, die Welt. Ich weiß, daß Ihr den Wert einer solchen Aufgabe zu begreifen vermögt. Aber laßt Eure Tränen versiegen, die, glaubt mir, schon deshalb Eurer unwürdig sind, weil sie nutzlos sind. Gedenket des Ruhms Eures Hauses und seiner zukünftigen Behauptung. Laßt alle Bedenken vor diesem reich lohnenden Ehrgeiz zurücktreten! Wisset, daß die gewöhnlichen

Gesetze des Lebens für jene, die vom Schicksal berufen sind, über andere zu herrschen, ebenso verschieden sind wie ihre Pflichten. Gut und schlecht von ehedem verkehren sich unter veränderten Verhältnissen in ihr Gegenteil, und was einer gewöhnlichen Frau als Verdienst angerechnet würde, könnte Euch, einzig deshalb, weil es Schaden und Verderben nach sich ziehen mag, zur Verfehlung werden.
Den großen Gesetzen der Welt gehorchen, heißt nicht, dies oder jenes tun oder eines zu vermeiden, um einem anderen zuzustreben, sondern: leben und alles tun, um unsere Macht zu stärken, unsere Größe zu erhöhen und keine Mühe zu scheuen, um unser Leben in breitere, freiere und höhere Bahnen zu lenken. Vergeßt das nicht und geht schnurgerade Eurem Ziel entgegen. Tut nichts, was Euch nur gefällt, ohne Euch auch dienlich zu sein. Schwachheit und Skrupel überlaßt den Kleingeistern, der unmündigen Plebs. Nur ein Gedanke ist würdig, Euch zu beherrschen: die Erhebung des Hauses Borgia und Eurer selbst; ich rechne darauf, daß die Hingabe an einen so großen Gedanken Eure Tränen zu trocknen vermag und Euch die Seelenruhe verleihen wird, das Geschehene zu überwinden. Ich verlasse Euch, Lucrezia, mit der Bitte, Euch als künftige Herzogin von Ferrara zu betrachten, die augenblicklich für die Völker den Statthalter Gottes vertritt!

Venedig

Ein Saal in einem Palais am Canale Grande.

Piero di Medici geht in sorgloser Stimmung, die Arme auf dem Rücken, auf und ab. — Kardinal Giovanni di Medici (später Papst Leo X.), der im Alter von neunzehn Jahren steht. — Sein Cousin Giulio di Medici (später Papst Clemens VII.), Ritter von San Giovanni

und Prior von Capua; Bernardo Dovisi da Bibbiena Haushofmeister des Kardinals, früher Geheimsekretär Lorenzos des Prächtigen.

BIBBIENA: Es wäre kindisch, zu leugnen, daß es mit unserer Sache schlecht steht, aber ich glaube nicht, hochedler Herr Piero, daß man darüber in Verzweiflung geraten muß, wie Ihr tut.

PIERO: Ich habe Fehler gemacht, arge Fehler! Ich hätte dem Franzosen nicht so große Zugeständnisse machen sollen, als ich versuchte, ihn vom Einzug in Florenz abzubringen; nachdem ich mich mit ihm verständigt hatte, hätte ich ihn wenigstens zu Hilfe rufen sollen und zwar, noch vor dem Aufbruch nach Bologna, wo dieser elende Giovanni Bentivoglio uns, alles vergessend, was er dem Andenken meines Vaters schuldig ist, gezwungen hat, ihn, diesen Unbedeutenden anzuerkennen und uns hierher zurückzuziehen . . . Oh, sollte es mir je gelingen, unser Haus wieder aufzurichten, so wird er fühlen, was Rache ist; er wird es fühlen! Doch macht mir das nicht die größte Sorge, am meisten bedrücken mich, wie ich Euch sagte, meine eigenen Fehler.

KARDINAL GIOVANNI: Mein Gott, Bruder, grämt Euch nicht so! Ich, der ich nach Euch in Florenz geblieben war, ich schwöre Euch, daß nichts zu machen war. Unsere Feinde hatten den Verlauf der Dinge so eingerichtet und die Geister der Bürger so bearbeitet, daß der Plan, uns fortzuschicken, eine vorbeschlossene Sache war. Die Lucca Corsini, die Jacopo di Nerli und alle diese Mißgünstigen hatten die ruhigsten Leute aufgehetzt; es half mir nichts, zum Volk zu reden, ich wurde nicht angehört. Ich mußte das Feld räumen, da man sogar mit Steinen nach mir warf. Mein Widerpart ist Savonarola, und er war es auch, der die Domi-

nikaner von San Marco dazu überredete, mich aus ihrem Kloster zu verjagen, in dem ich Zuflucht gefunden hatte.

PIERO: Und dieses Kloster ward von uns errichtet.

KARDINAL GIOVANNI: Laßt Euch das nicht so nahe gehen, Bruder. Ich wiederhole, daß es sehr wahrscheinlich ist, daß Bruder Girolamo den Geist dieser guten Patres verwirrt hat, sonst hätten sie nicht so gehandelt. Es war ein scheußliches Schauspiel, das ich, als armer Mönch verkleidet, zu sehen bekam, während ich mich, durch die aufgehetzte Menge hindurch aus dem Staub machte: eine Masse heulender und schreiender Narren schlug die Tore der Gefängnisse ein und die befreiten Diebe und Mörder wurden mit Umarmungen empfangen!

BIBBIENA: Das ist die Art, auf die sich das Volk in die Politik mischt.

PIERO: Dagegen wüßte ich mich zu behaupten, aber es gibt noch schlimmere Schrecken. Ihr habt erfahren, daß die Söhne unseres Onkels, unsere Cousins, dank ihrer Niedertracht, die Erlaubnis erhalten haben, in die Stadt zurückzukehren, und daß man ihnen ihr Vermögen zurückgibt. Um ihre Anhänglichkeit an den neuen Herrn besser zu beweisen, haben die Unglückseligen feierlich ihre Namen abgelegt und den der Popolani angenommen; ich kann Euch also heute die Existenz eines ehrenwerten Herrn Lorenzo Popolani und seines Bruders, der ihm in jeder Beziehung ebenbürtig ist, ankündigen; dieser zweite Edelmann heißt Giovanni Popolani. Welcher Hohn! Welches Elend! Welche Gemeinheit in dieser Welt!

KARDINAL GIOVANNI: Mit dem Abfall unserer Vettern weiß ich mich abzufinden; wir müssen diesen Freunden nicht nachtrauern und ich bin, ehrlich gesprochen, viel mehr von der Zerstörung unserer Gärten

durch die Rebellen erschüttert, eben jener Gärten, in denen unser Vater so viele Statuen und Gemälde, Werke der großen Meister aller Zeiten, aufbewahrt hatte. Der allgemeinen Plünderung fielen auch Bücher, Medaillen und geschnittene Steine zum Opfer und es gab darunter Stücke, die mir unvergeßlich bleiben werden und über deren Verlust ich mich niemals werde trösten können!

PIERO: Was hat das zu bedeuten, da wir doch selbst verloren sind! Hier sind wir dazu verurteilt, ewig von einem Ort zum andern zu irren; warmherzige Freundschaft gewohnt, sehen wir uns kalter Freundlichkeit gegenüber und müssen darüber wachen, daß uns tückische Freundschaft nicht an unsere Feinde verkaufe. Augenblicklich benimmt sich der erlauchte Senat ja sehr großmütig gegen uns, aber wie lange wird das dauern?

BIBBIENA: Ebenso lange, wie der Haß der Venezianer gegen die Florentiner währen wird und das ist ewig. Ich wiederhole Euch: verzweifeln wir nicht! Das Zünglein der Wage ist in ewigem Schwanken, neigt bald nach rechts, bald nach links. Der Stützpunkt dieser Wage, nämlich die Interessen Italiens, verändert sich mit großer Schnelligkeit. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Medici eines Tages nach Florenz zurückkehren und ihre Macht und ihren Glanz wiederherstellen werden.

KARDINAL GIOVANNI: Ich halte das in der Tat für wahrscheinlich. Frankreich gehorcht einem neuen König, Louis XII., der, wie man mir versichert, noch mehr von dem Eroberungsgelüste besessen ist, als der verstorbene Carl VIII., es verlangt ihn nicht allein nach Neapel, sondern auch nach Mailand. Vielleicht könnte man sich mit ihm verständigen; und im übrigen wird sich Savonarola nicht in aller Ewigkeit behaupten

können. Er beginnt, die bisher Geduldigen zu ermüden. Die Republikaner kommen zu keiner Einigung und viele von unseren Parteigängern kehren in die Stadt zurück, ohne belästigt zu werden. Zum Beispiel der kleine Michelangelo Buonarotti, um nur diesen einen zu nennen; er hatte sich nach Bologna geflüchtet und Aldobrandini hatte ihm selbst zu San Petronio Arbeit verschafft; trotzdem ist er ins Land zurückgekehrt und man duldet ihn dort.

DER PRIOR VON CAPUA: Was man hier noch lieber sieht als uns selbst, das ist unser Geld. Gemäß Euren Befehlen habe ich welches an Tornabuoni geschickt. Er schreibt mir, daß die Zahl seiner Pensionäre wachse.

Messer Giovanni, wollt Ihr mit mir Tizianos Atelier besuchen?

KARDINAL GIOVANNI: Mit Vergnügen. Ich werde Euch die neuen Livreen unserer Gondolieri zeigen lassen.

PIERO: Geht, euch zu unterhalten. Ich werde mit Bibbiena einige Briefe schreiben.

Florenz

Ein Laden im Innern eines Hauses.

Zwei Kaufleute, an einem Tisch sitzend.

ERSTER KAUFMANN: Eßt noch diese Waffel! Die Piagnoni des Bruder Girolamo sehen Euch nicht.

ZWEITER KAUFMANN: Ihr seid sehr freundlich, doch ich habe einen schwachen Magen und wage nicht, noch etwas zu mir zu nehmen. Im übrigen, ich wiederhole Euch, England ist ein Land, in dem man glänzende Geschäfte machen kann.

ERSTER KAUFMANN: Für Seidenwaren, ohne

Zweifel, und noch mehr für Weine. Im letzten Jahr habe ich vierzig Stückfässer von ziemlich minderer Qualität an meinen Vertrauensmann in London geschickt und er hat ein gutes Geschäft damit gemacht. Ich gewähre den Engländern gern Kredit.

ZWEITER KAUFMANN: Ja, sie sind solide Leute, das wollte ich Euch auch sagen.

ERSTER KAUFMANN: Dennoch ziehe ich die Vlamen vor. Antwerpen ist von wahrhaft achtbaren Kaufleuten bewohnt.

ZWEITER KAUFMANN: Unter uns gesagt: täte Bruder Girolamo — den ich übrigens, wie Ihr bedenken mögt, außerordentlich verehre — nicht besser, uns all die schönen Dinge, die er zerstören läßt, wohlfeil zu überlassen? Diese guten Vlamen würden sie uns abkaufen.

ERSTER KAUFMANN: Das ist auch meine Meinung, doch der würdige Frater ist in dieser Hinsicht unzugänglich. Im übrigen kann man nicht mehr so frei mit ihm reden wie früher; beim ersten Wort läßt er sich dazu hinreißen, Euch zu beschimpfen.

ZWEITER KAUFMANN: Man muß zugeben, daß ihm die unbekehrbaren Sünder großen Kummer bereiten.

ERSTER KAUFMANN: Sprecht mir nicht davon! Ich weiß nicht, woher er die Kraft dazu nimmt. Gleichviel, er hätte besser getan, diese herrlichen, mit goldenen Blumen durchwirkten Stoffe zu verschonen! Man hätte sie uns abgekauft und mit klingender Münze bezahlt.

Der Prophet predigt heute in San Niccoló, werdet Ihr nicht hingehen?

ZWEITER KAUFMANN: Ihr fragt? Es ist mir eine heilige Pflicht, hinzugehen und um nichts auf der Welt wollte ich der Säumigkeit geziehen werden; denn, unter

uns gesagt, ich habe eine Menge schöner Dinge hier und will mich nicht auffällig machen.
ERSTER KAUFMANN: Genau so wie ich, Nachbar. In diesen schweren Zeiten heißt es klug sein. Machen wir uns also auf den Weg! Die Kirche wird voll sein. Nehmt Ihr eine Kerze mit?
ZWEITER KAUFMANN: Ich lasse es niemals an dieser guten Geste fehlen. Seht, das ist doch ein wahrer Schiffsmast!
ERSTER KAUFMANN: Meine Kerze ist nicht kleiner, ich rivalisiere mit Euch.

(Sie gehen lachend fort.)

Die Zelle Bruder Girolamos.

Er liegt ausgestreckt auf seiner Pritsche und hat die Augen mit den gekreuzten Armen bedeckt. — Bruder Sylvestro Maruffi und Bruder Domenico Buonvicini, auf Schemeln sitzend.

BRUDER GIROLAMO: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?
BRUDER SYLVESTRO: Ihr selbst seid Euch nicht treu geblieben, Meister. Wir werden nicht aufhören, es Euch zu wiederholen.
BRUDER DOMENICO: Ich begreife nicht, wie Ihr Eure Kräfte so brach liegen laßt.
BRUDER GIROLAMO: Ich bin am Ende. O daß mein Herr Jesus mich doch zu sich riefe! *(Er birgt das Gesicht im Polster und bricht in lautes Weinen aus.)*
BRUDER DOMENICO: Welches Unglück, einen solchen Mann als Opfer solcher Schwäche zu sehen!
BRUDER GIROLAMO *(steht auf, kreuzt die Arme und blickt seine Freunde an)*: Wollt ihr, daß ich euch bekenne? Seit mehr denn einem Jahre bedrückt mein

Herz eine schwere Last. Ich muß sie abschütteln. Hört mich also. Ich fürchte, mich getäuscht zu haben! Ich gleiche einem Reisenden, der auszog, das himmlische Jerusalem zu erreichen und sich, da er einen Irrweg wandelte, urplötzlich vor der Hölle sieht.

BRUDER SYLVESTRO: Ach, Meister! Wessen bedürft Ihr noch? Ist Euch nicht mehr gelungen, als Ihr je gehofft hattet? Florenz schreitet täglich fort auf dem Wege zur Vollkommenheit; Ihr seid sein einziger Herr, nur an Euch glaubt man, nur Euch liebt man, nur Euch gilt aller Verlangen! Was noch fehlt, wird von selbst kommen. Der Papst droht zwar, doch er wagt nicht, etwas zu unternehmen!

BRUDER GIROLAMO: Ich sage euch, ich habe mich getäuscht. Ich glaubte, daß es ebenso leicht sei, das Gute zu verwirklichen, wie es zu erkennen. Ich ahnte nichts davon, daß die Tat meistens zum Verräter an der Idee wird. Eine Wohltat wird niemals angenommen, wenn man sie nicht gewaltsam aufdrängt. Meinen bloßen Rat hört man nicht an, ich muß züchtigen. Wo aber ist das Maß? Welches sind die rechten Mittel? Wenn ich schelte, zeigt sich, daß ich verflucht habe. Wenn ich warne, kränke ich; schlage ich mit dem Hirtenstab, so ist er ein Schwert, mit dem ich blutige Wunden austeile, und ich töte die Menschen, die ich zu retten suche. Wehe, alles verwandelt sich, so meine Hände es berühren oder in sich fassen. Honig wird Galle, Sanftmut Raserei, Härte Wildheit! Glaubt ihr, ich wisse nicht, was meine Getreuen tun? Sie richten so viel Unheil an wie Wölfe!

BRUDER SYLVESTRO: Sie scheinen mitunter ein wenig rauh zu sein, 's ist möglich; doch alles in allem sind die Resultate vorzüglich und eine einzelne Verirrung kann das Verdienst um das ganze Werk nicht schmälern.

BRUDER GIROLAMO: Ich diene der himmlischen Sache mit den Mitteln des Teufels.
BRUDER DOMENICO: König David hatte eine Leibgarde von Philistern.
BRUDER GIROLAMO: O mein Gott! O mein Gott! Ich wollte nichts als die Läuterung der Gerechtigkeit! Rufe mich ab von hier, o Herr!
BRUDER SYLVESTRO: Und was soll aus deinem Werk werden, wenn du stirbst?
BRUDER GIROLAMO: Mögen die Dinge ihren Lauf gehen, mich drängt's zu scheiden! *(Er läßt sich auf sein Lager zurückfallen.)*

Nächtlicher Garten.

Ein junges Weib. — Ein Liebender.

DAS JUNGE WEIB: Ich bin voll Angst! . . . Wenn mein Bruder etwas ahnte! . . . Geh fort, ich flehe dich an!
DER LIEBENDE: Nein! Dein Bruder läuft durch die Straßen, um die Piagnoni zu insultieren. Ich habe keine Angst. Fürchtest du dich? Sei's drum, ich gehe! Du kannst ruhig sein! Liebst du mich wenigstens?
DAS JUNGE WEIB: Ich glaube . . . ich weiß es nicht . . . Willst du, daß ich dich belüge? Warum hängst du dich an mich? Ich bin unbeständig . . . Ich kenne mich selbst nicht. Ich liebe dich innig, mein Freund, mein teurer Freund! Und morgen werd ich dich sicherlich noch mehr lieben. Ich bin immer aufrichtig zu dir gewesen.
DER LIEBENDE: Mit solchen Worten kannst du mich töten. Gleichviel! Ich werde dich lieben, werde dich anbeten und dir dienen! Ich bin dein und will für dich sterben!
DAS JUNGE WEIB: Ich habe so große Furcht! Küsse

mich . . . da, auf die Wange . . . Armer Fabricio! Ich liebe dich . . . im Augenblick. Warum muß ich dir Kummer bereiten? Hast du nicht wichtigere Dinge zu tun als mich zu lieben? Kümmere dich um die Medici.

DER LIEBENDE: Ich kümmere mich um die Medici ebensowenig wie um ihre Feinde. Ich will nichts anderes tun als dich lieben. Leb wohl! Jetzt muß ich fünf Tage leben, ohne dich zu sehen!

DAS JUNGE WEIB: Fünf Tage? . . . Das ist zuviel! Komme morgen vor's Haus, vielleicht kann ich dich zu mir heraufklettern lassen.

DER LIEBENDE: Wenn man mich aber sähe?

DAS JUNGE WEIB: Das ist mir ganz gleich!

DER LIEBENDE: Nichts auf dieser Welt ist schöner, berückender, zierlicher und verführerischer als du!

DAS JUNGE WEIB: Adieu! Gräm dich nicht! Und denk ein wenig an mich, willst du?

DER LIEBENDE: Noch einen Kuß!

DAS JUNGE WEIB: Nein! Morgen! Gib mir die Hand, das ist genug. Adieu!

DER LIEBENDE: Liebst du mich?

DAS JUNGE WEIB: Ich weiß nicht.

DER LIEBENDE: Wenn ich vor Verzweiflung über dich tot sein werde, so wirst du es vielleicht wissen. Adieu!

Rom

Das Zimmer des Papstes.

Alexander VI., Kardinal Francesco Piccolomini, der Mailändische Gesandte.

DER KARDINAL: Und ich sage Euch, Hochheiliger Vater: Wenn Ihr nicht mit Bruder Girolamo ein Ende macht, wird er es mit Euch machen.

DER PAPST: Das sagst du ihm nach, weil er dir fünftausend Gulden verweigert hat. Glaubst du, ich kenne deine Machenschaften nicht? Ihr seid alle gegen diesen Schwätzer aufgewiegelt. Er sagt euch eure Wahrheiten. Pah, welch ein Unglück! Er sagt auch mir die meinen. Kümmere ich mich darum? Habe ich Anspruch darauf ein Heiliger zu sein? Ich will in Frieden leben. Genug dieser häßlichen Dinge! Ich will hinfort nichts mit ihnen zu tun haben. Ich bin alt und will, trotz eurer Kampflust, in Ruhe sterben. Ich werde meine Kinder in ihre Rechte einsetzen, aber mich laßt in Ruhe!

DER KARDINAL: Aber, hochheiliger Vater, eben Eure Ruhe ist es, worum es sich handelt. Hört wenigstens, was Lodovico Sforza Euch sagen läßt.

DER PAPST: Ich will nichts hören, was mich ermüdet oder verstimmt.

DER GESANDTE: Es sind nicht bloße Worte, wie Ihr voraussetzt. Wir haben Beweise und kennen Tatsachen.

DER PAPST: Behaltet sie für euch.

DER GESANDTE: Savonarola hat an alle gekrönten Häupter geschrieben. Er verlangt ein Konzil und Eure Absetzung.

DER KARDINAL: Das ist die reine Wahrheit und mehrere Fürsten sind schon für diesen Plan gewonnen.

DER PAPST: Hirngespinste und Verleumdungen!

DER GESANDTE: Hier ist der Brief an den König von Frankreich! Wir haben ihn einem Kurier abgenommen. Er ist von Bruder Girolamo unterzeichnet und Ihr seht sein Siegel!

DER PAPST: Beim Blut der Madonna! Der Hund, der Elende, der Feigling, der Dieb, der Niederträchtige! Es ist also doch wahr! Oh! Du willst meinen Untergang? Man berufe meinen Rat zusammen . . . man

benachrichtige Don Cesare und Donna Lucretia . . . und Donna Vanozza! Diesmal ist es um ihn geschehen!
DER KARDINAL: Ich habe Euch immer gesagt, daß es dazu kommen muß. Eure Bullen sind verachtet, Eure Befehle werden mit Füßen getreten, Euer Name wird täglich und stündlich auf offener Kanzel geschändet! Er behandelt Euch wie den verächtlichsten Kumpanen.
DER PAPST: Ich bin sein Herr, und er soll es zu fühlen bekommen! Ich werde ihm die Seele aus dem Leib reißen, diesem Girolamo, und er soll den Sold einstreichen, den man dafür bekommt, daß man sich wider mich erhebt!

Florenz

Ein Platz.

Eine Gruppe von Handwerkern begegnet einer zurückflutenden Menge.

EIN ARBEITER: Heda! Ihr Leute! Der Prophet hat versprochen, die Flammen eines Scheiterhaufens zu durchschreiten, um die Verleumder Lügen zu strafen. Hat er es getan?
EIN BÜRGER: Ob er's getan hat? . . . Bei Gott, nein!
EIN ANDERER HANDWERKER: Wie? Er hat es also nicht getan? Und die Franziskaner haben ihre Schmähungen zurückgenommen?
ZWEITER BÜRGER: Davon kann keine Rede sein. Die Franziskaner und die Patres von San Marco haben einander von weitem die heftigsten Schimpfworte zugerufen, aber weder die einen noch die andern haben, nachdem die Disputationen zwei Tage gewährt hatten, es gewagt, sich der Feuerprobe zu unterziehen, nachdem sie sich so laut damit gebrüstet hatten. Ich habe mit vielen andern seit heute morgens gewartet, um

dies Schauspiel mitanzusehen. Nach meiner Meinung hat man uns an der Nase geführt. Bruder Girolamo ist sein Geld nicht wert!

EIN WEBER: Auch ich beginne, daran zu glauben.

EINE FRAU: Es kostete rechte Mühe, den Tanz zu verbieten! Es ist an der Zeit, daß ich euch sage: dieser Mönch ist nichts als ein Scheinheiliger!

EIN BÄCKER: Ich gehe heim, um zu essen und lache über alle Mönche der Welt.

Im Palazzo Vecchio.

Der Ratssaal.

Der Gonfaloniere. Die Acht.

DER GONFALONIERE: Bruder Girolamo hat sehr unrecht getan, in der Angelegenheit mit dem Scheiterhaufen so weit zu gehen. Da er seiner selbst nicht sicher war, durfte er sich nicht der Gefahr eines so jämmerlichen Rückzuges aussetzen. Er hat sich in die äußerste Verlegenheit gebracht und hat uns mit hineingezogen.

ERSTER PRIOR: Und die Briefe, die alltäglich von Rom kommen, werden immer drohender! Unser Vertrauter Domenico Bonsi vermag nicht durchzusetzen, daß wir mit ihnen verschont werden. Es scheint, daß der Papst entschlossen ist, ein Ende zu machen. Was wird aus unserer Konstituante und aus der Volksregierung werden, wenn Bruder Girolamo nicht mehr da ist?

ZWEITER PRIOR: Wenn wir ihn nicht von dem Kapitän Giovacchino und von Marcuccio Salviati hätten begleiten lassen, so wäre er von der Plebs, die sich um ein Schauspiel betrogen sah, an dem sie sich in ihrer Phantasie seit vierzehn Tagen ergötzte, in Stücke gerissen worden.

DER GONFALONIERE: Es ist nicht zu leugnen, daß

die Popularität des Mönches beträchtlich gesunken ist. Die Medici streuen das Geld nach allen Seiten aus; ich habe mich davon überzeugt. Es muß bedacht werden . . . Die Dinge können nicht mehr lange so bleiben. Die Arrabiati und die Compagnacci laufen bewaffnet durch die Straßen. Fassen wir einen Entschluß. Es handelt sich um unser eigenes Heil ebenso wie um das Heil des Volkes.

DRITTER PRIOR: Wir müssen trachten, uns mit keiner Person und keiner Partei zu überwerfen. Nach meiner Meinung sollten wir dem Mönch einen Befehl schicken, demzufolge er die Stadt zu verlassen hätte. Befolget meinen Rat. Dadurch retten wir dem Mönch das Leben; das müssen wir ihm ebenso deutlich zu verstehen geben wie seinen Freunden, damit sie nicht an dem Ernst dieser Warnung zweifeln und sich etwa gegen uns wenden. Solcherart befriedigen wir Rom, indem wir die Mahnbriefe zu respektieren scheinen und den Mönch tatsächlich veranlassen, seine Predigten einzustellen, ohne in Wahrheit etwas dazu getan zu haben. Infolgedessen berauben wir die Parteigänger der Medici des Vorwandes, Aufruhr zu stiften, da die angebliche Ursache des Unfriedens beseitigt ist. Sind wir einig?

DER GONFALONIERE: Sollen wir uns darüber beraten, Ihr Herren?

DIE PRIORES: Ohne Zweifel, ohne Zweifel! Diese Idee hat ihr Gutes.

Die Ebene von Florenz

Im Hintergrund der Arno.

Baumbestandene Wiesen.

EIN JUNGER KUPFERSTECHER: Dieses neue Werk Albrecht Dürers hält mich völlig in seinem Bann! Ich

fürchte, daß wir Italiener die Erfindung Finiguerras noch nicht in allen ihren Möglichkeiten auszunützen verstehen. Und doch macht sie den Ruhm der Florentiner aus! Ich werde fortan die deutsche Manier studieren. Ich werde ergründen, worin ihre Fortschritte bestehen, und wenn ich es nicht besser mache als sie oder zum wenigsten ebensogut, so werde ich vor Verzweiflung sterben.

Florenz

Der Chor in der Kirche des Klosters von San Marco.

Eine große Menschenmenge; die meisten der Männer sind bewaffnet, ebenso die Mönche. — Bruder Girolamo, Bruder Sylvestro, Bruder Sacromore, Bruder Buonvicini, Francesco Valori, Lucca degli Albizzi, Vespuccio.

BRUDER GIROLAMO: Beruhigt euch, meine Brüder, und ihr, meine Kinder! Dies ist der Augenblick, in dem ihr euch unerschrocken zeigen müßt! Laßt euch nicht von der Angst übermannen, es besteht keine Gefahr!

BRUDER SACROMORO: Seid ruhig, mein Vater! Wir werden eher sterben, als Euch im Stiche lassen.

BRUDER GIROLAMO: Es gilt Gott zu dienen, nicht mir.

BRUDER SYLVESTRO: Was bedeutet dieses Geschrei?

BRUDER BUONVICINI: Der Feind dringt in die Kirche ein. Es ist eine erschreckliche Menge wilder Gestalten!

LUCCA DEGLI ALBIZZI: Laßt uns keine Minute verlieren! Bruder Girolamo, gebt Befehl, die Waffen zu laden!

BRUDER GIROLAMO: Denkt Ihr daran? Im Tempel des Herrn!

LUCCA DEGLI ALBIZZI: Wollt Ihr scherzen? Wäre es besser, hier niedergemetzelt zu werden? Greifen wir an, ehe man uns angreift und ich verspreche Euch, daß wir noch die Oberhand behalten.

FRANCESCO VALORI: Um Gottes willen, Messer Lucca, keine Unüberlegtheiten! Haltet an Euch! Die Leute der Medici werden nicht verfehlen, zu sagen, daß wir sie herausgefordert hätten. Zeigen wir uns großmütig.

LUCCA DEGLI ALBIZZI: Erweist Euch nur als Tölpel! Euch schüttelt das kalte Fieber der Feigheit und Ihr schämt Euch nicht, diese Krankheit Vorsicht zu nennen. Vorwärts! Vorwärts! Sonst seid Ihr verloren! Ich habe keine Lust, meine Knochen diesen Elenden zu überlassen, ich verlasse Florenz; wer sich mir nähert, bekommt eine Ladung aus meiner Arkebuse! Adieu! Ich gehe den Weg derer, die heißes Blut in den Adern haben! *(Er zieht das Schwert und verläßt, von seinen Freunden umringt, die Kirche.)*

ZAHLREICHE RUFER: Wir folgen Euch! Wir folgen Euch!

Salve der Musketiere. Ein Mann kommt in vollem Lauf in die Kirche.

DER MANN: Bruder Girolamo! Wo ist Bruder Girolamo?

BRUDER GIROLAMO: Hier bin ich!

DER MANN: Die Signoria verbannt Euch! Die Compagnacci bringen den Bannbrief! Oh, mein Gott! Oh, mein Gott! Sie wollen Euch ermorden! Es sind ihrer mehr als achthundert, mehr als dreitausend! Soeben haben sie zwei Männer erwürgt! Da sind sie! Verbergt Euch! Rettet Euch!

BRUDER GIROLAMO *(zu den Mönchen):* In Eure Chorstühle, meine Brüder! . . . Wenn wir sterben müssen, dann soll es dort sein! . . . Oh, Florenz! Florenz!

Große Verwirrung; die Frauen flüchten schreiend in die Kapellen der Seitenschiffe. Die Compagnacci und die Arrabiati feuern ihre Arkebusen ab, und schlagen schreiend auf die Leute ein.

EIN COMPAGNACCO: Rettet Euch, Kanaillen! Die Signoria konfisziert alle Güter der Laien, die hier zurückbleiben!

FRANCESCO VALORI *(zu einem Offizier):* Ist das wahr, mein Herr?

DER OFFIZIER: Vollkommen! Die hochedlen Acht sind nur darauf bedacht, die Ordnung wiederherzustellen, und ich rate Euch dringend, Euch zurückzuziehen.

FRANCESCO VALORI: Wollt Ihr den Tod des Bruder Girolamo?

DER OFFIZIER: Im Gegenteil, wir wollen den Frieden, und zu diesem Zweck trennen wir die Kämpfenden.

BRUDER SACROMORO: Das ist schändlich!

EIN COMPAGNACCO: Schweig, dicker Mönch, oder ich schlitze dir den Bauch auf!

BRUDER GIROLAMO: Die Menge erdrückt uns. Ziehen wir uns in die Klostergänge zurück.

BRUDER SACROMORO: Läuten wir die Glocken, um unsere Anhänger zu Hilfe zu rufen!

FRANCESCO VALORI: Ich beschwöre Euch, tut nichts dergleichen! Beherrschung, Überlegung und Berechnung tut not! Ich laufe zu den Priores, um sie zu überreden, all dem ein Ende zu machen.

BRUDER BUONVICINI: Verteidigen wir uns! Zu den Waffen!

Die Mönche schleppen Bruder Girolamo mit Mühe in das Kloster und schließen die Tore. In der Kirche setzt sich der Kampf fort.

Ein vernachlässigtes Zimmer

mit wenigen unscheinbaren Möbeln. Ser Bernardo Nerli, seine Frau, in einer Wiege ein krankes, schlafendes Kind.

SER BERNARDO: Acht Sous für ein Testament, und vier Sous für die Schenkungsurkunde, macht zwölf Sous; dazu sieben Deniers für das alte gelbe Kleid, das ich soeben verkaufte, das macht zwölf Sous und sieben Deniers.

DIE FRAU: Ich glaube, das Kind hat weniger Fieber.

SER BERNARDO: Der Himmel gebe dir recht, meine Taube! . . . Ja, es ist nicht mehr so rot . . . Ich wiederhole: zwölf Sous und sieben Deniers! Überdies hat mir unser Nachbar der Schneider, wie ich dir schon sagte, einen Scheffel Korn für das Sonette versprochen, das ich ihm anläßlich der Verlobung seiner Nichte, die heute abend stattfindet, dichten soll.

DIE FRAU: Das ist ein großes Glück! Außerdem haben wir noch die Hälfte von dem Viertel des Zickleins.

SER BERNARDO: Ich glaube, daß wir die Not nunmehr überstanden haben.

DIE FRAU: Ich sagte dir's ja schon gestern: wenn es nur dem Kleinen besser geht, so bin ich um alles andre nicht besorgt.

SER BERNARDO: Oh, mein Liebling! . . . Möge Gott uns das Kind erhalten!

Man hört Salven.

Wann werden diese Briganten endlich ihr Getöse einstellen? . . . Ich sähe den Bruder Girolamo samt seinen Feinden am liebsten im heißesten Feuer der

Gehenna! Solange die leben, wird es nicht möglich sein, ein ruhiges Leben auf dieser Welt zu führen.
DIE FRAU: Du hast vollkommen recht! Statt soviel zu predigen und zu schwatzen, sollten sie uns lieber arbeiten lassen.
SER BERNARDO: Jetzt will ich mein Sonette schreiben . . . Was macht das Kind?
DIE FRAU: Es geht ihm besser.
SER BERNARDO: Küsse mich!

Vor dem Haus des Francesco Valori.

Vincenzo Ridolfi, Tornabuoni, eine Menge von Compagnacci und Arrabiati, die gewaltige Schläge gegen die Türe führen, um sie einzubrechen.

DIE FRAU VALORIS *(an einem Fenster):* Ihr edlen Herren, ich schwöre Euch, mein Gatte ist nicht hier! Er ist außer Haus! Oh, mein Gott! Mein Gott!
RIDOLFI: Wo verbirgt er sich? Antworte, Spitzbübin! Wo ist er, der Feigling?
DIE FRAU: Herr Ridolfi, Erbarmen!
TORNABUONI: Stoßt mir doch diese verfluchte Türe ein, ihr Leute! Werdet ihr bald damit fertig sein?
RUFE DER ANGREIFER: Victoria! Der Weg ist gebahnt! Plünderung! Plünderung!

Die Türe bricht ein und die Menge stürzt sich in das Haus.

RIDOLFI: Führt diese Kreatur her!
TORNABUONI: Kein Erbarmen für die Valori! Gedenket der Medici!

Man bringt die Frau und ihr Kind herbei.

DIE FRAU: Gnade! Gnade! Mein Gatte ist nicht hier, ich schwöre es Euch!
RIDOLFI: Aber dich habe ich, dich! Auf die Knie, Elende! Auf die Knie! Vertilgt mir dieses Wolfsjunge!

Die Frau stößt Entsetzensschreie aus; sie wird an den Haaren gepackt und über der Leiche ihres Kindes erwürgt.

FRANCESCO VALORI *(kommt in raschem Lauf herbei):* Was tun sie da? Oh, mein Gott! — Was tut ihr? Meine Frau! Mein Neffe! . . . Ridolfi! Meuchelmörder!

RIDOLFI *(während er ihm einen Schwertstreich versetzt):* Da, nimm das für deine Schmähungen!

Valori fällt; man tötet ihn und der Pöbel zieht seinen Leichnam schreiend durch den Kot.

Das Innere des Klosters von San Marco.

Die Mönche in den Klostergängen. — Bruder Girolamo. — Die Menge dringt heulend in das Kloster ein.

BRUDER GIROLAMO: Was wollen sie?

BRUDER BUONVICINI: Dich fassen! Ich werde dich nicht verlassen.

BRUDER GIROLAMO: Welches Leid habe ich ihnen denn zugefügt? Gestern liebten sie mich noch! Tut nichts! Leisten wir Widerstand, meine Kinder!

BRUDER SACROMORO: Es ist schon genug, daß das Kloster in Gefahr ist. Ihr seid unser Hirt, und der gute Hirt setzt für seine Schafe sein Leben ein.

BRUDER GIROLAMO: Es sei! Du sprichst wahr. Ich werde in den Tod gehen. Undankbares Volk, was willst du?

EIN OPTIMIST: Die Signoria verlangt einzig von Euch, daß Ihr Euch unterwerft. Man will Euch nichts Böses anhaben!

Ein Hagel von Steinen wird gegen Bruder Girolamo geschleudert.

EIN COMPAGNACCO *(mit der Faust auf ihn einschlagend):* Errate, wer dich schlägt!

EIN ANDERER COMPAGNACCO: Da, fühl meinen Fuß!

Ein Dritter bricht dem Mönch die Finger; er stößt einen Schrei aus.

EINE FRAU: Ha, er weint, der Feigling!

EIN ARRABIATO: Jetzt marsch! Die Acht verlangen nach dir!

BRUDER GIROLAMO: Ich gehe! Aber mißhandelt meine Brüder nicht! Oh, Florenz! Es ist alles zu Ende!

Ein Saal im Palazzo Vecchio.

Romolino und Pater Turriano, General des Dominikanerordens, beide päpstliche Kommissare. Der Gonfaloniere Piero Popoleschi.

PIERO POPOLESCHI: Wir haben alles aufs beste erledigt und hoffen, daß Seine Heiligkeit mit uns zufrieden sein wird.

ROMOLINO: Das wird sich zeigen.

PIERO POPOLESCHI: Wir ließen Bruder Girolamo verurteilen, am Scheiterhaufen zu brennen und hernach gehenkt zu werden. Was wollt Ihr mehr? Seine beiden Acolythen, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini, werden dieselbe Strafe erleiden. Wir haben uns nicht weichlich erwiesen. Was schließlich die obersten Piagnoni betrifft, so sind sie teils verbannt, teils zu Geldstrafen verurteilt. Pagolantonio Soderini zur Zahlung von dreitausend Gulden, und der Niccoló Macchiavelli, der arm ist wie Job, zu zweihundertfünfzig. Ich weiß nicht, was man noch von uns verlangen könnte.

ROMOLINO: Ihr habt einige Zeit gebraucht, edler Gonfaloniere, um Eure Irrtümer einzusehen.

PIERO POPOLESCHI: Was wolt Ihr? Man muß dem

Volk gefallen und mit den Wölfen heulen. Wenn sich der Wind gedreht haben wird, werden wir entzückt sein, unserem Ziel geraden Weges entgegengehen zu können, und dann werdet Ihr sehen, was wir tun.
ROMOLINO: Das ist gar nicht so übel. Jetzt aber ans Werk! Wir haben die Pflicht, die Einzelheiten Eures Rechtsverfahrens gegen Bruder Girolamo zu überprüfen. Wir werden dabei ein gutes Feuer entfachen, denn ich trage das fertige Urteil bereits bei mir. Man führe die Zeugen herein.

Mönche von San Marco werden hereingebracht.

Guten Tag, meine Patres, guten Tag! Ihr wißt, welche Missetaten der Angeklagte gewagt hat, ihr habt ihn ja am Werk gesehen. Erklärt euch. Wurde er gerecht verurteilt? Ich befrage den, welchen man mir als den Ehrenhaftesten bezeichnet hat. Pater Malatesta Sacromoro, tretet näher!
BRUDER SACROMORO: Hochedler Herr, sieben Jahre lang haben wir an das geglaubt, was Bruder Girolamo uns lehrte. Er war unser aller Hirte und hat die Macht über unseren Geist mißbraucht.
ROMOLINO: Seid Ihr wenigstes für alle Zeiten davon überzeugt?
BRUDER SACROMORO: Zu tiefst überzeugt!
ROMOLINO: Das ist ein würdiger Mann. Seid Ihr also der Auffassung, mein Freund, daß das Verhör in allen Stücken vollkommen unanfechtbar ist?
BRUDER SACROMORO: Ganz gewiß, hochedler Herr.
ROMOLINO: Folglich wurde also auch Bruder Girolamo samt seinen Mitschuldigen rechtmäßig vom weltlichen Gericht verurteilt?
BRUDER SACROMORO: Es gibt keinen Einwand dagegen.
ROMOLINO: Ich lobe Eure Offenherzigkeit und den Geist der Wahrheit, der Euch beseelt. Zieht Euch

zurück, mein werter Freund. Man führe die Angeklagten herein.

Bruder Girolamo, Bruder Silvestro und Bruder Buonvicini werden, mit Stricken gefesselt, von den Saldaten vorgeführt.

ROMOLINO: Bruder Girolamo, Ihr wißt, daß Seine Ehrwürden, der Herr General, und ich hier die heilige Majestät unseres Herrn, des Papstes, vertreten, und daß wir genau um alle Eure Betrügereien wissen. Es würde Euch nicht helfen, wolltet Ihr uns belügen. Laßt nun hören, was Ihr zu Eurer Verteidigung anzuführen habt.

BRUDER GIROLAMO: Sieben Jahre lang habe ich in dieser Stadt gepredigt. Ich habe mich nach meinem besten Können darum bemüht, die Liebe zu Gott und fromme Sitten in aller Herzen zu pflanzen. Wohl mag ich oft geirrt haben. Ich bin nur ein armer Mensch, und als solcher habe ich gefehlt. Doch wollte ich nichts anderes als das Gute.

ROMOLINO: Ihr seid schamlos! Ihr habt gelogen wie ein Dämon! Eure eigenen Aussagen beweisen das, und es ist allzu anmaßend von Euch, hierherzukommen und uns solche Worte zu bieten!

BRUDER GIROLAMO: Mein Fleisch ist schwach und vermag nicht dem Geist zu gehorchen. Unter Tränen der Reue gestehe ich: ich habe wider die Wahrheit gesündigt, als ich das Wunder auf dem Scheiterhaufen versprach. Es ist mir unmöglich, die Tortur zu ertragen. Doch ich widerrufe, was das Leiden nur erpreßte.

ROMOLINO: Nur gemach! Wir sind nicht Eure Narren! Wir hörten, was Ihr bekannt habt, und wir glauben es! Augenblicklich spielt Ihr Komödie!

BRUDER BUONVICINI: Ihr schmäht einen Heiligen! Gott wird Euch bestrafen!

BRUDER GIROLAMO: Ach! Meine Sorgen, meine Mühen, meine Anstrengungen, meine Sehnsucht, alles zum Guten zu wenden: nichts hat gefruchtet! Ich wollte den Glauben retten — ich habe es nicht vermocht! Meine Illusionen sind verflogen. Ich lief hinter Wahngebilden her. Es ist gut, daß ich sterbe, ich wünsche es mir schon seit langer Zeit.

ROMOLINO: Das ist unerträglich! Man wende bei diesem Verstockten nochmals die hochnotpeinliche Befragung an, sonst wird er uns endlos widersprechen.

Die Henkersknechte ergreifen Bruder Girolamo.

Auf dem Platz vor dem Palazzo.

Der Scheiterhaufen. Ein Brettersteg führt von der Ringhiera auf den Scheiterhaufen. Unter der Menschenmenge mehrere Kinder, die mit Messern Steine schleifen.

EIN BÜRGER: Wir müssen noch eine gute Stunde warten, Ihr könnt es mir glauben. Ich kenne das Gehaben unserer Herren von der Regierung. Sie machen sich keine großen Gedanken darüber, wie sie uns gefällig sein könnten. Stünden wir doch wieder unter der Herrschaft Lorenzos des Prächtigen oder seiner erlauchten Familie!

ZWEITER BÜRGER: Ich denke, daß sie in wenigen Tagen hierher zurückkehren werden.

ERSTE FRAU: Oh, was für ein hübsches Kind! Ist es das Eure, Monna Teresa?

ZWEITE FRAU: Ja, meine Liebe, es ist mein Ältester.

ERSTE FRAU *(zu dem Kind):* Küsse mich, Engel! Sieh doch die schönen schwarzen Pferde! . . . Was machst du da mit deinen lieben Gespielen?

DAS KIND: Wir machen unsere Steine recht spitzig.

ZWEITER BÜRGER: Ah, mein kleiner Schlaukopf, zu welchem Zweck denn?

DAS KIND: Um Bruder Girolamo in die Füße und Beine zu stechen, wenn er über die Brücke geht; wir werden uns darunter stellen und dann: piek, piek!

Man lacht.

ERSTE FRAU: Was sind das für Schelme, o du mein Gott! Was sind das für Schelme! Laß dich küssen, mein Herz! Wie artig er ist!

ERSTER BÜRGER: Glücklich die Staaten, in denen die Jugend beizeiten lernt, sich den Empfindungen der Öffentlichkeit anzupassen!

Auf dem Schafott.

Bruder Girolamo, Bruder Sylvestro, Bruder Buonvicini. — Bruder Niccolini, der Beichtiger Savonarolas.

BRUDER NICCOLINI *(zu Bruder Girolamo):* Ich wagte nicht, von Ergebung zu Euch zu sprechen, mein Vater, nachdem Ihr so viel für dieses unglückselige Volk getan habt!

BRUDER GIROLAMO: Segnet mich!

BUONVICINI: Kann ich zu Gottes Ruhm noch mehr erdulden? Warum verbrennt man uns nicht, eh' man uns henkt? Nach dem Wortlaut des Urteils müßte es so sein.

BRUDER GIROLAMO: Mein Freund und mein Sohn, vergeßt nicht, daß wir nichts anderes zu tun haben, als den Willen dessen zu erfüllen, der über uns in den Himmeln wohnt!

BRUDER SYLVESTRO: Ich will zu dieser mißbrauchten Menge sprechen!

BRUDER GIROLAMO: Nein, Sylvestro, wenn du mich liebst, sprich kein Wort! . . . Armes Florenz! . . .

Armes Italien! . . . Ich hätte sie so gerne gerettet! . . . Warum läßt man uns so lange warten?
KAPITÄN GIOVACCHINO: Das ist die Schuld dieses viehischen Bischofs von Vaison, der nicht aufhört mit den Kommissaren zu schwatzen, statt, wie es seine Pflicht ist, herzukommen und Euch Eurer Würde zu entkleiden.

Vor dem Scheiterkaufen und dem Galgen.

Plebs, Mönche, Bürger, Frauen und Kinder.

EIN MANN: Er wurde hart gefoltert, der Spitzbube!
EINE FRAU: Was hat man ihm getan?
DER MANN: Man hat ihn mehr als sechsmal auf den Wippgalgen gebracht, so daß ihm alle Glieder zerbrochen sind.

Man lacht.

EIN KIND: Das ist wohlgetan!
EIN KAUFMANN: Kleiner Hanswurst, man sollte dir dasselbe tun, weil du mir vor vierzehn Tagen die Spiegel zertrümmertest, die ich in meiner Schenke hatte.
DAS KIND: Bei Gott, man hieß mich, sie zu zerbrechen, und ich habe sie zerbrochen!
EINE ALTE FRAU: Dies Kind hat Vernunft! Wir alle waren das Spielzeug dieses Verbrechers, der uns das ganze Jahr hindurch zur Enthaltsamkeit verurteilte.
EIN HANDWERKER: Wir waren Dummköpfe! . . . Da, er steigt auf die Leiter! . . . Jetzt ist er oben . . . Wird man ihn denn nicht lebendig verbrennen?
EIN JUNGES MÄDCHEN: Ich hoffe, daß man es tun wird! Sagt doch, Herr Soldat, wird man ihn nicht verbrennen?
DER SOLDAT: Er wird vorher gehenkt, meine Schöne.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ach! Das ist schade! Ich bin so weit hergekommen, um es zu sehen! — Danke, Herr Soldat!

DER SOLDAT: Stets zu Euren Diensten, meine Schöne. Ihr könnt noch weiter vorgehen, wenn Ihr wollt. Stellt Euch vor mich . . . da werdet Ihr's bequemer haben.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Das ist wahr. Komm näher, Marianna! . . . Nicht doch, ich bitte Euch, faßt mich nicht so um die Taille! . . . Wer sind diese beiden andern, die neben Bruder Girolamo auf die Leiter steigen?

EIN SCHLOSSER: Wie, die kennt Ihr nicht? Ich habe, wie ich hier vor Euch stehe, keine einzige ihrer Predigten versäumt; zu der Zeit nämlich, da ich mich noch betrügen ließ! Es ist Bruder Sylvestro und Bruder Buonvicini.

DAS JUNGE MÄDCHEN: Wie bleich sie sind!

EIN METZGER: Das kommt davon, meine Dame, daß sie, wie es recht und billig ist, gefoltert wurden!

DAS JUNGE MÄDCHEN: Ich bitte Euch, Herr Soldat, laßt mich in Frieden! . . . Sagt mir lieber, wer diese beiden Herren sind, die dort auf der Estrade so lebhaft gestikulieren.

DER SOLDAT: Das sind die apostolischen Kommissare, meine Göttin! Sie heißen . . . Gott und Teufel, ich habe ihre Namen vergessen! Ihr tätet übrigens besser, mich wissen zu lassen, wo Ihr wohnt.

EINE ALTE DAME *(einen Hund unterm Arm):* Ist es wahr, daß der Hochwürdige Pater Girolamo mit Zangen gezwickt wurde?

EIN BÜRGER: Es ist anzunehmen. Indessen, ich könnte mich täuschen und Euch eine irrige Auskunft gegeben haben, was mich, wie Ihr glauben könnt, sehr betrüben würde.

DIE ALTE DAME: Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Freundlichkeit. *(Der Hund bellt den Bürger an.)* Still, mein Schatz! Verzeiht, mein Herr, er bellt, weil er Euch nicht kennt.

DER BÜRGER: Es ist die Gewohnheit dieser Art von Vierfüßlern, sich so zu benehmen. Ich bin darüber nicht beleidigt, Madame. *(Er entfernt sich.)*

Auf dem Schafott.

Die drei Verurteilten, der Bischof von Vaison, Dominikanermönche, Henker.

DER BISCHOF: Bruder Sebastiano, nehmt diesem Mann das heilige Kleid Eures Ordens ab! . . . Nehmt ihm alles fort und laßt ihm nur das Hemd! . . . Ist es getan? . . . Wohlan!
Und nun, Savonarola, trenne ich dich von der Ecclesia militans und der Ecclesia triumphans!

SAVONAROLA: In diesem letzten Punkt überschreitet Ihr Eure Vollmacht!

DER BISCHOF: Sind seine Mitschuldigen entkleidet?

BRUDER SEBASTIANO: Ja, Monsignore, hier stehen sie im Hemd, wie er.

BRUDER SYLVESTRO: In manus tuas, Domine.

Man henkt ihn!

BUONVICINI: Jetzt ist an mir die Reihe, nicht wahr? — Leb wohl, Bruder Girolamo, wir scheiden!

SAVONAROLA: Für einen Augenblick, willst du sagen!

Man henkt Buonvicini.

DER BISCHOF: Und nun zu Euch, Erzketzer!
Savonarola blickt auf die Menge; die Henkersknechte packen ihn.

Auf der Piazza.

EIN BÜRGER *(zu seiner Frau):* Die Zeremonie war recht schön, sogar imposant! Aber ich glaube, es wird regnen . . . Gehen wir heim!

DIE FRAU: Ja, mein Lamm, gehen wir heim! Ich fürchte sonst, mich zu erkälten.

Das Haus des Messer Niccoló Macchiavelli.

Ein Saal. Macchiavelli sitzt an einem Tisch, der mit Haufen von Büchern und Papieren bedeckt ist. — Abenddämmerung.

MACCHIAVELLI: Armer Girolamo! . . . Nun haben sie's vollbracht! Jahrelang haben sie ihn gehetzt, und schließlich in die Enge getrieben, umzingelt, gefangen und getötet! . . . Dieser Mann lebte in einem Traum! . . . Er hatte sich seit frühester Jugend ein Phantasiegebäude von Gläubigkeit, Keuschheit, Ehrenhaftigkeit, Weisheit und Rechtlichkeit errichtet. Weil er die Verwirklichung all dieser schönen und guten Phantasmagorien für möglich hielt, nahm er sie als Realitäten und erkannte nicht, daß die Welt am meisten davon spricht, wovon sie nichts weiß. Armer Girolamo! Er war von aller Leidenschaft frei, weder Spieler noch Wollüstling, noch Geizhals. noch Verschwender; er war nicht eitel und betrog nicht. Er nahm an. daß die Menschen, die er um sich sah, unbedingt imstande sein müßten, sich von allem Übel zu befreien; und als er schließlich der Wahrheit ins Antlitz sah, begriff er nicht einmal, daß die meisten seiner Mitbürger, wenn nicht alle — oh, mein Gott! man kann, von den seltenen Ausnahmen abgesehen, wohl sagen a l l e — wie die Idole der Moabiter beschaffen sind: mit Augen, ohne zu sehen, und Ohren, ohne zu hören.

Man wage es nicht, ihnen des langen und breiten die Herrlichkeit der Tugend zu erläutern! Sie werden ihre Bedeutung niemals verstehen und werden in ihrer Dummheit schließlich darüber lachen.

Armer Girolamo! Er glaubte, daß Aufrichtigkeit, diese spezielle Eigenschaft einiger vereinsamter Seelen, mehr sei als eine bloße Abstraktion. Die Folge dieses Irrtums, dieses allzu großen Irrtums, war es, daß er sich daran machte, unter uns die Herrschaft des Friedens, der Freiheit und der Gerechtigkeit zu begründen; wir vergalten ihm seine Liebe mit Bürgerkrieg, Vergewaltigung des Rechts, mit Blutvergießen auf den Straßen, mit Metzeleien, mit seinem eigenen Tod, und letzten Endes mit der gesicherten Rückkehr der Medici! Das sind die Folgen der falschen Einschätzung und der Verkennung der wahren Natur der Menschen, dieser traurigen Geschöpfe!

Was mich betrifft, so war ich auch nicht weiser und habe mich Illusionen hingegeben, denen ich jetzt für ewig Lebewohl sage. Meine Gedankengänge über Freiheit und Ordnung haben mich einen Augenblick lang bestochen. Piero Soderini hatte einen klareren Blick, und ich bin bekehrt. Aber, in des Himmels Namen! Was ist jetzt zu wollen? Ist unser armes Italien für alle Zeiten verurteilt, das Joch der kleinen Despoten und Tyrannen von Zufalls Gnaden zu tragen? Ist es rettungslos die Beute erbarmungsloser Fremdlinge geworden? Kann man sich denn, ohne als lächerlicher Narr dazustehen, noch einbilden, daß das Land zu etwas Höherem bestimmt sei, als zu den schändlichen Orgien, zwischen denen wir hin und her taumeln? Italien! Italien! Du Mutter so vieler Großer, du Himmel so vieler Sterne, du Schoß so vieler Kräfte! . . . Wenn sich unter den Verbrechern, die uns täglich mit Blut beflecken, wenigstens ein Sulla

fände, ein Octavius! In Zeiten großer Bewegung, in Epochen des Umsturzes, wie wir eine solche eben durchmachen, tauchen solche Männer auf, geschaffen von der Notwendigkeit. Laßt es uns bedenken: wer könnte uns dieser Mohammed sein, dieser Tamerlan, dieser rettende Abenteurer? . . . Ein Sforza? . . . Nein! Die Sforza sind ohne schöpferisches Leben . . . Ein Gonzaga? . . . Ebensowenig! . . . Ein Malatesta, ein Baglione, ein Bentivoglio? Die glauben alle, es gäbe nichts schöneres, als eine Stadt mittels etlicher Dutzende von Haudegen zu tyrannisieren. Morden, Gift mischen und verraten — steigen und stürzen, das ist ihr Lebenslauf! Immer dasselbe Spiel . . . Aber inmitten dieser Bande schamloser und wilder Gesellen gewahre ich doch einen . . ., weit ragt er über die andern hinaus und seine Ziele sind höher gesteckt. Wohl ist er nicht weniger verderbt, aber sein Wollen ist unendlich viel größer, und das ist in diesem Fall überaus verdienstvoll! . . . Welch ein einzigartiges und furchtbares Geschöpf! Scharfsinnig und listig wie ein Drache, ohne Treue wie ein Leopard, ehrgeizig wie ein Adler, schreckt er nicht davor zurück, unseren vor Entsetzen gelähmten Intriganten mit lauter Stimme ins Antlitz zu schreien: Aut Caesar aut nihil! Ich wäre nicht überrascht, uns in einigen Tagen durch die Geschicklichkeit und verbrecherische Kühnheit Cesare Borgias, hinweg über die Tausende von Verbrechen und den blutigen Berg des Mißgeschicks, den Girolamos mörderische Ehrlichkeit aufgehäuft hat, gerettet zu sehen!

Doch was ist das für ein Getöse? . . . Aha . . . es ist nichts weiter. Monna Marietta, meine Frau, schilt die Magd . . . Ich gehe fort, um nicht auch noch gescholten zu werden; ich habe an andere Dinge zu denken.

ZWEITES BUCH

CESARE BORGIA

Cesena, im Jahre 1502

Der Platz vor der Zitadelle.

Französische und italienische Soldaten vor ihren Zelten und Baracken. Don Michele, Kapitän der Freischärler und vertrauter Freund Don Cesares, im Gespräch mit Monsignore Burchard, dem Zeremonienmeister des Heiligen Vaters. Sie gehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, auf und ab.

DON MICHELE: Während unser Herr seine Briefe diktiert, wollen wir uns abseits halten und ich unterrichte Euch einstweilen darüber, was Seine Heiligkeit zu wissen wünscht.

MONSIGNORE BURCHARD: Wir sind hier ganz sicher; diese Franzosen verstehen kein Wort von dem, was wir sprechen.

DON MICHELE: Ihr habt recht. Geben wir uns nur nicht allzusehr den Anschein, als ob wir die Einsamkeit aufsuchten und uns mit geheimnisvollen Dingen befaßten.

MONSIGNORE BURCHARD: Don Cesare scheint mir verloren zu sein, unrettbar verloren! Seine Condottieri, die sich gegen ihn verbündet haben, haben ihm alle seine Stützpunkte, einen nach dem anderen, weggenommen. Das Herzogtum Urbino ist im Aufruhr. Der frühere Fürst wurde bei seiner Rückkehr von der Bevölkerung mit Zurufen empfangen, die jenen, die bei seinem Abzug erklangen, gerade entgegengesetzt waren.

Kurzum, das Übel ist über euch hereingebrochen und ihr werdet euch nicht vor ihm in Sicherheit bringen können. Das ist es, was wir in Rom über diese Dinge denken.

DON MICHELE: Ihr vergeßt einen überaus wichtigen Punkt. Worauf beruht unsere Stärke?

MONSIGNORE BURCHARD: Ach, mein Gott, Ihr wollt sagen, daß Alexander VI. hinter euch steht, und daß seine Hand euch schützt! Aber bedenkt doch . . . !

DON MICHELE: Ein einziges Wort nur! Alexander VI. hat uns einen Kardinal gegeben; wer war es, der uns einen Fürsten gab?

MONSIGNORE BURCHARD: Louis XII., König von Frankreich; aber er beraubt euch seines Schutzes, wendet sich gegen euch und bedroht euch sogar! So sagt man mir wenigstens.

DON MICHELE: Ihr geht den Dingen nicht auf den Grund. Warum liebt uns Louis XII. denn?

MONSIGNORE BURCHARD: Um des Kardinals von Amboise willen.

DON MICHELE: Wunderbar! Dem haben wir versprochen, daß er nach Alexander den Heiligen Stuhl einnehmen wird und wir halten dies Versprechen aufrecht. Im übrigen sind wir nützliche Freunde und unsere Dienstleistungen sind recht gewichtig; die letzten Expeditionen nach Mailand und Neapel können wir ohne Überhebung unser Werk nennen. Wir haben am Säckel der Capuaner bewiesen, daß wir — Gott sei's gedankt! — Leute von Energie sind!

MONSIGNORE BURCHARD: Pest! Ihr habt damit nicht gespart! Aber euer Glück ist verdorrt wie das Gras in der Ebene; da liegt es nun, von derselben Hand niedergemäht, die es säte.

DON MICHELE: Ihr täuscht Euch. Ich komme soeben mit Monsignore aus Mailand zurück; unsere Angelegen-

heiten sind wieder in Ordnung gebracht und wir erfreuen uns größerer Gunst denn je. Monsignore hat so gut gesprochen und so geschickt gehandelt, daß es keine Möglichkeit gab, uns unserer kleinen Missetaten wegen mit Strenge entgegenzukommen.

MONSIGNORE BURCHARD: Der Papst wird von dieser Neuigkeit entzückt sein, aber sie hätte früher kommen sollen. Es bleibt ihm nichts mehr zu retten. Während Ihr rechts den Brand löschtet, breitete er sich links aus und verzehrte alles.

DON MICHELE: Gemach, Monsignore Burchard, gemach mein guter Freund! Ihr müßt nicht alles schwarz in schwarz sehen!

MONSIGNORE BURCHARD: Eure Festungen sind geschleift oder sie revoltieren.

DON MICHELE: Stimmt! Aber wir werden sie uns wieder nehmen!

MONSIGNORE BURCHARD: Womit? Ihr habt keine Truppen mehr! Die Orsini, der Herzog von Gravina und Pagolo haben euch ihre Freischärler zugesagt; doch dann haben sie euch wieder den Rücken gekehrt und wegen dieses Streichs seid ihr mit ihrem ganzen Haus überworfen.

DON MICHELE: Das ist wohl ärgerlich und wir werden noch mancherlei Fäden spinnen müssen. Vor allem trauere ich Vitellozzo Vitelli nach, er ist ein großer Feldherr! Nicht weniger untröstlich bin ich über den Abfall Oliverottos da Fermo! . . . Doch wiederhole ich Euch trotz alledem: es ist nichts verloren.

MONSIGNORE BURCHARD: Wißt Ihr nicht, daß sich die Venezianer gegen uns erklärt haben?

DON MICHELE: Leider! Ich weiß es.

MONSIGNORE BURCHARD: Die Aragonesen werden Euch überfallen.

DON MICHELE: Darauf müssen wir jedenfalls gefaßt sein.
MONSIGNORE BURCHARD: Zu alledem habt ihr kein Geld mehr und der Heilige Vater kann euch kein Darlehen geben.
DON MICHELE: Wir werden uns mit Versprechungen helfen müssen.
MONSIGNORE BURCHARD: Ohne Zweifel werden sich auch die Florentiner mit euren Feinden verbünden.
DON MICHELE: Da irrt Ihr. Eben kam erst der Geheimsekretär der Signoria hier an; und wenn man verhandelt, pflegt man noch nicht dreinzuschlagen.
MONSIGNORE BURCHARD: Heilige Madonna! Habt Ihr den Geheimsekretär gesehen?
DON MICHELE: Ich selbst habe ihn empfangen und begrüßt. Er ist kein Phantom unserer Hoffnungsträume, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut, der überdies zu unseren Freunden gehört; es ist Messer Niccoló Macchiavelli.
MONSIGNORE BURCHARD: Ich freue mich darüber. . . . Allein, genau besehen, kann auch das euch nicht mehr helfen, ihr steckt zu tief im Unglück.
DON MICHELE: Erlaubt, daß ich Euch diese Dinge unter einem freundlicheren Gesichtspunkt erkläre.
MONSIGNORE BURCHARD: Ihr seid von beneidenswerter Seelenruhe erfüllt, doch bezweifle ich, daß der Heilige Vater Euch für unfehlbar halten wird.
DON MICHELE: Dächte ich, gleich Euch, an nichts anderes als an den guten Willen Louis XII. und an die hundert Pikenträger des tapferen Candalle, den ich dort unten, nach echter Gascogner Art, an einem Knoblauch kauen sehe, so verlöre wohl auch ich den Mut; insbesondere, wenn ich den Listen der Florentiner und anderen Lappalien ebensolche Bedeutung bei-

messen wollte wie Ihr. Ihr seht das wichtigste nicht: den wahren, sicheren Anker unseres Heil, den ich mit beiden Händen festhalte.

MONSIGNORE BURCHARD: Nämlich?

DON MICHELE: Ihr fragt? . . . Die unüberwindliche Spannkraft und die beispiellose Energie Valentinos. Solange ich weiß, daß er ruhig, beherrscht, unüberwindlich und schreckeneinflößend ist, kenne ich weder Zweifel noch Angst.

MONSIGNORE BURCHARD: Ich gebe zu, daß Don Cesare ein großer Geist ist. Und er hat Hilfsquellen! Seine Schlauheit läßt ihm wohl noch manchen Weg offen, der . . .

DON MICHELE: Sagt nicht Schlauheit, sondern Wagemut; er versteht es, diese Eigenschaft auch auf seine Freunde zu übertragen.

MONSIGNORE BURCHARD: Ich gebe zu, daß er jedenfalls ein feiner Politiker, ja zweifellos der feinste unter den feinen ist. Nichtsdestoweniger steht es schlecht mit seinen Unternehmungen, so schlecht, daß er besser täte, nach Rom zu flüchten, als einen nutzlosen Kampf gegen das Geschick zu führen. Seine Heiligkeit hat mich beauftragt, ihm das klarzumachen.

DON MICHELE: Versucht nur, ihm davon zu sprechen; ein verächtliches Lächeln wird seine ganze Antwort sein. Solange er das Steuer führt, ist ein Schiffbruch unmöglich. — Im übrigen glaube ich, daß wir jetzt gut täten, nach Hause zurückzukehren. Dem Herzog könnte unsere Abwesenheit auffallen und Argwohn in ihm erregen.

MONSIGNORE BURCHARD: Ich glaube, Ihr habt recht damit! Hat er einmal einen Argwohn gefaßt, so gleicht er dem Heiligen Vater und ist dann selbst den Seinen gefährlich.

Ein Haus in der Stadt.

Ein Zimmer, das als geheimer Beratungsort verwendet wird. — Don Cesare Borgia steht vor einem Tisch, der mit Sendschriften und Briefen bedeckt ist.

DER HERZOG *(laut):* Laßt Messer Macchiavelli eintreten! — Willkommen, Messer Niccoló! Was gibt es Neues in Florenz?

MACCHIAVELLI: Nur Gutes, hochedler Herr.

DER HERZOG: Das macht mich froh. Hat Euch die Reise sehr ermüdet, so daß Ihr ruhen wollt, oder zieht Ihr vor, mir sogleich mitzuteilen, was Eure Sendung ist? Ich habe dringende Geschäfte, die mir verbieten, Zeit zu verlieren.

MACCHIAVELLI: Wenn Eure Hoheit gestatten, werde ich mich sogleich meiner Aufgabe entledigen.

DER HERZOG: Sprecht also, ich höre!

MACCHIAVELLI: Gnädigster Herr! Während Ihr bei König Ludwig in Mailand waret . . .

DER HERZOG: Ich möchte voraus feststellen, daß die Verleumdungen, die von dort aus über mich ausgestreut wurden, durch meine Erklärungen widerlegt worden sind und sich, wie Nebel vor dem Wind, in Nichts aufgelöst haben.

MACCHIAVELLI: Eure Hoheit hatten für die Zeit Ihrer Abwesenheit die besten Truppen zurückgelassen, die, unter dem Kommando berühmter Führer, die Ordnung aufrechterhalten sollten.

DER HERZOG: Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß die Armee den bewährtesten Händen anvertraut sei.

MACCHIAVELLI: Unglücklicherweise waren jedoch diese Führer nicht ebenso treu wie tüchtig. Beseelt von der Angst, Ihr könntet zu groß und zu mächtig werden, haben Eure Kapitäne unserer Signoria die Mit-

teilung zukommen lassen, daß sie beschlossen hätten, sich mit Giovanni Bentivoglio, Pandolfo da Siena und anderen verbannten Edlen zu verbünden, um ihre Waffen gegen Euch zu kehren. Sie fordern auch uns auf, ihrem Bündnis beizutreten und wollen uns als Gegenleistung alle jene Städte ausliefern, die wir verlangten.

DER HERZOG: Eure Anwesenheit, Messer Niccoló, beweist mir, daß die klugen Florentiner nicht in eine so plumpe Falle gehen. Außerdem ist Euch die Aufrichtigkeit der Orsini und des Hauses Vitelli genugsam bekannt.

MACCHIAVELLI: Ich bin beauftragt, Eurer Hoheit zu versichern, daß es nicht die Art der Republik ist, ihre Bundesgenossen zu verraten; sie hält dem päpstlichen Stuhl die Treue und Ihr könnt Euch auf sie verlassen. Dafür gibt sie sich aber auch der Hoffnung hin, daß Ihr keinem der Vorschläge der Venezianer Euer Ohr leihen werdet.

DER HERZOG: Das ist ein heikler Punkt, über den wir uns in Ruhe auseinandersetzen müssen. Doch es eilt nicht. — Aber unter uns, Messer Niccoló, ganz unter uns: kann man leichtsinniger, großsprecherischer und dümmer handeln als meine Condottieri? Mich wollen sie angreifen, mich! . . . Es ist ihnen nicht einmal zum Bewußtsein gekommen, daß sie durch ihr Vorgehen den Papst und König Ludwig beleidigen und sich außerdem mit den Deutschen überwerfen würden, mit denen ich in bestem Einvernehmen stehe! Es wird immer wieder behauptet, daß die Aragonesen meine Feinde seien! Ich lasse den Leuten diesen Glauben, Macchiavelli! . . . Diese armen Kampfhähne dachten, daß erprobte Staatsmänner wie Ihr sich mit ihnen in die Sackgasse treiben lassen würden, in die sie geraten sind, als sie ein paar kleine Städte nehmen wollten,

die nicht mehr zu halten waren. Offen gesagt, bringt mich die ganze Affäre nur zum Lachen. Diese Empörung scheint mir so kraftlos, daß ich bisher noch keinen Moment an irgendeine Gefahr gedacht habe.
MACCHIAVELLI: Die Signoria sieht diese Dinge freilich anders als Eure Hoheit. Sie hat festgestellt, daß Ihr im Augenblick aller Truppen entblößt seid und Eure Kapitäne, als sie Euch die Gefolgschaft aufkündigten, in Euch einen völlig entwaffneten und widerstandsunfähigen Mann zurückließen; ferner, daß diejenigen, die erst seit einigen Monaten Eure Untertanen sind, Euch ohne Skrupel, ja an gewissen Orten sogar mit unverhohlener Freude im Stiche ließen. Ihr sagt, die Franzosen seien Euch wieder freundschaftlich zugetan; ich glaube es um so eher, als ich französische Truppen mit den Euren marschieren sah. Daß Seine Heiligkeit, der Papst, Euch zur Seite stehen wird, ist so gut wie sicher, doch müßt Ihr wohl bedenken, daß er jetzt vollauf damit beschäftigt ist, die Ordnung in Rom wiederherzustellen und die Unruhen zu unterdrücken, die von den Häusern Orsini und Vitelli angestiftet wurden. Ihr meint, mit den Deutschen und sogar mit den Aragonesen in gutem Einvernehmen zu stehen? Das ist durchaus neu und ich glaube, daß wir guten Grund haben, Eure Meinung nicht zu teilen. Setzt den Fall, hochedler Herr, Eure Heerführer hätten es verstanden, sich zu einigen, statt damals bei Perugia die Zeit mit nutzlosem Gerede und Unterhandeln zu verbringen; nehmt weiter an, die Pagolo, Vitellozzo, Oliverotto, Gravina, Petrucchi, Baglione, et cetera, hätten sich, als sie Euch bei Imola überrumpelten, Eurer Person bemächtigt. Es wäre dann durchaus nicht leicht gewesen, Euch aus dieser verzwickten Lage zu befreien. So dachte man wenigstens in Florenz und nahm deshalb an, daß Euch unsere Hilfe sehr gelegen

kommen würde. Sollten jedoch die Herren der Signoria in ihrer freundschaftlichen Besorgnis zu weit gegangen sein, so bitte ich Eure Hoheit, mein Anerbieten zu entschuldigen. indem Ihr bedenkt, in welcher Absicht es vorgebracht wurde.

DER HERZOG: Wir wollen ganz offen zueinander sprechen! Nichts konnte mir lieber sein, als Eure Anwesenheit hier und ich bitte Euch, jenen, die Euch zu mir gesandt haben, meinen Dank dafür auszudrücken. — Nun war aber die Lage, in der ich mich bei Imola befand, wirklich nicht so schlimm, wie Ihr dachtet. Ihr könnt mir glauben, daß ich mehr als einen Pfeil im Köcher hatte. Ich wußte nicht nur, wie ich mich retten konnte, sondern ich war sogar des Triumphes sicher. Indessen, ich will nicht in Abrede stellen, daß meine Lage in mehrfacher Hinsicht recht schwierig war. Seither aber hat sich alles geändert; jetzt stehe ich über den Parteien und bin Herr der Situation! Wollt Ihr, daß ein Vorhaben scheitere, lieber Macchiavelli, so überlaßt seine Ausführung nur einer Gruppe von Menschen. Andererseits aber genügt der ganze Willensaufwand eines einzelnen Menschen, um das zu vollbringen, was man eine Tat nennt. Wohl haben sich viele vereinigt, um gegen mich zu konspirieren, doch habe ich ihnen gegenüber den großen Vorteil, allein beschließen zu können, was ich zu meiner Verteidigung tun werde. Ich führe eine starke italienische Kavallerie, die zusammenzustellen man mir Zeit gelassen hat und ich verfüge über fünfhundert französische Pikenreiter; ferner erfreue ich mich, ohne daß man etwas dagegen zu tun versuchte, der Freundschaft der Florentiner, und das ist für mich das wichtigste. Wenn ihr also zwar nicht in die Lage kommt, mich retten zu müssen, so leistet ihr mir doch zum geeigneten Zeitpunkt einen sehr willkommenen Dienst.

MACCHIAVELLI: Die erlauchte Signoria wird die Züchtigung der Eidbrüchigen, wie streng sie auch ausfallen mag, vollends gutheißen.

DER HERZOG: Von Züchtigung kann keine Rede sein. In gewissen Fällen tut man gut, sich milde zu erweisen. Zwar trüge ich keine Bedenken, solche notorischen Verräter und Meuchelmörder, wie Vitellozzo und Oliverotto, deren Verbrechen ganz Italien in ein Meer von Blut getaucht haben, gerecht zu bestrafen . . . Allein, ich bin vollends versöhnlich gestimmt . . . Battista! . . . Führe den Herrn Geheimsekretär zu meinem Intendanten. Er soll ihm gutes Logis geben und dafür sorgen, daß allen seinen Wünschen aufs beste Rechnung getragen werde. Messer Niccoló ist mein besonderer Freund.

BATTISTA: Wie Eure Hoheit befehlen.

MACCHIAVELLI: Eure Güte beschämt mich, gnädigster Herr.

DER HERZOG: Lebt wohl! *(allein)*: Diese Florentiner! . . . Wahrlich, ihre Hilfe kommt mir gerade recht. Gleichwohl werden sie mir, wenn ich mich nicht größter Vorsicht befleiße, aus dieser Dienstleistung einen Strick drehen, um mich zur rechten Zeit und am rechten Ort damit zu erdrosseln. Ihre plötzliche Freundschaft ist zuvörderst durch ihren Haß gegen die Orsini begründet. Mich halten sie für schwächer und ungefährlicher, als dieses alte Geschlecht . . . Ein Pilz sitzt nicht so fest in der Erde wie eine Eiche und wächst auch nicht so hoch . . . und sie halten mich für einen Pilz. Ich habe guten Grund, den Florentinern gegenüber von heute an mißtrauischer zu sein als jemals . . . Halloh! Giovan-Maria!

GIOVAN-MARIA: Was befiehlt Eure Hoheit?

DER HERZOG: Sieh nach, wo Don Michele und Mon-

signore Burchard sind. Ich wünsche, mit ihnen zu sprechen.
GIOVAN-MARIA: Die beiden Herren sind Eurer Hoheit Befehle gewärtig.
DER HERZOG: Sie mögen eintreten. *(Don Michele und Monsignore Burchard erscheinen.)* Unsere Angelegenheiten haben sich zwar verbessert, doch stehen sie noch nicht so gut, daß die Gefahr nicht noch als außerordentlich groß bezeichnet werden müßte.
MONSIGNORE BURCHARD: Die Florentiner haben Euch einen Gesandten geschickt, Hoheit. Seid Ihr von dieser Seite gesichert?
DER HERZOG: Einigermaßen; jedenfalls müssen wir die Verständigung mit Florenz zur Grundlage alles weiteren machen. Du, Burchard, mache dich so rasch wie möglich nach Bologna auf und kehre nicht eher nach Rom und zum Heiligen Vater zurück, als bis ich dich dazu auffordern lasse. In Bologna mußt du die Mittel und Wege ausfindig zu machen suchen, durch die man Giovanni Bentivoglio vermögen könnte, aus dem Bund gegen mich auszuscheiden. Feilsche nicht mit ihm, mache ihm dein Gebot und gib ihm, was er verlangt. Später wollen wir darüber zu Rate gehen, ob wir dein Versprechen halten oder nicht. Du, Michele, begib dich zu den Condottieri . . . hier deine Instruktionen, ich hatte sie eben aufgeschrieben, als dieser Florentiner kam. Du wirst es nicht daran fehlen lassen, unser neues Bündnis ins beste Licht zu stellen und unseren Vorteil aufs bestmögliche zu wahren.
DON MICHELE: Ich werde tun, was ich vermag, Hoheit.
DER HERZOG: Und schreibt mir sofort, wenn es Euch gelungen ist, Euch durchzusetzen. Ein Gegner, der sich auf Verhandlungen einläßt, hat noch keinen festen Entschluß gefaßt. Geht nun. Gelingt es mir, diesem

Sturm, dem stärksten, der je auf mich eindrang, standzuhalten, so werde ich Herr der ganzen Romagna sein.
DON MICHELE: Nein, Hoheit, Herr über ganz Italien.
DER HERZOG: 'S ist möglich. Ich weiß wahrhaftig nicht, was mir mehr Genugtuung bereiten würde: über ein so herrliches Land herrschen und die welschen und deutschen Barbaren verjagen, oder alle Herzöge, Fürsten und Podestaten der alten Zeit zu henken. Diese Dummköpfe sind blind für die Ansprüche der neuen Zeit. Sie reizen mich durch ihr dummes Gerede wie der Banderillo den Stier durch die Eisenhaken reizt.
DON MICHELE: Von ungefähr wird Euch alles Glück zuteil werden und es wird vollkommen sein wie die Seligkeit des Himmels. Ich küsse Eurer Hoheit die Hand.
MONSIGNORE BURCHARD: Ich folge dem Beispiel Don Micheles.
DER HERZOG: Geht denn und spart mir nicht mit Boten.

Sinigaglia

Das Feldlager der Condottieri.

Das Beratungszelt. — Um einen großen Tisch sitzen Vitellozzo, Vitelli, Oliverotto da Fermo, Pagolo Orsini, der Herzog von Gravina, Kapitäne der Freischärlertruppen.

GRAVINA: Haltet endlich Frieden! Zanken wir nicht mehr! Jeder von uns hat recht und unrecht gehabt. Als wir Cesare bei Imola festhatten, hätten wir ihn töten sollen. Es hieße noch einen größeren Fehler begehen, wollten wir uns jetzt entzweien.
PAGOLO *(mit der Faust auf den Tisch schlagend)*: Ich sage euch, es ist noch nichts verloren, bei Gott! An

der Spitze von zehntausend Soldaten können die paar jämmerlichen französischen Fähnlein einem Mann vom Hause Orsini keine Furcht einflößen.
OLIVEROTTO: Ich schließe mich Eurer Meinung an. Einschließlich der Vorhut verfüge ich über fünfhundert Mann Kavallerie und tausend Bogenschützen. Wenn sich der Borgia mit mir einlassen wollte, — er würde herrlich empfangen werden!
VITELLOZZO: Das alles ist nichts als Prahlerei! In Wahrheit haben wir keinen unserer Pläne ausgeführt. Der Valentino, der von rechtswegen in diesem Augenblick sechs Fuß tief unter der Erde verfaulen sollte, lebt noch. Nein, wir haben nicht gehandelt, sondern geschwätzt und der Feind verhöhnt uns. Bentivoglio, der uns Unterstützung versprochen hatte, tut nichts dergleichen und Guidubaldo läßt sich in Urbino beglückwünschen, statt etwas zu unternehmen. Die Florentiner haben uns nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Was mich betrifft, so gestehe ich euch, daß ich nichts Gutes von der Zukunft erwarte.
PAGOLO: Soll ich dir meine Meinung sagen? Deine unaufhörlichen Jeremiaden töten mich! Einem Freischärler, der seinen Panzer und sein gutes Schwert trägt, klingen solche Klagelieder ganz erbärmlich!
VITELLOZZO: Dein Übereifer und dein Großtun ändern unsere Lage nicht. Wenn du erst einmal gehenkt, gerädert oder vergiftet bist, so wirst du einsehen lernen, was für ein Narr du warst.
GRAVINA: Friede, Kameraden, Friede! Täten wir nicht besser, in Eintracht zu beraten, was zu geschehen hat?
VITELLOZZO *(erhebt sich und geht mit hocherhobenen Armen erregt im Raum auf und ab)*: Himmel! Wie blind sind die Menschen! Mit welcher Hast eilen sie ihrem Verderben entgegen! Es scheint, als wären wir

toll gewesen, als wir uns leichtfertigerweise in ein so schlecht durchdachtes Abenteuer stürzten.
OLIVEROTTO: Pah! Wir handelten nicht nur nach den Geboten der Vernunft, sondern auch nach denen der Notwendigkeit. Freilich stehen wir in Valentinos Sold; doch zu was Ende? Hat er einmal das Recht, die von uns eroberten Länder in Besitz zu nehmen, so ist es nur recht und billig, daß wir sie besetzen und über sie herrschen. So fassen wir die Dinge auf! Wir führen unsere Soldaten an und er muß uns den Sold verschaffen, dessen sie bedürfen. Die Rechnung ist einfach. Wir dürfen nicht zulassen, daß er vergesse, daß wir die wahren Herren sind und sich als unser Meister gebärde, das wäre zu viel!
PAGOLO: Das ist auch meine Meinung. Ihr redet wie ein Bischof, Oliverotto; Geld und Freuden für unsere Leute und Freuden und Geld für uns, alles andere dem Teufel. Für Freischärlerkapitäne gibt es nichts anderes und darf es nichts anderes geben.
OLIVEROTTO: Unsere Empörung, diesen Valentino immer nur seinen eigenen Interessen dienen zu sehen, aber niemals den unseren, war tausendfach berechtigt. Und jetzt will er gar regieren? Will den rechtmäßigen Fürsten verdrängen?
VITELLOZZO: Gewiß ist, daß er seinen Offizieren den Kopf abschlagen läßt, wenn sie die Bauern ausplündern, um ihre eigenen Säckel zu füllen statt die seinen.
PAGOLO: Seinen Offizieren kann er immerhin Befehle geben. Aber er hat sich sogar angemaßt, mir Vorwürfe zu machen, weil ich ein Dorf in Brand gesteckt hatte. Ein Cesare Borgia! Ein Mensch niedrigster Herkunft, ein armseliger, unbedeutender Schelm, der sich einbildet, ein Sforza werden zu können!
GRAVINA: Der war wenigstens, obgleich kein Edelmann, doch Condottiere.

OLIVEROTTO: Davon ist der Bastard Alexander VI. recht weit entfernt. Im übrigen ist es mir gleich, was er ist oder nicht ist. Kein Zepter, kein Gesetz! Unsere Freuden gehen allem voran. Wir täten gut, unsere Pläne aufzugeben.
VITELLOZZO: Welche Pläne?
PAGOLO: Unsere Pläne eben, Teufel nochmal! Unsere Pläne! Wir wollen den Valentino zu unserem Sklaven machen, nichts weiter. Wagt er Widerstand, so ist es um ihn geschehen; das sind unsere Pläne.
VITELLOZZO: Zugegeben — aber sie werden mißlingen. Ihr seid weder genug entschlossen, noch genug stark, noch genug unternehmungslustig.
OLIVEROTTO: Hol dich der Teufel!
GRAVINA: Ruhe! Ich beschwöre euch, Ruhe! Einigen wir uns und kommen wir zu einem Entschluß, wie er auch ausfallen mag.
DER OFFIZIER: Exzellenzen, der Hauptmann Don Michele ist soeben vom Lager des Valentino hier angekommen und bittet euch, ihn zu empfangen.
PAGOLO: Wie, der Michele? Der kleine Michele? Das ist ein Prachtkerl!
VITELLOZZO: Ja, er hat Leib und Seele seinem Herrn verkauft.
GRAVINA: Ich bin begierig, zu hören, was er uns zu sagen hat.
VITELLOZZO: Wenn ihr ihn anhört, so wird er sich euer Vertrauen erobern, indem er die Lügen und Entstellungen bergehoch übereinandertürmt, wie einst die Titanen den Pelion auf den Ossa türmten, um in den Himmel zu gelangen. Ich will ihn nicht empfangen.
OLIVEROTTO: Aber ich. Führt Don Michele herein!
Don Michele tritt ein und umarmt der Reihe nach die vier Heerführer.
DON MICHELE: Guten Tag, erlauchte Herren, guten

Tag! Ich bin hocherfreut, euch alle so wohl zu sehen, meine Meister!
DIE HEERFÜHRER: Dank Euch, Don Michele. Auch Euch scheint es gut zu gehen!
DON MICHELE: Ach! Mich drücken schwere Sorgen, ich schwör's Euch! Seit Ihr Euch mit meinem gnädigen Herrn nicht mehr zu verstehen scheint, ist er gar sehr trübsinnig geworden und zwingt auch uns, ein sehr tristes Leben zu führen.
PAGOLO: Eurem gnädigen Herrn die Pest in den Hals! Er ist kein Mann von Wort.
DON MICHELE: Wie denn das, ich bitte Euch?
PAGOLO: Ist es nicht ganz klar, daß er sich als Despot aufspielen will und daß ganz Italien wider uns wäre, wenn er sich mit unserer Hilfe zur Herrschaft verholfen hätte? Dann wäre er, der alles uns zu verdanken hätte, unser schlimmster Feind und schlösse auf unsere Kosten Frieden.
DON MICHELE: Ich bin nicht hierher gekommen, um euch in Illusionen zu wiegen oder Anschuldigungen zu entkräften, die völlig grundlos sind. Ihr, Herr Pagolo, um bei Euch den Anfang zu machen: wohin zielen Eure Anklagen? Hat man Euch nicht Euern Sold regelmäßig, ja ehe er fällig war, ausbezahlt?
PAGOLO: Was mich betrifft . . .
DON MICHELE: Verzeiht, mein Guter, mein liebenswerter Pagolo, Ihr werdet mir unverzüglich Antwort geben; alles, was immer Ihr wollt, werdet Ihr nach Belieben vorbringen. Vorher aber wollet wohl bedenken, mit wem Ihr es zu tun habt. Das ist es, was ich Euch begreiflich machen möchte. Oh, ich bin ein aufrichtiger und ehrlicher Mann, der nur geradeaus geht und Umschweife nicht liebt. Ich beschwöre Euch das bei der wahren Freundschaft, die ich für Euch

hege, und bei meinem Seelenheil, das ich nicht verwirken will. Wie also käme ich dazu, Euch etwas zu sagen, was nicht ganz den Tatsachen entspräche. Ihr mögt darum alle vier Vertrauen zu mir haben und mich aus der Überfülle meines Herzens sprechen lassen. Nein, Pagolo, mein Kamerad, nein, der Herzog hat Euch nicht das geringste Unrecht angetan; im Gegenteil, er hat Euch aufrichtig geliebt und geehrt, und gleicherweise liebt und ehrt er die Familien Orsini und Vitelli, und ich bezeuge und beschwöre es Euch, daß er diese Gefühle nicht nur für Euch, sondern auch für die andern Kapitäne hegt. Ihr habt aber, was die Vergangenheit betrifft, keinerlei Anlaß, meinem Herrn irgendwelche Vorwürfe zu machen.

OLIVEROTTO: Ich bitte Euch tausendmal um Vergebung, Michele, aber . . .

DON MICHELE: Geduld, Geduld, laßt mich aussprechen! In der Vergangenheit, ich wiederhole es euch, ist nichts geschehen, was euch verletzen konnte; und in Zukunft? Fürchtet ihr die Zukunft? Ihr meint, der Herzog sei so ehrgeizig, daß er allein herrschen wolle, und ihr fürchtet, er werde die Dienste, die ihr ihm geleistet habt, vergessen?

GRAVINA: Es wäre nicht unmöglich.

VITELLOZZO: Ich, für meine Person, würde darüber nicht erstaunt sein.

DON MICHELE: Ich dagegen, ich wäre sehr erstaunt. Der Herzog würde dann nicht nur undankbar gegen euch sein, er würde auch vollends ungeheuerlich und ungerecht handeln . . . Laßt uns ein wenig überlegen. Wird der Herzog von den Franzosen unterstützt?

OLIVEROTTO: Wieso unterstützt? Sie sind es, die ihn gemacht haben, so wie einst Gott aus einem Erdklumpen den Adam gemacht hat.

DON MICHELE: Gut, aber was tat Adam darauf? Er hat allsogleich gegen Gott Ränke geschmiedet, denn kein Geschöpf liebt seinen Schöpfer. Gott ist ein Meister, der es allzusehr liebt, zu demütigen. Begreift ihr das?

VITELLOZZO: Um sich gegen die Franzosen zu verteidigen, stützt er sich auf den Papst.

DON MICHELE: Und rechnet er vielleicht auch auf die Unsterblichkeit des Papstes? Wird denn Alexander VI. ewig leben? Werdet ihr euch dafür verbürgen? Nein! Nach eurer Meinung sind wir also bereit, sobald Seine Heiligkeit in die Grube steigt, uns neben ihm zur Ruhe zu legen? Ihr irrt, wir wollen leben und, um Leben und Herrschaft zu behalten, rechnen wir auf euch und nur auf euch!

PAGOLO: Welche Neuigkeiten!

DON MICHELE: Ich bin vielleicht doch zu aufrichtig und ich bitte euch, auf alle Fälle dem Valentino meine Worte nicht wiederzuerzählen; sie müssen unter uns bleiben. Es ist durchaus notwendig, versichere ich euch.

Wir wollen keine anderen Freunde als euch und wir suchen auch keine andern. Um euch meine Gedanken restlos zu enthüllen, will ich euch sagen, daß die Zeit kommen wird, da wir gezwungen sein werden, mit den Florentinern zu brechen, so gut wir augenblicklich auch noch mit ihnen stehen.

DIE VIER HAUPTLEUTE *(gleichzeitig):* Was erzählt Ihr uns da? Ihr steht mit den Florentinern auf gutem Fuß? Seid Ihr dessen gewiß?

DON MICHELE: Meiner Treu! Einer der Sekretäre der Signoria, Messer Niccoló Macchiavelli, weilt augenblicklich bei uns. Ihr könnt euch dessen leicht versichern, und . . .

PAGOLO: Warum brecht Ihr Eure Rede ab? Vorwärts, Michele, keine Rückhalte! Wir sind doch immer Freunde gewesen!

DON MICHELE: Nein! Ich kann euch das nicht sagen, was ich eben auf der Zunge hatte. Ich habe mich schon allzusehr von euch hinreißen lassen! Ihr werdet am Ende dem Valentino doch etwas von meinen Reden hinterbringen. So wenig es auch sein mag, es wird genügen, meine Sicherheit zu gefährden! — Laßt uns von etwas anderem sprechen; dringt nicht weiter in mich, ich bitte euch! Seht, es ist mein Verderben, wonach ihr strebt! Nein, hundertmal nein! Ich bitte euch, meine Freunde!
Hört, ich will euch nur noch eine Kleinigkeit verraten . . . eine Nebensache. Schwört mir, daß ihr schweigen werdet.

DIE VIER HAUPTLEUTE: Bei unserer Ehre und den Evangelien!

DON MICHELE: Mein Gott, wie unrecht hatte ich, mich so hinreißen zu lassen! . . . Wir haben also durch Messer Niccoló von eurer Absicht, euch mit den Florentinern zu verbinden, gehört; sie haben eure Briefe selbst an Valentino geschickt und haben ihm Geld und Truppen angeboten; sie haben an Giovanni Bentivoglio geschrieben, daß sie unverzüglich gegen ihn vorgehen würden, falls er auf den unglückseligen Einfall kommen sollte, euch Wort zu halten. Seht, ich sage euch das im Vertrauen . . . Mehr werdet ihr von mir nicht zu wissen bekommen, auch wenn ihr mich bis morgen ausfragen solltet. Übrigens, alles das macht mir außerordentlich große Sorgen!

VITELLOZZO: Ich begreife nicht, wie dich das so betrüben kann. Bologna verrät uns, wie du sagst, Florenz ist ein Judas und ihr habt einen Haufen Be-

waffneter hinter euch. Du verhöhnst uns wohl mit deinem Gehaben?

DON MICHELE: Und was wird in sechs Monaten mit uns geschehen? Ihr habt so viele Gegner im Nacken, daß ihr gewiß schon in einigen Tagen vernichtet sein werdet. Alle Städte sagen sich von euch los und falls ihr versuchen solltet, euch auf Spanisch zu empfehlen, so werden euch die Wege abgeschnitten sein. Was soll aus uns werden unter den Händen so vieler Beschützer? Ihr habt sehr unrecht getan, euch gegen uns zu empören und es wäre wahrlich eine Gelegenheit, die Fabel des Menenius zu zitieren.

PAGOLO: Um zu einem Schluß zu kommen: das Unglück ist geschehen.

VITELLOZZO: Wenn man doch auf mich gehört hätte!

OLIVEROTTO: Ihr scherzt, Messer Vitellozzo, Ihr ward doch selbst der Ärgste.

VITELLOZZO: Ich erkläre Euch, daß man mit mir nicht in so hochfahrendem Ton sprechen darf, Ihr vergeßt Euch!

GRAVINA: Ruhe, meine Herren, Friede! Streiten wir nicht, ich bitte euch.

DON MICHELE: In der Tat, ihr habt wahrlich genug gestritten. Jetzt müßt ihr euch vertragen.

VITELLOZZO: Vorbei ist vorbei. Wir hätten vielleicht klüger getan, uns ruhig zu verhalten; aber nichts wäre so schlimm, als wenn wir uns jetzt überlisten ließen. Ich kenne das Geschmeichel des Herrn Borgia, oh, ich kenne es! Er kennt in der ganzen Welt weder Freunde noch Feinde, sondern nur Marionetten, und es ist keine unter ihnen, die er in Bewegung setzt, ohne daß sie daran zerbräche.

DON MICHELE: Vielleicht habt ihr recht. In diesem Fall erklärt ihm den Krieg. Auf der einen Seite seht

ihr den Papst, den König und Florenz; morgen schon Bologna, übermorgen alle Städte, Gemeinden, Parteien, alle Herren der Romagna, eure Bundesgenossen inbegriffen. Petruccio aus Siena und Giampagolo Baglione aus Perugia. Auf der andern Seite gewahre ich die Familien Vitelli und Orsini. Ihr dürft auch nicht vergessen, daß die Klügsten von euch in Rom sind unter dem Schutze des Papstes. Aber vielleicht habt ihr Erfolg.

PAGOLO: Es ist noch keine acht Tage her, daß wir eure Leute bei Fossombrone geschlagen haben.

DON MICHELE: Wohlan denn, fahrt fort, uns zu schlagen!

OLIVEROTTO: Angenommen, wir wären geneigt, zu unterhandeln; hast du uns einen vernünftigen Vorschlag zu machen? Ich meine einen Vorschlag, der uns Sicherheit, ich sage vollkommene Sicherheit, gegen die Verschlagenheit des verschlagensten aller Menschen geben könnte.

DON MICHELE: Ich verstehe nicht ganz, welche Gefahr ihr laufen könnt, wenn ihr, wie ich sehe, an der Spitze eurer eigenen Truppen steht. Ihr habt doch, denke ich, nicht die Absicht, euch von ihnen zu trennen.

GRAVINA: Gewiß nicht, aber auch ihr habt Truppen, und wenn wir uns aus schlecht angebrachter Vertrauensseligkeit überraschen lassen . . .

DON MICHELE: Ich wiederhole euch, daß wir in diesem Falle fremden Händen überantwortet blieben und ich glaube, euch schon erklärt zu haben, wie unerträglich uns das wäre. Ferner ist euch der Herzog gar nicht so böse, wie ihr euch einbildet. Er glaubte niemals, einer großen Gefahr ausgesetzt zu sein und war sich durchaus klar darüber, daß ihr ihn bei Imola geschont habt. Überdies weiß er seit langer Zeit, wie

gehässig sich die Florentiner eurer Sippschaft gegenüber verhalten. Im Grunde betrachtet er euer Verhalten als einen Schelmenstreich tapferer, aber schlecht unterrichteter Soldaten. Es ist auch keineswegs eure Pflicht, tiefgründige und vorausschauende Politiker zu sein. Wollt ihr reichlicheren Sold, glänzendes Gefolge, schöne Feste, freundlichen Empfang?
Kehret zu uns zurück, wir strecken euch die Hand entgegen. Betätigt vor allem eure Einbildungskraft nicht so sehr. Ihr habt keine so große Schuld auf euch geladen wie ihr fürchtet. Jetzt aber gestehe ich, daß ich, während ihr Beschluß faßt, sehr froh wäre, ein Abendessen vorgesetzt zu bekommen . . .
PAGOLO: Ich führe dich in mein Quartier, wenn du magst.
DON MICHELE: Nein, nein! Laßt euch nicht durch mich stören und bleibt hier, um euch zu beraten. Der erste beste wird mir den Weg weisen.
GRAVINA: Pagolo kann mit Euch gehen. Heute abend oder morgen früh haben wir noch Zeit, über all diese Dinge zu sprechen. Fürs erste lassen wir des Kopfzerbrechens genug sein.
VITELLOZZO: Ich gestehe, daß mein Gehirn den Dienst versagt, ich kann nicht mehr.
DON MICHELE: Also, edle Herren und gute Freunde, Ihr werdet doch eure Versprechungen nicht vergessen, nicht wahr? Ihr werdet dem Herzog die Indiskretionen, die ich begangen habe, also nicht hinterbringen? Ich habe reichlich viel gesprochen, — Ihr wißt es! — und ich war sehr unbedacht; dennoch verband ich keine üble Absicht damit, der Himmel ist mein Zeuge!
DIE VIER KAPITÄNE: Sei ruhig, alter Fuchs, wir werden nichts sagen!

Cesena

Das Arbeitszimmer Don Cesare Borgias.

Der Herzog, mehrere Vertraute, Kuriere und Sekretäre. Einige fassen in großer Eile Sendschreiben ab, während die andern im Kreise um ihren Herrn stehen.

DER HERZOG: Noch immer kein Kurier eingetroffen?
EIN SEKRETÄR: Nein, Hoheit, noch nicht.
DER HERZOG: Man verständige mich sogleich, wenn einer kommt. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Antonio, bist du bereit?
ANTONIO: Ja, Hoheit, mein Pferd steht vor dem Tor.
DER HERZOG: Begib dich zu den Bauern der Apenninen. Du wendest dich hauptsächlich an die Cerroni und suchst dir unter ihnen vor allem die Familien Ravagli heraus. Wenn die Rinaldi auf dich hören, so mußt du sie natürlich gut aufnehmen. Aber ich lege auf die andern größeren Wert. Alles in allem vernachlässige niemanden und mache mir so viele Freunde, wie du nur kannst.
ANTONIO: Jawohl, hochedler Herr.
DER HERZOG: Versprich Geld, Freiheit und vor allem Rache, versprich ihnen die Plünderung aller jener Städte, die mich zwingen werden, sie zu stürmen, weil sie sich mir nicht sofort unterwerfen.
ANTONIO: Ja, hochedler Herr. Der Bauer liebt es, die Städte zu plündern.
DER HERZOG: Entzünde ihre Phantasie. Mache dich auch bei den Baronen, die von den Bauern geschätzt werden, Liebkind, und führe so viele wie nur möglich unserer guten Sache zu.
ANTONIO: Ich kenne sie alle, und wenn ich sie auf die Vernichtung der Freischärler hoffen lasse . . .

DER HERZOG: Führ alles zu gutem Ende, ich werde dich in jeder Hinsicht unterstützen; geh also. Nun zu dir, Alfonso!
ALFONSO: Hier bin ich, hochedler Herr.
DER HERZOG: Geh nach Forli. Ich muß mich mit den Welfen aussöhnen; biete ihnen zu diesem Zweck meinen Schutz gegen die Ghibellinen an. Da diese die Stärkeren sind, halten wir uns an jene, die eines Bündnisses dringender bedürfen. Das gleiche tust du auf deiner Reise durch Faenza und Ravenna; doch in Rimini, wo die Welfen das Heft in der Hand haben, machst du es gerade umgekehrt und widmest dich vor allem den Ghibellinen. Und jetzt geh! Ihr andern kennt eure Instruktionen bereits?
MEHRERE VERTRAUTE: Jawohl, hochedler Herr!
DER HERZOG: Geht also und löst eure Aufgaben! *(Sie verlassen das Arbeitszimmer.)* Was dich betrifft, Martino, so sende ich dich nach Urbino. Du hast dort dafür zu sorgen, daß man mir diesen Guidubaldo töte oder davonjage. Wohlverstanden!

Der Platz vor dem Palais.

Französische Söldner und Bogenschützen beim Kegelschieben und Bockspringen. — Ein Söldner geht mit drei Bogenschützen an derselben Stelle auf und ab, an der früher Don Michele und Monsignore Burchard promenierten.

DER SÖLDNER: Ich sage dir, daß die Eyquem eine der besten Familien von Bordeaux sind und daß, als der Vater das Schloß Montaigne kaufte, alle Welt sagte: Um so besser, das ist ein edles Geschlecht!
ERSTER BOGENSCHÜTZE: Ja, aber sie sind doch keine von den Ersten der Stadt. Die Lestomac sind viel älter.

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Mag sein, aber die Colomb sind noch weit älter; das hörte ich meinen Vater von jeher sagen.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Ich habe nichts dagegen zu sagen. Es scheint, daß es schon zur Zeit der Engländer Bürgermeister und Geschworene ihres Namens gegeben hat.

DER SÖLDNER: Das hat man auch mir versichert. Es mag gut leben gewesen sein zur Zeit der Engländer! Die Stadt zahlte keinen Tribut, es gab keine Salzsteuer, und vor allem, der Wein kostete fast nichts.

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Heißt das, daß du jetzt wieder englisch werden möchtest?

DER SÖLDNER: Bei Gottes Allmacht! Ich wollte jede Verwandlung mitmachen, vorausgesetzt, daß man mich nach Mailand zurückkehren ließe, wo ein kleines Mädchen sich meines Schnurrbarts erfreute.

DRITTER BOGENSCHÜTZE: Tatsache ist, daß man hier gar keine Zerstreuung hat; man schlägt sich ein bißchen und dann kommt man wieder um vor Langeweile, wenn man vom Morgen bis zum Abend nichts anderes sieht als die gelben Gestalten dieser lumpigen Italiener. Viehische Kerle, über die man sich nur lustig machen kann! Verstehen kein Wort französisch, trinken nicht, tanzen nicht, und haben gerade so viel Geist wie mein Pferd!

ZWEITER BOGENSCHÜTZE: Hollah, Hänschen, mein Junge! Freu dich, da! Faß zu, um dich wieder in gute Laune zu bringen!

(Er wirft seine Kappe zur Erde; die Bogenschützen und der Söldner stoßen und schlagen sich unter schallendem Gelächter.)

Sinigaglia

Im Lager der Freischärler.

Das Zelt des Pagolo Orsini. Pagolo kommt mit Don Michele von der Abendmahlzeit. Kammerdiener räumen den Tisch ab und verschwinden.

DON MICHELE: Ihr steckt alle die Nase ins Blaue und seht die Dinge nicht so, wie sie sind. 'S ist wahr, der Herzog ist nicht der sanftmütigste Mensch der Welt! Aber er ist auch nicht der Dümmste und deshalb läßt er sich, trotz der Strenge, mit der er euch behandelt, nicht einfallen, etwas verlieren zu wollen, dessen Wert er zu schätzen weiß.

PAGOLO: Wenn wir ihm Gehör schenken, so ist das unser Verderben! Du wirst mir niemals das Gegenteil weismachen. Vitellozzo hat diesbezüglich nicht unrecht.

DON MICHELE: Vitellozzo ist ein Esel, der sich ein Löwe dünkt, weil er, wie kein anderer, mit dem Dolch umzugehen versteht. Das ist ja eine hübsche Begabung, aber sie genügt auf die Dauer nicht. Doch kehren wir wieder zu unseren eigenen Angelegenheiten zurück. Du glaubst also, daß der Herzog es sehr schlecht mit dir meint?

PAGOLO: Ja, das glaube ich.

DON MICHELE: Hier ist der Beweis. Er schickt dir diese Kette.

PAGOLO: Pest! Rubinen und Saphire! Artig gefaßt! Florentinische Arbeit! Oder irre ich?

DON MICHELE: Du hast guten Geschmack für einen Soldaten.

PAGOLO: Da hat man's, ihr Hofleute! Ihr glaubt, allein das Recht zu haben, die göttlichen Musen zu lieben und das wahrhaft Schöne zu begreifen. Wenn diese Kette nicht ein Werk Robettas ist, was mir sehr

erstaunlich schiene, so ist sie doch nach der Manier Giovannis di Goro gearbeitet; darauf verwette ich meine Venus, das vollendetste Gemälde des Guido da Bologna, gegen deine Gläser des Guido von Marseille.
DON MICHELE: Das Glasgeschirr ist dein, denn die Kette ist in der Tat von Robetta. Wir am Hofe verstehen zu wählen, das mußt du zugeben.
PAGOLO: Wie verhält sich der Graf Castiglione?
DON MICHELE: Er ist der immer treue Diener des Hauses Orsini.
PAGOLO: Diese seine Gefühle machen ihn uns lieb. — Aber jetzt bin ich müde und kann nicht länger warten. Ich war den ganzen Tag zu Pferd, um die Posten zu visitieren. Wie langweilig doch diese mißlichen Dinge sind! Gehen wir schlafen, willst du?
DON MICHELE: Ob ich will? Ich schlafe schon im Stehen ein!
PAGOLO: Wenn du heute abend an den Herzog schreibst, so verfehle nicht, Seiner Hoheit zu versichern, daß sie mich zu unrecht zu ihren Gegnern zählte . . . Doch nein, sage ihm nichts von all' dem! . . . Ich will nicht, daß er etwa glaube . . .
DON MICHELE: Laß gut sein, großes Kind! Ich werde ihm sagen, daß du sein Freund bist, wie er der deine ist. Gute Nacht!

Cesena

Das Arbeitszimmer des Valentino.

Don Cesare Borgia; Macchiavelli; Battista.

BATTISTA: Hier ist ein Sendschreiben, hochedler Herr.
DER HERZOG: Ausgezeichnet! Gib her! Messer Niccoló, ich will nicht, daß der Signoria von Florenz irgendeine Einzelheit meines Zwiespalts mit den Con-

dottieri unbekannt bleibe. Hier, lest, was Don Michele uns schreibt! *(Er gibt Macchiavelli das Sendeschreiben, das dieser liest.)* Ihr erseht wohl daraus, daß Pagolo Orsini im Begriffe ist, seine Kameraden friedfertig zu stimmen und zu uns zurückzuführen. Vitellozzo allerdings verharrt bei seinem Widerstand, doch wird er schließlich auch das tun, was die andern tun werden . . . er wird, wie die andern, zu mir zurückkehren und ich werde ihn, ganz ebenso wie die andern, an meiner Seite stehen, Messer Niccoló!

MACCHIAVELLI: Das sehe ich kommen, Hoheit! Er wird zurückkehren und alle andern auch! . . . Ihr Mut sinkt mit jeder Minute und der Kopf . . . o weh! den Kopf, den haben sie schon verloren! Ich sehe voraus, daß sie Euch vorschlagen werden, uns, gemeinsam mit ihnen, mit Krieg zu überziehen.

DER HERZOG: Sie können sich schon nichts mehr ersinnen! . . . Da sie meine Ablehnung voraussehen, schlagen sie mir eine andere Kombination vor.

MACCHIAVELLI: Etwa die, Sinigaglia zu nehmen und Euch zu übergeben?

DER HERZOG: Ich werde ihnen antworten, daß sie die Stadt zur Übergabe auffordern sollen, und daß ich ihnen dabei meine Hilfe leihen werde, was ich auch wirklich tun werde.

MACCHIAVELLI: Habt Ihr auch genug eigene Truppen, um, wenn Ihr Euch diesen Leuten anvertraut, in Sicherheit zu sein?

DER HERZOG: Genug Truppen? . . . Ich hatte ihnen — die es mit der Furcht bekamen — sagen lassen, daß ich außer der Kompagnie des Herrn de Candalles und einer kleinen Truppe von Italienern, alle aus meinem Dienst entlassen würde. Und ich habe ihnen mein Wort gehalten. Vor einer Stunde sind sie alle abgezogen.

MACCHIAVELLI: Ihr unternehmt wirklich dieses Wagnis, gnädiger Herr?

DER HERZOG: Es gibt Momente, in denen der Platz vor dem Rachen des Löwen der sicherste auf der Welt ist. Das werdet Ihr eines Tages begreifen; Ihr seid noch jung.

MACCHIAVELLI: Ich bin neugierig, zu sehen, wie Ihr Euch diesen Verrätern gegenüber benehmen werdet.

DER HERZOG: Ich werde voll Sanftmut sein, Messer Niccoló, voll Nachsicht! Ihr lacht?

MACCHIAVELLI: Ich lächle über die geringe Harmonie, Hoheit, die zwischen Euren Worten und dem Feuer Eurer Blicke besteht.

DER HERZOG: Diese Dinge sind von größter Bedeutung, Messer Niccoló, und man darf da nicht unentschlossen sein. Was ist das, Battista?

BATTISTA: Ein Billett, gnädiger Herr.

DER HERZOG *(während er das Billett liest):* Bei Gott, unser Spiel ist in bestem Gang. Bentivoglio bietet mir seine Freundschaft und eine Familienverbindung an.

MACCHIAVELLI: Signor Giovanni war bislang ehelichen Neigungen nicht sehr zugänglich.

DER HERZOG: Er ist ein Mensch von starkem Willen. Er hat in einer Nacht die Meute seiner Gegner auseinandergesprengt. Zweihundert Hunde auf einen Schlag! Das könnte selbst einem Eber alle Ehre machen! Aber diese Sprößlinge alter Geschlechter lassen sich immer wieder bei irgendeiner Gelegenheit von ihrer Gebrechlichkeit unterkriegen! Es genügt nicht, daß man den Dolch zu führen versteht und andere ihn handhaben läßt. Es fehlt dem Bentivoglio an Hirn und er vermochte noch niemals eine Idee zu Ende zu denken . . . Zum Beispiel zieht er jetzt die Hand von meinen Freischärlern ab.

MACCHIAVELLI: Ihr habt in dieser Woche ein tüchtiges Stück Wegs zurückgelegt!
DER HERZOG: Das stimmt wohl, doch dürfen wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Wir wollen geradeaus, in geschlossener Reihe und rasch vordringen . . . Die Trompeten rufen uns in die Sättel. Wir machen uns unverzüglich nach Sinigaglia auf.
MACCHIAVELLI *(nachdenklich):* Es ist sehr wahrscheinlich . . . sehr wahrscheinlich . . . daß diese Leute närrisch genug sind, Euch zu erwarten.
DER HERZOG: Wie das? Sie erwarten mich? . . . Sie werden mir sogar entgegenkommen, des könnt Ihr sicher sein. Die Bestimmung leitet den Menschen oder zieht ihn hinter sich her. Ich habe sie zwanzigmal genarrt und hundertmal betrogen! Sie wissen sehr wohl, wie wenig mir Rücksichten gelten, die nicht meinen Zielen dienen. Dennoch seht Ihr, wie ihre Vernunft von Minute zu Minute schwindet. Die Florentiner wollen nichts mit ihnen zu tun haben. Gestern morgens packte ihren Freund Guidubaldo die Furcht; er floh angesichts des Brandes, den ich entfesselt hatte, aus Urbino. Jetzt hat auch Bentivoglio ihnen den Rücken gekehrt.
Die allgemeine Unruhe wirkt auf meine vier Bravi berauschend. Don Michele bearbeitet sie; er blendet Gravina mit Klügeleien, Vitellozzo mit Besänftigungen, Pagolo mit Geschenken und Oliverotto mit dumpfen Drohungen und fetten Versprechungen; mit seinen Beteuerungen beschwichtigt er sie allesamt. Das Wunderbare dabei ist, daß diese vier Bramarbasse, die doch, Ihr könnt mir's glauben, bei einiger Überlegung genau wissen sollten, was sie von meinen Gunstbezeigungen und von meinem Mitleid zu halten haben, daß diese Vier, wie ich Euch sage, im Laufschritt ankommen werden, um sich mir zu Füßen zu werfen. Davor kann

sie nichts mehr bewahren. Ihr Temperament und der Himmel wollen es so!
MACCHIAVELLI *(während er sich über das Kinn streicht)*: Die Welt ist doch ein wahrhaft interessantes Studienobjekt!
DER HERZOG: Nun aber genug des Schwatzens. Zu Pferde! In Fano werden wir Rast machen. Ich nehme an, daß unsere Gegner dorthin kommen werden, um Verzeihung von mir zu erflehen.
MACCHIAVELLI: Ich harre Eurer Befehle, hochedler Herr!

Sinigaglia

Das Zelt der Orsini.

Pagolo, Vitellozzo, Vitelli.

VITELLOZZO: Die Stadt ist genommen, aber das Schloß will sich niemandem andern übergeben als dem Valentino selbst. Soll ich dir sagen, was ich denke?
PAGOLO: Ich höre.
VITELLOZZO: Dieser Schuft von einem Gouverneur hat vom Herzog selbst die Weisung erhalten, so zu handeln. Er ist mit dem Borgia im Einverständnis.
PAGOLO: Du siehst überall eine Falle; vielleicht hast du sogar recht. Aber was ist zu tun? Seit wir wieder Borgias Brot essen, können wir dergleichen Möglichkeiten nicht mehr erörtern.
VITELLOZZO: Das Resultat wird sein, daß wir uns, trotz unserer Vereinbarung mit Michele, derzufolge wir in unserem Lager bleiben würden und er in dem seinen, über kurz oder lang in seinen Klauen finden werden; denn er wird gewißlich kommen!
PAGOLO: Das steht fest. Doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß diese kritische Situation nicht lange andauern kann. Ich gebe zu, daß ich besorgt bin. Es

wäre mir lieber, sofort zu wissen, woran ich mich zu halten habe. Ich hoffe, daß der Herzog nichts böses im Schilde führt.

VITELLOZZO: Worauf gründet sich deine Hoffnung?

PAGOLO: Warum sollte er sich's mit den vier ersten Condottieri Italiens verscherzen? Unsere Unterstützung und unser Schutz sind Gold wert. Unsere abgeschlagenen Köpfe dienen ihm zu nichts mehr. Überdies haben wir die beiden großen, erlauchten und mächtigen Häuser der Vitelli und Orsini hinter uns, welche die ruhmreichsten Italiens und somit der ganzen Welt sind. Er kann es nicht wagen, all die Kardinäle, Bischöfe und Edelleute, die ihnen angehören, gegen sich aufzubringen.

VITELLOZZO: Wenn ich einmal massakriert bin, so macht es mir wenig aus, ob mein Henker damit eine Unvorsichtigkeit begangen hat oder nicht.

PAGOLO: Pah! Unvorsichtigkeit bedeutet, immer alles voraussehen zu wollen. Lassen wir uns von der Strömung treiben; mit einiger Geschicklichkeit wird es uns gelingen, die Böschung zu erklimmen und uns aus dem Staub zu machen.

VITELLOZZO: Ich kann nur sagen, daß ich wie vor den Kopf geschlagen bin.

PAGOLO: Dann wirst du zugrunde gehen, während ich mich auf mein Vertrauen stütze.

Trompetenstöße. — Gravina, Oliverotto und Don Michele treten auf.

GRAVINA: Zu Pferde! Unsere Eskadronen sind bereit.

PAGOLO: Was gibt es?

GRAVINA: Der Herzog kommt. Seine Kuriere sind schon in Sehweite.

VITELLOZZO: Michele! Michele! . . . Du verrätst uns, Schurke!

DON MICHELE: Wie! Ich verrate euch? Erklärt Euch, mein Herr! Ist es meine Sache, Entscheidungen zu treffen oder nicht?

OLIVEROTTO: Er hat recht. Gravina und ich haben Alarm blasen lassen. Da das Schloß sich niemand anderem als dem Borgia übergeben will, ist es selbstverständlich, daß er herkommt. Das ist alles in allem nur ein unvorhergesehenes Ereignis. Hast du Lust, dich zwischen dem Feind und unserem Herrn gefangennehmen zu lassen?

VITELLOZZO: Ich weiß nicht mehr, wo ich bin; ich versichere euch, wir sind verloren, ich schwöre es euch. All meine Warnungen haben nichts gefruchtet. Die Trojaner wollten der Cassandra ebensowenig Glauben schenken wie die Juden ihren Propheten!

OLIVEROTTO: Hol dich der Teufel! Du sprichst zu einem Mann, der allen Listen gewachsen ist. War nicht ich derjenige, der seinen Onkel Giovanni Fogliani samt seinen Kumpanen töten ließ, während diese Dummköpfe glaubten, sich seelenruhig an meinen Abendtisch setzen zu können?

Ihr werdet also dem Valentino höflich entgegengehen und ich halte mich einstweilen mit meinen Kompagnien vor dem Stadttor. Wenn jemand Miene macht, euch anzugreifen, so wird sich ja zeigen, daß wir die weit stärkeren sind; und dann wollen wir sehen!

DON MICHELE: Nichts ist selbstverständlicher. Man muß blind sein, um das nicht zu sehen und in dem Augenblick, in dem wir auf dieses Arrangement eingegangen sind, müßt Ihr begreifen, daß wir es in gutem Glauben getroffen haben.

PAGOLO: Das ist wahr. Aber nun zu Pferd. Der Herzog kommt!

Die Ebene vor Sinigaglia

In einiger Entfernung im Hintergrund das Stadttor, das von den Fußtruppen der Freischärler besetzt ist. Oliverotto mit seinen Offizieren an der Spitze der in Schlachtordnung aufgestellten Eskadronen. Im Vordergrund die Truppe des Valentino, die den rechter Hand versammelten Compagnien der Condottieri an Zahl weit unterlegen ist. — Der Herzog, Macchiavelli, Herr de Candalles, Baldassarre Castiglioni, Don Michele, Don Ugo, Marcantonio da Fano Leniolo, Monsignore d'Allegri und andere Kapitäne. Alle zu Pferde.

DER HERZOG: Michele!
DON MICHELE: Gnädiger Herr?
DER HERZOG: Lenke dein Pferd an die Flanke des meinen! Neige dich zu mir herüber . . . Höre! Da kommen die Freischärler auf uns zu. Wenn ich mit ihnen gesprochen haben werde, dann nehmen je zwei von euch einen der Condottieri zwischen sich ... um ihnen die Honneurs zu machen . . . Verstehst du mich richtig? . . . Und ihr laßt sie nicht mehr entwischen.
DON MICHELE: Nein, hochedler Herr!
DER HERZOG: Was hat das zu bedeuten? Oliverotto ist zurückgeblieben?
DON MICHELE: Ja, Hoheit. Er hält sich dort rückwärts an der Spitze seines Trupps. Sie haben diese Anordnung getroffen.
DER HERZOG: Reite im Bogen hinter uns herum, mache dich an Oliverotto heran und führe ihn um jeden Preis her, um jeden Preis! Verstehst du mich? Und haftest du mir dafür?
DON MICHELE: Aber, gnädiger Herr . . .
DER HERZOG: Du verstehst mich also nicht? . . . Aber du haftest mir dafür! Verliere keine Zeit, geh unverzüglich. *(Don Michele im Galopp ab. Die Kapi-*

täne nähern sich und grüßen.) Willkommen, meine Freunde! Dank dem Himmel, es gibt keine Mißhelligkeiten mehr zwischen uns. Ich hätte wohl Grund, euch wegen eurer Streiche zu grollen, aber ich verzeihe sie euch, denn ich bin euch wohlgeneigt und die gemeinsamen Interessen, wohlverstanden, sind es, die mich dazu vermögen.

Eure Hand, Herzog von Gravina! Guten Tag, Vitellozzo! Guten Tag, Pagolo! Kommt an meine Seite, ich fühle euch mir nie nahe genug. Meine Kraft liegt in den Lanzen meiner Freischärler.

GRAVINA: Wir haben gefehlt, edler Herr, indem wir vergaßen, welcher Art Eure Gefühle für uns waren. Wir werden unsere Verfehlungen durch unsere Dienste auszugleichen wissen.

DER HERZOG: Ich rechne darauf. *(Zu seinem Gefolge):* Meine Herren, bemüht euch um unsere Gäste, und wenn es euch um meine Freundschaft zu tun ist, so sucht, die ihre zu erwerben. *(Die Kavaliere, von Don Michele unterrichtet, umkreisen die drei Kapitäne; Oliverotto kommt mit Don Michele.)* Ah, Herr Oliverotto, wo bliebt Ihr doch?

OLIVEROTTO *(ein wenig bleich):* Gnädiger Herr, ich gehorchte meiner Pflicht. Ich wollte nicht, daß etwa der Verrat der Leute im Schloß diesen schönen Tag trübe.

DER HERZOG: Wer ehrlich ist, fürchtet keine List: ich fürchte niemand. Gebt mir die Hand, ich habe die Vergangenheit vergessen.

OLIVEROTTO: Dank Euch, hochedler Herr!

DER HERZOG: Sieh da, plaudernd haben wir, wie mir scheint, mein Quartier erreicht. Ich habe euch eine schöne Stadt zu verdanken, meine Herren Kapitäne.

GRAVINA: Wir wollen Euch tausend weit schönere zu Füßen legen, Hoheit.

DER HERZOG: Die Gelegenheit, euren Wunsch zu erfüllen, wird nicht auf sich warten lassen. Steigen wir ab und treten wir ein. *(Der Herzog, die Freischärler und das Gefolge steigen ab. Buntes Durcheinander.)* Welch ein Lärm! Fassung, meine Herren! Eilt nicht so! . . . Herr de Candalles, auf ein Wort, ich bitte! *(Er zieht ihn bei Seite.)* Eure Söldner sind im Sattel geblieben.

DE CANDALLES: Ja, hochedler Herr, ich habe von Don Michele Befehl dazu erhalten.

DER HERZOG: Eilt zu ihnen! Greift die Freischärler hart an; sie sind auf nichts gefaßt und ohne Führer. Die Beute ist Euer.

DE CANDALLES: Ich eile, Herr! *(Er sprengt davon.)*

DER HERZOG *(steigt, gefolgt von den vier Kapitänen, die von allen Seiten umringt sind, die Treppe hinauf. — Er betritt einen hohen Saal und wendet sich plötzlich um)*: Man verhafte diese Verräter und entwaffne sie!

OLIVEROTTO: Oh, du Schuft! *(Er wird durch einen Faustschlag niedergestreckt. Die Höflinge und Soldaten stürzen sich auf die andern und fesseln sie.)*

DER HERZOG: Führt diese Kerle ins Nebenzimmer und haltet sie gut im Auge. Ich will wissen, was Herr de Candalles macht.

DON MICHELE *(an einem Fenster)*: Die Freischärler waren auf einen Angriff nicht gefaßt und sind in voller Verwirrung. Die Franzosen metzeln sie nieder . . . jetzt zerstreuen sie sich und plündern die Häuser der Stadt.

DER HERZOG: Eilt! Henkt ein Dutzend dieser Barbaren! Ich dulde nicht, daß man sich Freiheiten

nimmt, die ich nicht eingeräumt habe. *(Don Michele eilt fort.)* Wo ist Michelotto?
MICHELOTTO *(der Henker)*: Hier, hochedler Herr.
DER HERZOG: Hast du neue Stricke?
MICHELOTTO: Ganz neue, Herr. Mein Beil, mein Messer und meine Gehilfen sind zur Stelle.
DER HERZOG: Geh da hinein, ich will dich am Werke sehen. Erdroßle sie, einen nach dem andern. Ich werde dir zusehen. *(Michelotto rollt seine Stricke auf, die er als Gürtel um den Leib trägt und geht in das Nebenzimmer.)* Vorwärts, meine Herren, ein wenig Vergnügen nach soviel Mühsal! *(Er durchschreitet die Türe, gefolgt von seinen Hofleuten. Getrampel, schreckliche Schreie; dann Schweigen und Gelächter.)*

Das Haus des Herzogs.

Terrasse auf das Meer hinaus; Mondschein. — Nach dem Abendessen. — Der Herzog, in halb liegender Stellung auf Polstern, Macchiavelli, Don Michele. — Musiker beenden eine Motette.

DER HERZOG: Ich liebe diese neue Musik sehr. Wir leben in einem großen Jahrhundert, Messer Niccoló! Alles erneuert sich. Man hat mir gestern abend ein Stück von Virgil vorgelesen; unerhört schön wie alles, was dieser göttliche Geist geschaffen hat. Ein Satz besonders blieb mir im Gedächtnis: „Eine majestätische Ordnung wird geboren!"
Möglich, daß das schon damals galt; um wieviel mehr ist es heute wahr! — Die Weise, die man eben gespielt hat, ist voll süßester Melancholie. — Geht, Kinder, ich bedarf eurer Dienste heute abend nicht mehr. Man soll jedem von euch einen Goldtaler geben. — Michele, bist du ganz sicher, daß die französischen Plünderer, die Sinigaglia gebrandschatzt haben, gehenkt wurden?

DON MICHELE: Ja, hochedler Herr! Vielleicht war man allzu beflissen, Euren Befehlen nachzukommen. Ihr spracht von einem Dutzend, aber ich fürchte, es sind um etliche mehr geworden.
DER HERZOG: Der Scherz ist nicht übel. Und die Plünderung?
DON MICHELE: War im selben Augenblick beendet, hochedler Herr.
DER HERZOg: Darauf kam es mir ja an. Veranlasse, daß die Hingerichteten vom Galgen genommen werden. Man vierteile sie und lasse die Überreste ihrer Leiber in den Straßen der Stadt zu Schau stellen. Es ist gut, die Untertanen wissen zu lassen, daß ich nicht dulde, daß man ihnen ein Leid antue.
DON MICHELE: Sie wissen es bereits, hochedler Herr, und sie segnen Euern Namen.
DER HERZOG: Sie sollen es noch besser wissen, darum tue was ich dir sage. Verbreite unter ihnen, daß es mein besonderer Wunsch ist, die Franzosen zu vernichten. Man kann den Haß gegen die Barbaren in unserem Volke nicht genug aufstacheln und man muß es lehren, sie zu verachten.

Don Michele verläßt das Haus.

Wir sind auf dem besten Weg, Messer Niccoló, die Schwierigkeiten zu überwinden.
MACCHIAVELLI: Ich werde mir die Freiheit nehmen, Eurer Hoheit eine Beobachtung mitzuteilen.
DER HERZOG: Sprecht frei, ich bitte Euch!
MACCHIAVELLI: Ihr habt die Gerechtigkeit dem Mitleid vorgezogen, aber scheint es nicht möglich, daß die Hinrichtung der beiden Orsini Euch Nachteil bringen wird? Ihr Haus ist mächtig.
DER HERZOG: Ich habe nach Rom geschrieben; heute morgen erhielt ich die Nachricht, daß der Kardinalerzbischof von Florenz und Messer Jacopo della

Santa-Croce überfallen und gefangen genommen worden sind, wie ich das dem Heiligen Vater anempfohlen habe. Ohne diesen Erfolg hätte ich mir einige Mäßigung auferlegt.

MACCHIAVELLI: Dann allerdings scheint mir die Rechnung richtig zu sein.

DER HERZOG: Beachtet wohl, daß Italien nicht etwa von vier gewöhnlichen Lumpen befreit ist, sondern von vier der schrecklichsten Condottieri. Was noch übrig geblieben ist, ist Abhub; man wird damit fertig werden, ohne sich zu überanstrengen. Ich habe mit Hilfe von Schwert und Henkerstrick eine grausige Wunde geschlossen. In einigen Jahrhunderten wird man sich nicht vorstellen können, daß es jemals solche Menschen gab.

Die Führer der Truppen halten sich zu keiner Partei, keinem Staat, keiner Regierung. Nach Belieben dienen sie den Fürsten oder lassen sie im Stich, fressen ihnen das Geld aus dem Sack und nennen es Sold, und das Vermögen der Untertanen dient ihren Launen. Welche Ungeheuerlichkeit und Gemeinheit! Ihres Schlages sind die Sforza, die Mailand an sich rissen, und die Carmagnola, der Schrecken von Venedig. Bei meinem Seelenheil! ich habe Euch den größten Dienst geleistet, den Ihr je verlangen konntet.

MACCHIAVELLI: Ohne Zweifel, hochedler Herr. Euch zu danken kann ich jetzt das Wort Virgils wiederholen: Magnus nascitur ordo.

Jetzt aber müßt Ihr Truppen heranbilden, die nicht aus Banditen rekrutiert werden sollen, sondern aus Bauernsöhnen, die nicht ihren Führern gehorchen werden, sondern ihren Herrschern: dann werdet Ihr Euer Werk vollenden!

DER HERZOG: Dazu braucht es Zeit. Zeit, nicht um auszuruhen, sondern um die Klugheit der Völker reifen

zu lassen. Wie vieles muß sich ändern! Die Großen müssen gezähmt, die Kleinen gefördert werden; man muß Geld herbeischaffen; für all diese Notwendigkeiten bedarf es sicherer und zweckmäßiger Mittel. Wie manches wird zu tun sein! Die Früchte der Taten keimen, entwickeln sich, sprossen und reifen heran. Überhasten wir die Ernte nicht, sonst verdirbt sie. Zeit! Geduld! Keine Muße, keine Träumerei, keine Hast!

MACCHIAVELLI: Es ist das Verdienst der Starken, daß sie die andern nicht härter im Zaum halten als sich selbst.

DER HERZOG: Welch schöne Nacht! Seht das wunderbare Spiel des Mondscheins auf den Wellen unter dem weiten Horizont. Wären doch einige unserer Künstler bei uns, um unsern bezauberten Sinnen diese Wunder zu deuten. — Was mögen diese Feuer dort auf den Bergen bedeuten? Seht dahin!

MACCHIAVELLI: Ich möchte wohl glauben, daß es die Lagerfeuer der Freischärler sind, die Herr de Candalles zersprengt hat.

DER HERZOG: Ihr urteilt recht. Das armselige Geschmeiß sucht eine Höhle, sich darin zu verbergen und mir zu entwischen.

MACCHIAVELLI: Euer Hoheit haben im Wappen einen Drachen, der Schlangen würgt.

DER HERZOG: Und man sagt, daß ich nicht offenherzig bin? Ja doch, Messer Niccoló, ich bin nicht wie dieser traurige Herzog von Mailand, der die Kinder verschlingt. Ich, ich bin die Laernische Hydra, ein Ungeheuer, wenn Ihr wollt, aber eines, das andere Ungeheuer zerfleischt und verschlingt, und ich werde sie ausrotten, bis auf den letzten, diese dreckgeborenen Fürsten, diese aus falschem Metall geprägten Con-

dottieri, die mir nur den Weg versperren. Aus den Splittern ihrer Nester werde ich meinen Horst bauen und es wird ein Tag kommen, da vom Fuße der Alpen bis zu den Meeren, die Sizilien umspülen, keine andere Herrschaft sein wird als die meine.

Ferrara

Eine Loggia im Herzogspalast.

Donna Lucrezia Borgia sitzt in einem goldverzierten Lehnstuhl und läßt ihre Blicke über die Ebene schweifen. Neben ihr, an eine der Säulen gelehnt, die das Dach tragen, ihr Gatte Don Alfonso d'Este.

ALFONSO: Auf mein Wort, Euer Bruder hat sich gut aus der Schlinge gezogen. Er hat den gordischen Knoten vorsichtig betastet und hat ihn sodann, kurz entschlossen, entzweigehauen wie Alexander.

LUCREZIA: Er ist jetzt stärker und gesicherter denn je. Von solchen Krisen wird man emporgehoben, wenn man sie einmal glücklich überdauert hat. Übrigens scheint mir, daß Ihr diesen Herrn Valentino im Auge behalten müßt.

ALFONSO: Findet Ihr nicht, Lucrezia, daß er allen Fürsten einen überaus wertvollen Dienst geleistet hat? Von nun an werden wir, die wir das Szepter führen, die einzigen sein, die auch das Schwert führen.

LUCREZIA: Möglich, aber ich beobachte insbesondere, daß das Ansehen und die Macht des Valentino anwächst. Ich frage mich, was er zu tun gedenkt.

ALFONSO: Sicherlich wird er damit beginnen, sich in der Romagna festzusetzen und er wird eine Zeitlang mit den Venezianern und Aragonesen zu tun haben. Also wird er unser bedürfen, und ich werde ihm unsere

Hilfe derart zumessen, daß ich seinen Sturz verhindere, ohne ihn in seiner Macht zu festigen.

LUCREZIA: Ich glaube, daß Ihr Euch von Don Cesare kein richtiges Bild macht. Er ist nicht der Mann, der von den Früchten des Glücks nur kostet. Nehmt immerhin für sicher, daß er sich der Romagna bemächtigen und niemand schonen wird. Er wird binnen kurzem einen entscheidenden Schlag führen und ich bin überzeugt, daß er sich von diesem Moment an mit seinen schon errungenen Besitztümern am wenigsten befassen wird.

ALFONSO: Was, denkt Ihr, wird er versuchen? Mag er auch noch so unermüdlich sein, er wird sich Zeit nehmen müssen, um sein Gleichgewicht wiederherzustellen. Im übrigen habe ich nichts von ihm zu fürchten, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß wir beide ein und dieselbe Stütze haben, nämlich Frankreich; und sicherlich würde Ludwig XII. nicht zulassen, daß man mich angreift.

LUCREZIA: Ich sage ja nicht, daß der Valentino Euch anzugreifen gedenkt und schmeichle mir auch keineswegs, seine Gedanken erraten zu können. Wenn ich aber die Dinge in ihren großen Zusammenhängen betrachte, so glaube ich, daß er, wie ich ihn kenne, nicht so sehr darauf bedacht ist, seine neu gewonnenen Stützpunkte zu befestigen, als sie zu vermehren. Er wird über einen seiner Nachbarn herfallen, ich weiß nicht über welchen; ganz gewiß wird er diesen Nachbarn stürzen, und ich meine, daß jede Vergrößerung seiner Macht die Gefahr erhöht, die uns von seiner Seite droht. Wollte die Vorsehung ihm die ganze irdische Welt in die Hand geben, der Herr von Valentino wird niemals sagen: Ich bin zufrieden. Was Ludwig XII. betrifft, so hat er gewiß reichlich Grund, Euch Treue zu halten, denn Ihr könnt viel für ihn

tun und viel gegen ihn. Doch seine grenzenlose Schwäche für seinen Minister, den Herrn von Amboise, die krankhafte Leidenschaft, die diesen Günstling nach der Tiara streben läßt, die Geschicklichkeit, mit der der Herr von Valentino ihn davon zu überzeugen wußte, daß er nach dem Tode Alexander VI als einziger zu bestimmen haben werde, das ist mehr als nötig ist, um meinem Bruder die Herrschaft über den Geist der Franzosen zu verleihen. Ihr meint, daß sie einen groben Fehler begehen würden, wenn sie ihn so ohne Maß und Ziel erhöhen; aber mir will scheinen, daß die menschlichen Dinge nur allzu eng mit Fehlern aller Art verwoben sind.

ALFONSO: Eure Überlegung verblüfft mich. Ich sehe in der Tat ein, daß uns die Größe Don Cesares gefährlich wird. Allerdings errate ich nicht, welche Vorsichtsmaßregeln ich treffen muß. Mißtrauen zu beweisen wäre . . .

LUCREZIA: Das wäre das Schlechteste, was wir tun könnten. Ganz im Gegenteil, Ihr seid der natürliche Verbündete Don Cesares und Ihr tätet nicht gut daran, den Anschein zu erwecken, als ob Ihr das vergäßet.

ALFONSO: In diesem Augenblick sandte ich ihm einen meiner Offiziere, um ihn zu dem Strafgericht von Sinigaglia zu beglückwünschen.

LUCREZIA: Und wie wäre es, wenn Ihr für alle Fälle heimlich Venedig, Florenz und sogar Arago darauf aufmerksam machtet, daß sie sich vorsehen sollten, da ja niemand weiß, auf wen sich der Valentino stürzen wird? Dermaßen würdet Ihr die Widerstandskraft seiner Feinde stärken ohne Euch verdächtig zu machen und würdet einem Feinde Valentinos gute Dienste leisten, der sie Euch später zu danken wissen wird.

ALFONSO: Ihr habt recht, und das ist der Weg, den ich beschreiten werde.
LUCREZIA: Auf alle Fälle werdet Ihr dabei nicht schlecht abschneiden; doch will ich nicht vergessen, Euch mit diesem Brief hier ein Vergnügen zu bereiten.
ALFONSO: Von wem ist er?
LUCREZIA: Von Eurer Schwester, der Fürstin von Mantua. Ihr kennt doch diesen jungen Bildhauer aus Florenz, Michelangelo Buonarotti, von dem man jetzt allerorten zu sprechen beginnt.
ALFONSO: Er macht bewunderungswürdige Arbeiten, und ich habe große Lust, ihn an mich zu fesseln.
LUCREZIA: Gut, dieser Michelangelo hat eine Amorstatue geschaffen, so schön, daß ihm Lorenzo der Prächtige riet, sie für ein antikes Stück auszugeben. Der Kardinal von San Giorgio, der einiges von den schönen Künsten versteht . . .
ALFONSO: Er ist ein Nichtswisser und anerkannter Dummkopf.
LUCREZIA: Ihr seid streng, aber ich glaube, er gibt Euch Anlaß zu diesem Urteil. Er hat die Statue gekauft. Ein Zufall läßt ihn erfahren, daß sie neuzeitliche Arbeit ist; Ihr ahnt nicht, wie empört er ist. Er speit Feuer und Flammen und will die Statue verkaufen, die er seiner Blicke unwert zu erachten scheint. Herr Valentino bekommt von der Sache Wind. Ihr wißt wohl, daß sein Geschmack fein ist. Unverzüglich kauft er das verachtete Kunstwerk und hat es nunmehr Eurer Schwester zum Geschenk gemacht. Sie erzählt mir die Geschichte und hat ihre Freude daran.
ALFONSO: Ja, gewiß, wir müssen Michelangelo an uns fesseln. Trotz seiner Jugend ist er schon ein Künstler von Rang und wird einer der Großen Italiens werden!

LUCREZIA: Ich denke wie Ihr. Übrigens wollen wir danach streben, daß unser Hof die andern Höfe überstrahle, und das ist jetzt um so leichter zu erreichen, als all die Männer der Kunst und der Wissenschaft, die Lodovico Sforza mit so großem Aufwand um sich versammelt hat, ohne Heimstatt sind, seit die Franzosen sich in Mailand festgesetzt haben. Wollt Ihr nicht Antonio Cornazzano, der mir seine beiden Gedichte über das Leben der Heiligen Jungfrau und unseres Herrn Jesus gewidmet hat, bei Euch aufnehmen? Ebenso Giorgio Robusto d'Alessandria, der mir all seine Dichtungen zum Geschenk anbot?

ALFONSO: Seid mir behilflich beim Abfassen der Briefe, die notwendig sind, um uns diese ausgezeichneten Dichter verbindlich zu machen; ich will unverzüglich zur Feder greifen. Die Briefe sollen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt werden und ich selbst werde sie unterzeichnen. Ihr erfreut mich wahrlich, indem Ihr mir Hoffnung macht, die Versammlung unserer edlen Geister um diese beiden bereichern zu können.

LUCREZIA: Ach! Wenn wir doch Giovanni Piero Arrivabene und den Spagnola dem Hof Eurer Schwester abspenstig machen könnten!

ALFONSO: Es wäre mir zweifellos ebenso lieb wie Euch; aber wir sind durchaus nicht so arm an verdienstvollen Männern, daß wir das Recht hätten uns zu beklagen. Allerdings hat uns der Tod den unnachahmlichen und bewunderungswürdigen Boyardo geraubt; aber es bleiben uns immer noch Francesco Cieco, Lelio, die beiden Strozzi und dieser junge Lodovico Ariosto, von dem man sich Wunder erzählt.

LUCREZIA: Er verdient es, so gefeiert zu werden; das lateinische Hochzeitsgedicht, das er uns schrieb, ist eines der schönsten unserer Zeit.

ALFONSO: Ich begreife nicht, was Ihr darüber sagt; sicherlich habt Ihr für Poesie und Literatur ein feineres Empfinden als ich. Ich komme immer wieder zu der Überzeugung, daß unser Ferrara keiner Stadt Italiens hinsichtlich der Schätzung, die man großen Begabungen entgegenbringt, nachsteht, und ich hege sogar den Wunsch, daß man sage, sie alle seien an meinem Hofe vereinigt.
LUCREZIA: Dieser Ehrgeiz ist Euer würdig, Don Alfonso!
ALFONSO: Lasset also unverzüglich an Eure drei Weisen schreiben. Ich will mich indessen mit den neuen Instruktionen beschäftigen, die nach Venedig, Florenz und Neapel zu senden sind; sodann werde ich den Zeughäusern, in denen meine Geschütze hergestellt werden, einen Besuch abstatten. Wie schade, Lucrezia, daß Ihr für dergleichen nicht ebensoviel Verständnis besitzet wie für die Dichtkunst! Es wäre mir eine große Freude, auch darüber mit Euch sprechen zu können. Wißt Ihr, daß nichts auf der Welt so fesselnd ist, wie die Wissenschaft der Mathematiker und Ingenieure?
LUCREZIA *(lächelnd):* Ich glaube Euch, Don Alfonso, allein es wäre überflüssig, wenn ich davon etwas verstünde. Ich bin glücklich, zu hören, daß Ihr noch mehr versteht als alle Offiziere unserer Zeit. Euer Ruhm darin strahlt auch auf mich zurück. — Wenn es Euch nicht mißfällt, will ich, während Ihr beim Gießen Eurer Feldschlangen zuseht, mit meinen Damen in den Gärten lustwandeln, die nach unseren Angaben angelegt worden sind.
ALFONSO: Geht nur, Lucrezia! Ich küsse Eure Hände.

Ein Dorf in der Romagna

Eine Versammlung eines der geheimen Bünde „Pacifici" genannt.

Bewaffnete Bauern, zwei Abenteurer.

ERSTER BRAVO *(grüßend):* Beati pacifici!

DER FÜHRER DER BAUERN: Ihr seid Ehrenmänner, wir danken euch, daß ihr gekommen seid.

ERSTER BRAVO: Wir waren mit Sorgfalt darauf bedacht, euch nicht warten zu lassen. Seid überzeugt, erlauchte Herren, daß wir uns beeilen, unsere Dienste einer so ehrenwerten Herrschaft wie ihr seid, zur Verfügung zu stellen.

DER FÜHRER: Dank für eure freundliche Rede. Ihr seid also von Seiner Hoheit ausgesandt?

ERSTER BRAVO: In der Tat, kein anderer als Don Cesare Borgia, Herzog der Romagna, ist es, der uns zu euch sendet. Hier ein Ring, den er uns als Erkennungszeichen mitgegeben hat.

DER FÜHRER: Sehr wohl, das hatten wir vereinbart. Setzt euch, meine Herren, ihr müßt müde sein.

ERSTER BRAVO: 's ist eine gute Sache ums Sitzen. Dieser Kavalier und ich, wir haben einen Weg von zwanzig Meilen ohne Aufenthalt zurückgelegt, und wie sehr man auch an die Mühsal des Krieges gewöhnt ist, so darf man sich in solchem Fall doch schon erlauben, etwas steife Beine zu haben.

DER FÜHRER: Wißt ihr vielleicht schon, in welcher Angelegenheit man euch hierhergebeten hat?

ERSTER BRAVO: Der Herzog hat darüber einige Worte fallen lassen.

DER FÜHRER: Ohne euch kränken zu wollen: Seid Ihr Eures Begleiters ebenso sicher wie Eurer selbst? Es handelt sich um heikle Dinge, und da weiß man gern, mit wem man es zu tun hat.

ERSTER BRAVO: Ich lobe Eure Weisheit. Wisset also, daß mein Freund einer der tapfersten Männer unseres Jahrhunderts ist. Fast könnte man das ausgezeichnete Wort auf ihn anwenden, das Plutarch in seiner wunderbaren Geschichte Roms bei der Beschreibung eines hervorragenden Offiziers gebraucht: „Er wagte nicht in einem Zimmer mit einem Spiegel allein zu bleiben, weil er fürchtete, darin sein Gesicht zu sehen." Wahrlich, wenn dieser Kavalier sein martialisches Aussehen annimmt, versetzt er alles in Schrecken. Wenn er wenig spricht, so geschieht das nur, weil bei ihm die Tat alles ist.

DER FÜHRER: Wollen wir jetzt zu unserer Sache kommen. Es handelt sich darum, mit dem Malatesta fertig zu werden.

DER BRAVO: Nichts leichter als das.

DER FÜHRER: Wißt Ihr aber auch, daß er fast niemals ausgeht, ohne eine starke Leibgarde mit sich zu führen.

DER BRAVO: Das hat wenig zu sagen; mein Gefährte und ich, wir sind gewöhnt, der größten Schwierigkeiten Herr zu werden. Sagt nur, auf welche Art Ihr die Aufgabe gelöst haben wollt.

DER FÜHRER: Ich verstehe Euch nicht.

DER BRAVO: Genügt es Euch, wenn Herr Malatesta zunächst, wie wir Leute vom Schwert das nennen, erst einen Denkzettel bekäme, der ihn, sagen wir ein oder zwei Monate lang ans Bett fesselte? Wenn das genügt, um Euch zufriedenzustellen, so sagt es.

DER FÜHRER: Wir würden lieber gleich zu Ende kommen.

DER BRAVO: Wunderbar! Ihr wollt also die Sache gründlich erledigen, he? Abgemacht! Über den Punkt wären wir also einig. Gut! Jetzt wollen wir uns über die Mittel schlüssig werden. Gebt Ihr irgendeinem den

Vorzug? Wie wünscht Ihr, daß Euer Mann erledigt werde?

DER FÜHRER: Auf die rascheste und sicherste Art, die möglich ist.

DER ERSTE BRAVO: Das ist auch meine Meinung. Ich und mein Freund, wir halten uns nie mit halben Dingen auf. Da es sich um einen Mann handelt, der gewarnt und auf der Hut ist, seht her, was ich Euch vorzuschlagen habe.

DER FÜHRER: Was ist das für ein Instrument, das ihr da habt?

Die Umstehenden drängen sich heran, um es zu betrachten.

DER BRAVO: Oh, mein Gott! Ein kleines Meisterwerk! Es sieht aus wie eine Tischgabel und nichts weiter! Seht doch, wie hübsch sie ist, meine Gabel, ganz aus ziseliertem Silber! Bewundert ihr nicht dieses Figürchen, das über dem Dreizack angebracht ist? Seht doch, seht! Ich drücke auf ihren Kopf — so . . . seht, wie die Beine sich unauffällig heben . . . gebt acht! Da ist eine kleine Furche. Seht ihr sie?

DIE BAUERN: Ja doch, ja!

DER ERSTE BRAVO: Gut also, in diese Furche fülle ich ein Präparat, etwas Pulver und einige Tropfen einer Flüssigkeit. Und wenn nun der Speisenvorleger in dem Moment, in dem er für den betreffenden Esser vorschneidet, das Gäbelchen geschickt handhabt . . . Ihr versteht? Das Pulver oder die Flüssigkeit rinnt auf die Speise herab, die der Eßlustige zum Munde führt. Die Sache ist durchaus nicht schwierig, und für eine Summe von fünfzig Dukaten verschaffe ich mir die Freundschaft jedes beliebigen Dieners im Hause Malatesta.

DER FÜHRER: Ausgezeichnet! Aber wenn dieser Diener die Gabel in der Hand und die Zutaten in der

Tasche, hingeht und seinem Herrn alles erzählt, in der Hoffnung auf eine weitere Belohnung, ohne das geringste Risiko, haben wir mit unserem Gelde nichts erreicht. Nein! Wir ziehen vor, es nur mit Euch zu tun zu haben.

DER BRAVO: Ich habe euch diese Kombination vorgeschlagen, weil sie so nett und weil das Instrument noch ganz unbekannt ist. Einer meiner besten Freunde ist sein Erfinder. Aber ihr wollt nicht? Gut. Ich werde es in irgendeinem anderen Engagement verwenden und ich mache mich erbötig, für euch ein anderes Mittel zu finden. Das gläserne Stilett zum Beispiel, das in der Wunde abbricht, würde euch sicher behagen. Schließlich, man wird ja sehen. Wollt ihr, daß die Sache zu einem bestimmten Termin erledigt sei?

DER FÜHRER: Je schneller, desto besser.

DER ERSTE BRAVO: Einverstanden. Heute haben wir den fünften Mai. Mein Waffengefährte und ich, wir treffen uns am zwanzigsten Juni in Vicenza, wo die hohe Signoria von Venedig uns mit einem Auftrag beehrt hat. Zur selben Zeit wird Eure Auseinandersetzung mit Herrn Malatesta ihr Ende finden. Ihr könnt auf mich und mein Wort zählen.

DER FÜHRER: Vielen Dank! Hier, nehmt hundert Dukaten als Anzahlung.

DER BRAVO: Laßt doch, laßt doch! Kleinigkeiten! Alles geschieht aus Freude, Euch zu dienen. Danke immerhin, wir küssen Euer Gnaden die Hand.

Die Bravi ziehen sich zurück. — Edelleute aus der Romagna treten auf.

ERSTER EDELMANN: Guten Abend, Kameraden! Schon versammelt und einig?

DER FÜHRER: Wir warten nur noch auf euch.

DER EDELMANN: Wohlan, da sind wir, allesamt

Landsleute, gute Nachbarn, Pacifici, verbündet, um Ordnung zu schaffen und sie zu sichern gegen alle Parteien und Tyrannen; wir sind weder Welfen noch Ghibellinen, weder Freunde der Malatesta, noch Knechte der Baglioni; wir und unsere Freunde, wir gehören unseren Familien und dem allgemeinen Frieden! Wohlan denn, erlauchte Herren, erwägen wir unsere Pläne und beraten wir, was zu geschehen hat.

EIN BAUER: Solange es auf der Welt Städte geben wird, wird es Bürger geben, und mit Bürgern in Ruhe zu leben, ist nicht möglich. Ich habe einen Vetter, der Wächter des Stadttors in Rimini ist. Im Ernstfall wird er es nicht ablehnen uns einzulassen. Wie wäre es, wenn wir ein wenig die Häuser dieser verdammten Stadt plünderten?

EIN EDELMANN: Wohlgedacht!

Allgemeines Beifallsgemurmel.

DER BAUERNFÜHRER: Erlauchte Herren, verstehen wir uns recht? Mit wem sind wir verbündet? Mit den Condottieri?

DIE GANZE VERSAMMLUNG: Gott behüte uns davor!

DER BAUERNFÜHRER: Also seid ihr von den Welfen, deren Gebieter ein Ghibellin ist? Oder von den Ghibellinen, deren Fürst ein Welfe ist? *(Murren.)* Auch das nicht? In diesem Fall also seid ihr ehrenhafte und ausgezeichnete Pacifici, die Hand in Hand mit Cesare Borgia arbeiten?

MEHRERE RUFER: Sicherlich.

DER BAUERNFÜHRER: Dann laßt die Hände von Rimini. Der Herzog liebt es nicht, wenn irgend jemand dort Ordnung macht, wo er selbst sie aufrechterhalten will. Hören wir zuerst, was er uns sagen läßt. Er hat sich vorgenommen, jetzt in Toscana das durchzuführen, was er in den Städten der Romagna bereits

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

getan hat: die Tyrannen zerschmettern, die Großen stürzen, die Kleinen erhöhen. Wollen wir mit dabei sein?
DIE GANZE VERSAMMLUNG: Ja! Ja! Es lebe der Valentino!
DER FÜHRER: Soll man an den Herzog schreiben, daß er auf uns rechnen kann?
DIE VERSAMMLUNG: Schreibt ihm, ja, schreibt ihm! Es lebe der Valentino! Heil den Pacifici! Feuer über Florenz!

Mailand

Im Innern des Domes.

Hochamt. Zahlreich versammelte Geistlichkeit im Chor. Große Menschenmenge im Hauptschiff und in den Seitenschiffen.

Im Chor.

EIN DOMHERR *(auf den Knien):* Wie schwach ist mein Herz, wie kalt meine Seele! Ach, ich vermag nicht die unaussprechliche Güte meines Gottes in ihren Tiefen zu erfassen! Ich wollte, ich vermöchte mich zu erheben bis zum Throne der Allmacht! Ich wollte, ich könnte aufgehen in seiner Glorie! Mein Gott, hilf mir! Mein Gott, stütze mich! *(Er wirft sich zu Boden.)*
ZWEITER DOMHERR: Werdet Ihr heute mit uns beim Erzbischof zu Mittag essen?
DRITTER DOMHERR: Ja, ich esse dort. Es wird wunderbare Forellen geben.
ZWEITER DOMHERR: Sie werden ungenießbar werden, wenn dieser Schafskopf, Bruder Lorenzo, sich nicht beeilt, seine Messe fertig zu bekommen. *(Zu einem Chorknaben):* Hör, mein Kleiner!
DER CHORKNABE: Jawohl, Monsignore.

ZWEITER DOMHERR: Geh, und sage dem Bruder Lorenzo, er möchte sich beeilen.
DER CHORKNABE *(zum Pater Lorenzo)*: Pater Paolo läßt Euch bitten, rasch zu Ende zu kommen.
BRUDER LORENZO: Was bekümmert er sich darum? Ich esse nicht beim Erzbischof! Aufgepaßt, du Dummkopf! Dominus vobiscum!
DIE SÄNGER: Et cum spiritu tuo.

(Orgelspiel.)

Im Kirchenschiff.

EIN BETTELMÖNCH: Kauft Ablässe! Ablässe! Ablässe in allen Preislagen! Christenbrüder, kauft Ablässe.
EINE SEHR AUFGEPUTZTE FRAU: Mein Gott, welche Hitze. *(Sie fächelt sich.)*
ZWEITE FRAU: Ich kann nicht weiter! Reicht mir doch Euer Riechfläschchen, Monna Bianca, ich bitte Euch, ich habe das meine vergessen.
DRITTE FRAU: Mit Vergnügen, hier ist es! Was doch dieser Filippo für ein falscher Lump ist!
ERSTE FRAU: Meine Liebe, er hat mir lange genug den Hof gemacht, so daß ich weiß, was von ihm zu halten ist.
VIERTE FRAU: Mag sein, aber er hat ein hübsches Gesicht. Da — die Wandlung!
(Die Frauen sinken auf die Knie und schlagen sich an die Brust.)
EIN MANN *(zu einer alten Dame, die im Meßbuch liest)*: Gnädige Frau . . . gnädige Frau . . . wollt Ihr einen Rosenkranz, geweiht vom Heiligen Vater, kaufen?
DIE ALTE DAME: Laßt mich in Ruhe.
DER MANN: Gnädige Frau, wollt Ihr eine Reliquie des großen heiligen Ambrosius kaufen, einen Ellbogenknochen, gar nicht teuer, mit Echtheitsbeglaubigung?

DIE ALTE DAME: Ich sage Euch, Ihr möchtet mich in Ruhe lassen.
DER MANN: Wollt Ihr feine Seife oder spanische Handschuhe?
DIE ALTE DAME *(außer sich)*: Wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt, so werde ich den Kirchendiener rufen.
(Der Mann entfernt sich.)

Im Seitenschiff.

Zwei Bürger beten vor einer Kapelle den Rosenkranz, die Mützen unter dem Arm.

ERSTER BÜRGER: Et benedictus fructus ventris tui .. Das hindert nicht, daß dieser Gauner sich davongemacht hat, ohne die drei Mittagessen zu bezahlen- die er mir schuldet, und ich will gerne am Fieber sterben, wenn er sie mir jemals bezahlt! . . . Jesus! Amen! Ave Maria, gracia plena, dominus . . .
ZWEITER BÜRGER: Qui es in coelis, sanctificetur . . . Hab ich's Euch nicht fünfzigmal gesagt? Was seid Ihr für ein Dummkopf, den Studenten Kredit zu geben! Hört, Herr Guglielmo, hab ich's Euch gesagt, oder nicht? . . . Nomen tuum, adveniat regnum tuum . . . Beim Teufel, diese Studenten wären eben keine Studenten, wenn sie bezahlten!
EIN KAVALIER *(zu einer alten Frau)*: Hört, liebe Lorenziana, hier ist der Brief!
DIE ALTE FRAU: Ich wiederhole Euch, daß es sehr schwierig ist. Sie hat mich weggeschickt und drohte, ihrer Mutter davon zu sagen.
DER KAVALIER: Nehmt noch diese Zechina.
DIE ALTE FRAU: Ich werde versuchen, sie zu überreden . . . aber ich tue es nur aus Zuneigung zu Euch. Wenn ich Euch ein Zeichen gebe, setzt Euch hinter sie. Ihr werdet mit ihr sprechen, so viel Ihr wollt.

DER KAVALIER: Möge der Himmel dich erleuchten, andernfalls ich meine Wette verliere!

Das Sanctus beginnt.

ZWEI BETTELMÖNCHE *(laut schreiend)*: Für den Kreuzzug! Für den Kreuzzug! Gebt für den Kreuzzug! Befreit das heilige Grab! Für den Kreuzzug! Meine Herren und Damen, habt Erbarmen mit den armen Christen, die tagtäglich von den wilden Türken massakriert werden! Für den Kreuzzug!

Drei Burschen von üblem Aussehen an einem Pfeiler.

ERSTER BURSCHE: Ist das ein Edelmann, der dort unten?

ZWEITER BURSCHE: Der mit der dunklen Gesichtsfarbe und dem kleinen schwarzen Schnurrbart?

DRITTER BURSCHE: Eben der; er trägt ein schwarzes Wams.

ZWEITER BURSCHE: Eine Krause um den Hals, die rechte Hand bedeckt mit einem zerfetzten Handschuh, die linke nackt?

ERSTER BURSCHE: Ja, er ist's.

ZWEITER BURSCHE: Er ist so stark, daß er mich niederwerfen würde, wenn er sich umkehrte. Ich schleudere ihm das Stilett auf zehn Schritte in den Rücken und mache mich davon.

ERSTER BURSCHE: Wenn er dir nachläuft, tun wir so, als ob wir's eilig hätten, und stoßen ihn zu Boden.

ZWEITER BURSCHE: Ist das sicher?

ERSTER BURSCHE: Wenn ich es dir doch sage, Lump! Gib acht, daß du ihn nicht verfehlst! Ziele seitlich auf die Hüfte. Es gilt nur einen knappen Dolchstich. Wir sind vorausbezahlt.

ZWEITER BURSCHE: Wartet einen Moment, bis ich dem heiligen Nicolaus eine Kerze angezündet habe.

ERSTER BURSCHE: Mach rasch und komm zurück!

Wir folgen ihm in die Gasse hinter der Kirche, du verbirgst dich hinter einem Mauervorsprung.

ZWEITER BURSCHE: Seid ohne Furcht, ich bin meines Wurfs sicher. Er wird mindestens vierzehn Tage an das Bett gefesselt sein.

(Ein Sprengschuß ertönt.)

DIE MENGE: Großer Gott, wir sind verloren! Die Franzosen metzeln uns nieder! Heilige Mutter Gottes, alles ist verloren!

STIMME AUS DER MENGE: Nein, fürchtet nichts, es sind die Gassenrangen, die sich vergnügen! Jesus, man hat mir die Börse gezogen! Wollt Ihr wohl meinen Mantel loslassen?

EINE FRAU *(in einer Ecke kniend):* Dank, mein Gott, Dank! Mein armer, armer Bruder, er wird nicht sterben! Du hast es nicht gewollt! Du gibst ihn mir zurück, dir verdanke ich ihn, alle Tage meines Lebens will ich zu dir beten. Ewig wird mein Dank währen! Wie ich dich liebe, o mein Gott! Ich sehe dich in deiner unvergleichlichen Güte! Beschütze meinen armen Bruder, den du mir zurückgegeben hast!

(Sie weint.)

EIN NOTAR *(zu seiner Frau)*: Habt Ihr nun genug gebetet? Wenn wir nicht bald gehen, werden wir in dem Gedränge zertreten werden. Gehen wir, suchen wir zur Türe zu kommen. Beeilt Euch!

DIE FRAU: Ich raffe nur mein Kleid hoch, damit man es mir nicht zertritt . . .

DER NOTAR: Sagt doch lieber: Ihr wollt beachtet werden. Glaubt Ihr, Monna Pomponia, ich kenne solche Kunststücke nicht? Wer, glaubt Ihr, hintergeht mich —?

DIE FRAU: Wer will Euch hintergehen? Laßt mich noch ein Ave sprechen.

DER NOTAR: Sprecht es im Weggehen. Worauf wartet Ihr noch?
DIE FRAU: Ich möchte Weihwasser nehmen, aber alle Welt drängt sich darum.
EIN KAVALIER: Gestattet, gnädige Frau, daß ich Euch davon anbiete . . .
DIE FRAU: Sehr gern, mein Herr . . . *(leise):* Komm um zwei Uhr . . . er ist den ganzen Tag fort . . . komm!
DER KAVALIER: Wohin?
DIE FRAU: In den unteren Saal . . . geh, er wendet sich um!
DER NOTAR: Gehen wir! Wollen wir heute zu Ende kommen oder morgen? Wer ist der Edelmann, der Euch das Weihwasser reichte?
DIE FRAU: Ich weiß nicht; ich habe ihn noch nie gesehen.
GARDESOLDATEN *(die Menge eilig beiseite drängend):* Platz! Platz der Herzogin!

(Alle verlassen die Kirche. Orgelspiel.)

Rom

In den Weinbergen des Kardinals Corneto.

Ein Saal: man sieht durch weinumrankte große Fenster auf die Gärten hinaus. Papst Alexander VI. und Don Cesare Borgia.

DER PAPST: Wahrlich, obwohl die Sonne schon untergegangen ist, bleibt die Hitze schwer und drückend. Trotzdem . . . ich habe mich nie stärker gefühlt. Die Größe Eurer Pläne, die Kühnheit Eurer Entschlüsse stärken meine Willenskraft. Alles erfüllt sich unseren Wünschen gemäß. Wir halten in einem wichtigen Zeitpunkt, wichtig nicht nur für Euch, Don

Cesare, und für mich, sondern auch für ganz Italien. Unser Triumph wird auch der Triumph Italiens sein; das ist ein ärmlicher Staatsmann, dessen Erfolg niemand anderem dient als ihm selbst. Das Getriebe der Welt ist nun einmal so, daß, wenn der Weise seine Pläne ausführt, auch die stumpfe Masse der Kleinen ihren Nutzen davon hat. Das rechtfertigt die Anwendung der nötigen Mittel. Wir machen uns daran, einen kühnen Streich zu führen, das verhehle ich mir nicht und Ihr fühlt es ebenso wie ich. Wenn morgen früh Rom erwacht, wird es die Namen jener Kardinäle erfahren, die in dieser Nacht fallen. Ich wiederhole, es ist ein kühner Streich, aber er ist notwendig. Es gilt, unsere Feinde abzuschrecken und durch eine großzügige Konfiskation der Vermögen, die uns nach den verstorbenen Kardinälen zufallen werden, die notwendigen Kosten Eures Unternehmens in Toscana zu decken. Haben wir das Spiel soweit gewonnen, können wir für immer dem Beistand Frankreichs entsagen.

DON CESARE: Wir haben niemand mehr Schonung angedeihen zu lassen. Das Schifflein unserer Hoffnungen, vorwärtsgetrieben durch seine eigene Kraft, wird auch dann seinem Ziele zusteuern, wenn kein Wind seine Fahrt beschleunigt. Was mich betrifft, fordere ich die Glücksgöttin heraus, die Kette zu besehen, mit der ich ihre Arme gefesselt habe.

DER PAPST: Die Gefährten unserer Freude kommen . . . ich höre sie, allein ich denke . . . Heda, Don Cesare! Wer von denen, die hier eintreten, zweifelt daran, daß er diesen Saal lebendig verlassen werde? . . . Aber ich bemerke eben, daß mir etwas fehlt . . . in der Tat, ich habe es nicht! . . . Das ist mir noch nicht begegnet! Wie konnte ich das auch vergessen?

DON CESARE: Was habt Ihr vergessen?

DER PAPST: Eine Nebensache! . . . Aber es behagt

mir nun einmal nicht, es nicht bei mir zu haben . . . Rufet Caraffa!

DON CESARE: Der ist dort im Vorzimmer. — Tretet ein, Caraffa, der Heilige Vater wünscht Euch zu sprechen.

DER PAPST: Caraffa, kehre schnell nach dem Vatikan zurück, geh in mein Zimmer . . . suche die kleine goldene Büchse, — in der — du weißt schon was — enthalten ist und bring sie mir.

CARAFFA: Eine geweihte Hostie?

DER PAPST: Eben diese. Geh!

CARAFFA: Wie, Ihr habt sie nicht bei Euch?

DER PAPST: Was willst du — es ist eine Dummheit: Stell dir nur vor, ich habe sie vergessen!

CARAFFA: Wie kann man nur eines Dinges nicht achten, das einem wider alle Gefahren Schutz bietet?

DER PAPST: Du hast sehr recht . . . Geh, meine Büchse zu suchen und verliere keine Minute, hörst du. Ich werde keine Ruhe haben, ehe die Büchse wieder in meiner Tasche ist.

CARAFFA: Ich eile!

(Caraffa ab.)

DER PAPST: Habt Ihr Eure Vorsichtsmaßregeln getroffen, Don Cesare, damit wir unser Vorhaben mit Sicherheit ausführen können?

DON CESARE: Es sind sechs Flaschen spanischen Weines da. Euer Kellermeister Mattia hat vor meinen Augen die Cantarella hineingetan und ich habe ihm den Auftrag gegeben, diese Mischung nur jenen zu reichen, die ich ihm bezeichnen würde. Mattia ist ein Mann, dem man Vertrauen schenken kann.

DER PAPST: Ohne Zweifel. Doch bitte ich Euch auf alle Fälle nochmals, trefft alle Vorsichtsmaßregeln.

DON CESARE *(lächelnd)*: Seid ohne Furcht.

DER PAPST: Ich liebe die Entschlußkraft Eures Geistes! — Wie heiß es ist! Holla! Es komme jemand!
EIN DIENER: Hochheiliger Vater?
DER PAPST: Sage Mattia, er möge Wein bringen, ich sterbe vor Durst.
DON CESARE: Auch ich würde gerne trinken und sodann wollen wir im Schatten des Gartens einen Spaziergang machen, während wir unsere Gäste erwarten.

Zwei Kammerdiener treten ein, die auf einer Platte zwei Pokale und eine Flasche Wein tragen.

DER PAPST: Warum kommt Mattia nicht selbst, wie ich es befahl?
ERSTER KAMMERDIENER: Hochheiliger Vater, er ist noch einmal nach der Stadt gegangen, um Pfirsiche zu holen, die noch fehlten.
DER PAPST: Von wo nahmst du den Wein, den du uns da gibst?
ERSTER KAMMERDIENER: Vom Buffet, hochheiliger Vater.
DON CESARE *(lachend):* Solltet Ihr Euch wahrlich Sorgen machen?
DER PAPST: Nein! Aber Mattia hätte besser getan, hierzubleiben. Auf Euer Wohl, Don Cesare!
DON CESARE: Ich danke Euch und trinke auf Euer langes, gedeihliches und ruhmreiches Leben!

(Sie trinken.)

Im Vatikan.

Das Schlafzimmer des Papstes.

CARAFFA: Mich bei einer solchen Hitze so zu hetzen! . . . Nur Alexander ist fähig, so etwas Unwürdiges zu verlangen! Seine Hostie! Seit man ihm versichert hat, daß ihm kein Unheil zustoßen könne, solange er sie

bei sich trüge, wird er ganz närrisch, wenn er sie einmal aus den Augen verliert. Was sind doch die Menschen dumm! Welche Gefahr droht ihm eigentlich? . . . Na, wollen wir denn suchen . . . Wo kann diese verfluchte Büchse sein? . . . Wahrscheinlich auf dem Tisch neben dem Bett . . . Was ist das? . . . Heilige Mutter Gottes! . . . Was sehe ich? Ein Mann liegt ausgestreckt über dem Bett des heiligen Vaters! . . . O weh, o weh! . . . Was ist mir? Bin ich toll geworden? Meine Haare stehen zu Berge! . . . Meine Zähne klappern! . . . Mein Gott! Mein Gott! . . . Ich sterbe! . . . Daß ich doch weit fort wäre von hier! . . . Ich werde toll! . . . Das ist nicht möglich! . . . Der Papst selbst! . . . Hier ist er! . . . O Jesus und alle Heiligen! . . . Was hat das zu bedeuten? . . . Der Papst ausgestreckt über seinem Bett! . . . Und soeben habe ich ihn dort unten verlassen! . . . Er liegt reglos da, sein Gesicht ist ganz schwarz! . . . Er ist tot! Tot! Tot! . . . Fort! Fort!

Er springt schreiend auf die Türe zu, öffnet sie noch mit knapper Mühe und stürzt ohnmächtig auf die Fliesen, von wo ihn Bediente aufheben.

DAS HAUS DES KARDINALS CORNETO, VON WEINGÄRTEN UMGEBEN.

Der Speisesaal. Statuen, Gemälde, reiche flandrische Brokate, große geschnitzte Buffets, Mosaikfließen. Ein breiter Tisch mit goldenem und silbernem Geschirr; in der Mitte, auf einer großen Schüssel, ein gebratener Pfau in seinem Federkleid, den Schwanz fächerförmig ausgebreitet; Pyramiden von Früchten. Große Vasen voll Blumen. — Der Papst Alexander, Don Cesare Borgia; die Kardinäle Castelar, Romolino, Francesco

Soderini, Copis, Niccoló di Fieschi, Sprata Corneto, Iloris, Casanova, Valentini; Kämmerer, Kellermeister, Kammerdiener. Soldaten der päpstlichen Garde, die an den Türen Wache halten.

DER PAPST *(während er an der Tafel Platz nimmt)*: Welch schöner Abend! Seien wir fröhlich und freuen wir uns, so gut es gehen mag, des Geistes. Ich kenne nichts, was dem Genusse gleicht, den eine Abendtafel in edler und glänzender Gesellschaft mit sich bringt.

KARDINAL CORNETO: Welches Glück, welcher Segen, mit Eurer Heiligkeit also die Gunstbezeugungen feiern zu können, die uns zuteil werden zu lassen Ihr geruhtet, indem Ihr uns zur Kardinalswürde erhobet!

DER PAPST: Es ist eine hohe Freude, seinen Freunden zugleich mit der Gerechtigkeit zu dienen!

KARDINAL COPIS *(leise zu seinem Tischnachbarn, dem Kardinal di Fieschi)*: Findet Ihr nicht, daß der Papst beängstigend bleich ist?

KARDINAL DI FIESCHI *(ebenso leise)*: Desgleichen wollte ich Euch eben auf die verzerrten Züge des Herrn von Valentino aufmerksam machen.

KARDINAL ROMOLINO *(leise zu Kardinal Valentini)*: Wenn ich mich hätte entschuldigen können, so wäre ich nicht gekommen. Ich mißtraue dergleichen Festen!

DER PAPST: Kardinal Romolino, seitdem sich die bekannten Dinge mit dem Ketzer Savonarola zugetragen haben, habt Ihr mir unaufhörlich Beweise Eurer ausgezeichneten Freundschaft gegeben. Ihr seht, daß ich ihrer gedenke.

KARDINAL ROMOLINO: Hochheiliger Vater, meine Ergebenheit für Euch kennt keine Grenzen und wird niemals welche kennen!

KARDINAL SODERINI *(leise zu Kardinal Castelar)*: Der Papst ist heute abend wahrhaftig aschfahl. Wessen

haben wir uns von ihm zu versehen? Ich wollte, ich wäre nicht hergekommen.

KARDINAL CASTELAR: Ich nicht minder. Man erstickt in diesem Saal.

DON CESARE BORGIA: Ich bin unwohl ... ich weiß nicht, was mir ist ... ich muß den Saal verlassen ... Ich wehre mich vergebens dagegen ... der Kopf dreht sich mir ... was ist Euch, hochheiliger Vater?

DER PAPST: Ich weiß nicht ... ich glaube, daß ... oh! Was leide ich!

Er stürzt zu Boden. Die Tafelgäste springen bestürzt auf. Don Cesare Borgia will einige Schritte gehen, stürzt aber auf die Fliesen. Verwirrung.

DER PAPST *(zu dem ersten Kellermeister, der ihn aufhebt)*: Höre ... Entfernt euch alle! ... Woher hat man den Wein genommen, den man mir soeben gab?

DER KELLERMEISTER: Aus einer der Flaschen, die von seiner Hoheit dem Herzog bereitgestellt worden waren.

DER PAPST: Also sind wir verloren, mein Sohn und ich. *(Er verliert das Bewußtsein.)*

DON MICHELE *(entschlossen eintretend)*: Man sagt, daß seine Hoheit sich unwohl fühle? *(Er geht auf den Herzog zu)*: Sprecht, hochedler Herr!

DER HERZOG: Neige dein Ohr zu mir herab. *(Don Michele kniet neben ihm nieder)*: Ich bin vergiftet ... der Papst ebenfalls ... laß uns nach dem Vatikan bringen ... rufe alle meine Truppen unter die Waffen. Bemächtige dich der Engelsburg! ... Rette den Schatz! Wenn man uns angreift, verteidige dich wie ein Tiger ... Verteidige mich! *(Er verliert das Bewußtsein.)*

KARDINAL CORNETO: Monsignori, es steht sehr schlecht mit dem Heiligen Vater. Es ist notwendig,

der Kirche zu gedenken . . . um des allgemeinen Friedens willen! . . . Ich kehre nach Rom zurück.

ALLE HÖHEREN KARDINÄLE: Trennen wir uns nicht! Wir gehen mit Euch, zu Euch. Wir werden entscheiden, was zu geschehen hat.

Sie verlassen alle das Haus.

DON MICHELE *(zu den Dienern und Soldaten):* Beschlagnahmt die ersten Sänften, die euch begegnen! Rasch nach dem Vatikan! . . . Den ersten, der zaudert, töte ich!

Auf der Piazza di Popolo.

Volksgedränge, Bürger, Frauen, Kinder, Seeleute, Lastträger, Landstreicher. — Geschrei, Tumult, Barrikaden werden an den Straßenecken gebaut.

DIE MENGE: Er ist tot! Der Teufel holt seine Seele! Die Seele Alexanders! Die Hölle hat Furcht vor ihm! Dieses Scheusal! Er wollte alle Kardinäle vergiften! So hat er sich selbst vergiftet! Auch seinen Sohn hat er nicht vergessen! Daran hat er wohlgetan! Sind sie auch tot? Sie sind tot! Nein! Ja doch! Man verscharrt sie heute nacht! Der Valentino ist nicht tot! Ich sage euch, daß er doch tot ist! Holen wir sie aus ihren Särgen und werfen wir sie in den Tiber! In den Tiber! In den Tiber mit ihren Kadavern! Keine geweihte Erde für den Antichrist!

EIN NEUANKOMMENDER TRUPP: Zu den Waffen! Die Leute der Borgia stürmen die Häuser! Auf die Barrikaden! Verteidigen wir uns!

Trompetenstöße, Trommelwirbel, Salven.

EIN MANN *(außer sich):* Die Orsini plündern die Freunde der Borgia, sie haben eine Menge von ihnen erschlagen.

DIE MENGE: Bravo! Feuer, Tod und Blut! *(Kanonendonner.)* Was ist das?

STIMMEN VON DER ANDEREN SEITE DES PLATZES: Aus der Engelsburg schießt man auf die Orsini! Zu den Waffen wider die Borgia und die Barone! Die Spanier und die Colonna werden in die Stadt kommen und alles zerstören.

EINE STIMME: Die Franzosen sind da! Sie geben keinen Pardon!

DIE MENGE: Auf die Barrikaden! Verteidigen wir uns! Ins Wasser mit dem Papst!

Eine Kompagnie der Getreuen der Borgia stürzt sich auf die Menge.

DIE MENGE: Retten wir uns! Rette sich wer kann!

Salven von beiden Seiten. Tote, Verwundete. Das Volk flieht, sammelt sich wieder in den Straßen und erneuert das Feuer; Kampf. Neuerlicher Kanonendonner.

Ein Palais der Orsini.

Fabio Orsini, der Graf von Petigliano, Bartolomeo Alviano und andere Orsini, alle in Waffen.

FABIO: Michele hat unser Haus in Monte Giordano angezündet.

PETIGLIANO: Achtet dessen nicht, meine Brüder und Vettern! Sein Herr wird uns alles bezahlen. Wir haben zweihundert Kürassiere, tausend Armbrustschützen, Arkebusiere und Lanzenreiter. Handeln wir ohne Verzug. Prospero Colonna ist mit den Truppen von Arago eingetroffen. Er will den Valentino totschlagen, das ist wahr, aber wenn er erst bei der Sache ist, wird er auch uns angreifen, zweifelt daran nicht. Wir haben wider uns die Borgia, die Colonna, die Kardinäle, das Volk und die Spanier . . . Versuchen wir, unsere Feinde zu schlagen, indem wir ihnen zuvorkommen.

ALVIANO: Der Valentino macht sich erbötig, uns unsere Festungen zurückzugeben, wenn wir ihn einige Tage schonen. Ich würde annehmen, obwohl er unser Haus angezündet hat; wir werden uns später dafür rächen.
EINER DER ORSINI: Nein! Machen wir dem Borgia den Garaus und verständigen wir uns mit den andern!
FABIO: Mit den Colonna? Das ist unmöglich. Und mit dem Pöbel? Niemals! Keine Gemeinschaft mit der Kanaille!
PETIGLIANO: Mit dem Borgia verhandeln! Er ist verloren! Ein paar Ruhetage können ihn nicht retten. Die ganze Romagna ist zur Stunde bereits in vollem Aufruhr. Wenn wir uns mit ihm verbünden, werden die Kardinäle vor uns zittern; das ist das wichtigste im Augenblick, nicht wahr?
DIE ANDERN ORSINI: Es sei, wie du sagst!
PETIGLIANO: Zu den Waffen also! Hinab in die Straßen!
Er setzt seinen Helm auf. Alle ab unter Waffengeklirr und Sporenklingen.

Das Haus des Kardinals Corneto.

Ein großer mit Fresken geschmückter Saal. — Die Kardinäle sind versammelt, Offiziere aller Waffengattungen, Sekretäre und Mönche.

KARDINAL COPIS: Ich habe meine Fassung noch nicht wiedergewonnen. Diese Ungeheuer hatten vor, uns zu vergiften und haben sich selbst ins Verderben gestürzt.
KARDINAL DI FIESCHI: Man versichert, daß Cesare nicht tot ist; er hat sich eine Stunde lang in Eiswasser baden lassen und seine heftigen Schmerzen haben ihm schlimme Krämpfe bereitet. Man sagt, daß die Ärzte

zwei lebenden Maultieren den Bauch aufgeschlitzt und ihn in diesen schrecklichen Sarg gelegt haben, in der Hoffnung, daß er dadurch wieder zu Kräften komme.
KARDINAL CASTELAR: Ich glaube nicht, daß Michele wagen würde, so viele Gewalttaten auszuführen, wenn er nicht auf die Heilung seines Herrn rechnete.
KARDINAL CORNETO: Aber Alexander ist wirklich tot! Es ist schrecklich! Lastträger haben ihn in den Sarg gelegt. Sie haben seinen vom Gift geschwellten Körper mit Fußtritten zermalmt. Die Soldaten haben die Priester, die beten wollten, angegriffen, es ist ungeheuerlich!
KARDINAL SODERINI: Monsignori, wir sind hier nicht versammelt, um zu räsonieren, sondern um diese unglückliche Stadt zu retten. Alle Dämonen, welche in Alexander hausten, haben, scheint es, seinen Körper nur verlassen, um sich auf uns zu stürzen. Mord, Plünderung, Raub, Verbrechen, Greuel, nichts fehlt! Und wir, die wir jetzt die einzige gesetzliche Autorität darstellen, wir entschließen uns zu nichts? Wollen wir unsere Zeit damit hinbringen, Worte zu drechseln, zu zittern und zu heulen? Vorwärts! Was sollen wir tun? Ich beschwöre euch, befreit euren Geist, stählt euer Herz! O, daß doch ein mannhafter Entschluß euren Köpfen entspränge wie eine bewaffnete Minerva! Gebt uns einen Schild, die Stadt und die Welt zu decken!
KARDINAL VALENTINI: Man muß unverzüglich Truppen ausheben und sie den Parteien entgegenstellen.
KARDINAL CASANOVA: Ich schließe mich dieser Ansicht an und wenn das Heilige Kollegium mich mit dieser Aufgabe betrauen will, verbürge ich mich für einen raschen Erfolg. Einige Kapitäne, die gerade in Rom weilen, werden meine Vorschläge sicherlich annehmen.

DIE ANDERN KARDINÄLE: Wohlan! Geht ans Werk!
KARDINAL CASANOVA: Ich eile, mich meinem Auftrag zu widmen; zählt auf meinen Eifer!

Kardinal Casanova mit Gefolge ab.

KARDINAL ROMOLINO: Berufen wir ohne Verzug die Botschafter zu uns, sonst werden die Colonna sich mit Spanien, die Orsini mit Frankreich in Verbindung setzen und die Florentiner werden mit dem Pöbel paktieren, um uns unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Wenn wir aber alle christlichen Fürsten auffordern, unsere Macht als die einzig gesetzmäßige zu stützen — denn wir bilden das zukünftige Konklave — machen wir es ihnen unmöglich, uns entgegenzuwirken; überdies wird der Kaiser auf unserer Seite sein.

(Allgemeine Zustimmung)

KARDINAL VALENTINI: Ich habe in Voraussicht des Vorschlages unseres verehrungswürdigen Bruders eiligst die Botschafter einladen lassen, hierherzukommen. Eben erfahre ich, daß sie zu Eurer Verfügung stehen.
DIE ANDERN KARDINÄLE: Laßt sie doch eintreten.
Die Botschafter von Frankreich, Spanien, des Reichs, von Venedig, Florenz, Mailand und der Eidgenossenschaft treten ein. — Tumult unter den Fenstern. Gewehrsalven vom Vatikan, von der Engelsburg her hört man Kanonenschüsse.
KARDINAL CORNETO: Willkommen, meine Herren Botschafter! Die Kirche Christi bedarf ihrer Kinder. Wir berufen euch, die Hilfe der christlichen Fürsten für ihre heilige Mutter in Anspruch zu nehmen. Die Umstände sind dringend. Welche Antwort gebt ihr uns?
DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Monsignori, vor allem zwingt mich die Pflicht, feierlich gegen eine Kränkung zu protestieren.

DIE KARDINÄLE: Eine Kränkung? Und von unserer Seite?

DER SPANISCHE BOTSCHAFTER: Ich werde der Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen.

DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Wenn ich hier als Privatmann stünde, würden Euer Gnaden sich nicht ein zweites Mal eines ähnlichen Ausdrucks bedienen. Aber die Ehre meines Herrn geht der meinen vor. Hört, was geschehen ist; ich will meine Empörung darüber nicht verhehlen.

KARDINAL CORNETO: Herr Botschafter, die Stadt brennt und steht in offenem Aufruhr. Schiene es Euch nicht besser, Eure Klagen auf einen passenderen Augenblick zu verschieben?

DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Wenn Ihr nicht hört, gehe ich. Ich bin vor dem Herrn Botschafter Spaniens am Tor dieses Palastes angelangt. Die Herren seiner Gefolgschaft haben sich auf die meine gestürzt, und während man die Schwerter zog, hat der Herr Botschafter sich vorgedrängt und ist eingetreten. Das ist's, was sich zugetragen hat; und darum, Monsignori, sagt, ob es recht ist, daß der Fürst von Arago den Vortritt vor dem allerchristlichen König hat. Wenn es sich darum handelt, zu Euch zu kommen, muß dann der älteste Sohn der Kirche hinter den anderen gehen? Ich verlange augenblicklich vollkommene Genugtuung!

Die Kardinäle Giuliano della Rovere und Piccolomini treten ein.

DER GESANDTE DES KAISERS: Es ist zumindest eigenartig, daß in meiner Anwesenheit andere Kronen um den Vorrang streiten.

DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Wie meint Ihr das, Herr?

DER SPANISCHE BOTSCHAFTER *(faßt nach dem Degengriff):* Damit werde ich Euch Antwort geben!
KARDINAL DELLA ROVERE: Das also, meine Herren, ist das einzige, was ihr dem Heiligen Kollegium zu sagen habt? In dem Augenblick, da die heilige Stadt zur Beute der Rebellen wird, da ihr von hier aus Kanonenschüsse, Gewehrgeknatter und Gotteslästerungen hört und während sich durch diese Fenster das Flammenmeer der brennenden Stadt unseren entsetzten Blicken bietet, wollt ihr, statt uns zu Hilfe zu eilen, den armseligen Wettstreit eurer kleinen Eitelkeiten austragen! Bei des Heilands Wunden und Tod, Ihr spottet unser, Herr Botschafter Frankreichs!
DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Monsignore Giuliano della Rovere, ich gestatte Euch diese Redeweise nicht und auch der rote Hut kann einen Anmaßenden nicht schützen!
KARDINAL DELLA ROVERE *(auf ihn zutretend):* Lest diesen Befehl und senkt die Stirn! Senkt sie tief, Herr, ganz tief, und gehorcht! Unser verehrungswürdiger Bruder, der Kardinal d'Amboise, der würdige Minister des Königs, Eures Herrn, schreibt ihn Euch. Ihr erkennt wohl Wappen und Siegel wieder? Wohlan denn, lest doch! Er trägt Euch auf, die französischen Truppen dem Konklave zur Verfügung zu stellen, und das Konklave trägt Euch auf, diese Truppen aus der Stadt hinauszuführen.
DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Monsignore, nichtsdestoweniger ist es wahr . . .
KARDINAL DELLA ROVERE *(ihm ins Ohr):* Ihr werdet zu einem günstigeren Zeitpunkt volle Genugtuung erhalten.
DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Jede Schwierigkeit ist beseitigt. Unsere französischen Kompagnien

werden die Stadt verlassen . . . da Ihr es wünscht. Ich füge hinzu, daß der Valentino sich erbötig macht, Eure Machtstellung zu verteidigen.

EINIGE KARDINÄLE: Ist er denn nicht tot?

KARDINAL PICCOLOMINI: Nein, aber er ist sehr krank, doch alles deutet darauf hin, daß er über seinen eigenen Körper ebenso souverän verfügt, wie über den Willen der andern. Ich bin nicht der Meinung, daß man seine Vorschläge annehmen soll.

KARDINAL COPIS: Seid auf der Hut, er hat sich mit den Orsini ausgesöhnt; man darf diese mächtigen Leute nicht wie Feinde behandeln, wenn sie sich anheischig machen, uns zu Hilfe zu kommen.

DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Ich würde raten, es sich mit dem Valentino nicht zu verderben; er ist ein Mann von außergewöhnlichem Geist und er hat die mächtigsten Stellungen inne; er verfügt über starke Artillerie, und seine Kassen sind von Gold geschwellt.

DER SPANISCHE BOTSCHAFTER: Wenn man sich mit dem Valentino verständigt, verlange ich im Namen des katholischen Königs, daß man gleichermaßen unsere und unserer Verbündeten Truppen aufnimmt, unter anderen die des Don Prospero Colonna und seines Hauses.

DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Bei Gott, das heißt die Anarchie ausrufen!

DER SPANISCHE GESANDTE: Mir will scheinen, daß ihre Sache durch Euch besser verfochten wird als durch mich!

KARDINAL DELLA ROVERE: Hört den Entschluß, den das Heilige Kollegium gefaßt hat. Das Konklave wird so rasch wie möglich zusammentreten, um den freigewordenen Thron zu besetzen. Niemals wurde die heilsame Gegenwart eines päpstlichen Souveräns

schmerzlicher vermißt, als in dieser fürchterlichen Krise, die Leib und Seele gleichermaßen in Gefahr bringt. Es ist ungebührlich, daß eine so hohe Versammlung inmitten des Waffenlärms stattfinde. Nein, meine Herren, nein! Das ist ungebührlich, das wird nie geschehen! Die Leute Frankreichs und Arragos, der Colonna und des Orsini und alle werden, das Schwert in der Faust, die Stadt verlassen. Der Valentino wird sie ebenso verlassen wie die andern. Niemand wird hierbleiben, ausgenommen die päpstlichen Truppen.

DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: Eminenz, ich glaube kaum, daß mein Herr und König derlei Maßnahmen billigt.

KARDINAL DELLA ROVERE: Mein Herz ist noch freudig bewegt von den edlen Gefühlen, die unser verehrungswürdiger Bruder von Amboise zum Ausdruck gebracht hat. „Kardinal della Rovere," schreibt mir dieser wahrhaft edle Mann, „ich empfände Scham, ich, als Kirchenfürst, empfände Scham, wenn ich mir nur im geringsten den Anschein gäbe, als wollte ich das Konklave vergewaltigen; das Konklave muß frei sein in seiner Wahl! Die Armee des allerchristlichsten Königs wird Rom verlassen!" Seht da die eigenen Worte dieses bewunderungswürdigen Genies. Tragt Rechnung, Monsignori, solcher Seelengröße, und ich zweifle nicht, daß der Heilige Geist Euch mit der Erkenntnis erleuchten wird, wie solche Tugenden vergolten werden müssen.

Die Botschafter von Venedig und Florenz wechseln erstaunte Blicke.

DIE KARDINÄLE: Sicherlich, es ist eine schöne Tat!

KARDINAL CASANOVA *(leise zum Kardinal Romolino):* Das ist eine schöne Teufelei Giulianos! Seht, da haben wir knapp einen französischen Papst vermieden.

KARDINAL ROMOLINO *(ebenfalls leise):* Ich fürchte, wir werden ihn nicht vermeiden können; werdet Ihr für Giuliano stimmen?
KARDINAL CASANOVA: Niemals! Er ist zu klug und zu hart! Was uns not tut, ist eine nichtssagende Person.
KARDINAL ROMOLINO: Was denkt Ihr über den alten Piccolomini?
KARDINAL CASANOVA: Nicht übel! Wir sprechen noch darüber. Hören wir erst, was gesprochen wird.
KARDINAL DELLA ROVERE: Ein Sekretär eilt zum Herzog von Valentino um ihn zu veranlassen, sich zurückzuziehen; und Ihr, Herr Botschafter Spaniens, wozu entschließt Ihr Euch?
DER SPANISCHE BOTSCHAFTER: Im Moment, da die Franzosen die Stadt verlassen, wird mein Herr und König ihnen an Ehrerbietung für das Konklave nicht nachstehen. Unsere und unserer Verbündeten Kriegsleute werden die Stadt verlassen.
KARDINAL DELLA ROVERE: Wollet dem König in unserem Namen danken. *(Leise zum französischen Botschafter)* Schreibt alles das Seiner Heiligkeit . . . Vergebung, ich irre mich, ich wollte sagen, dem verehrungswürdigen Kardinal d'Amboise. Schreibt ihm bitte, daß dank seiner weisen Mäßigung seine Berufung auf den päpstlichen Stuhl abgemachte Sache ist.
DER FRANZÖSISCHE BOTSCHAFTER: All das verwirrt mich!

Der Vatikan.

Ein Zimmer mit herabgelassenen Vorhängen.

Don Cesare liegt abgemagert und schwach zu Bette. Don Michele.

DON CESARE: Komm näher . . . ich kann nicht laut sprechen . . . Was hast du erreicht?

DON MICHELE: Wir sind die Herren geblieben. Eure Leute sind tapfer und treu. Ich habe sie durch die Erlaubnis, einige Häuser zu plündern, entschädigt, und sie wissen, daß sie verloren wären, wenn sie sich zersplitterten.
DON CESARE: Himmel und Hölle! Was leide ich!
DON MICHELE: Die Kardinäle lassen Euch sagen, daß Ihr innerhalb dreier Tage die Stadt verlassen möget. Die Franzosen sind bereits abgezogen.
DON CESARE: Also verzichtet der Kardinal d'Amboise darauf, Papst zu werden?
DON MICHELE: Giuliano della Rovere hat ihm eingeredet, daß es weit rühmlicher wäre, dem Konklave seine volle Freiheit zu belassen.
DON CESARE: Ich habe vergessen, daß man bei den Franzosen um des Ruhmeskranzes willen den Ruhm preisgibt.
DON MICHELE: Ihr werdet sehen, daß Giuliano es verstehen wird, seine Wahl durchzusetzen.
DON CESARE: Das bezweifle ich. Man fürchtet die Mannigfaltigkeit seiner Begabung ebensosehr wie seine Tatkraft. Es fehlt mir an Mitteln, mich hier zu behaupten. Fügen wir uns in das Unvermeidliche, solange wir noch verhandeln können. Erbitte von den Kardinälen für mich, meine Truppen, meine Artillerie und meinen Troß freies Geleite unter der Zusicherung, daß man mich nicht angreife.
DON MICHELE: Eine schwierige Sache!
DON CESARE BORGIA: Wenn ich meine Bewegungsfreiheit hätte, würde ich anders vorgehen. Zur Stunde aber muß ich sehen, Zeit zu gewinnen.
DON MICHELE: Ihr laßt also den Mut nicht sinken?
DON CESARE: Solange ich lebe, ist die Welt mein! Ich habe ihr meinen Fuß auf den Nacken gesetzt.

Florenz

Das Kloster und das Hospital de Tintori San Onofrio.

Eine große Bildhauerwerkstatt. Marmorblöcke, teils zubehauen, teils noch roh, neben fertigen Arbeiten; Bänke und Schemel; Michel-Angelo Buonarotti sehr beschäftigt mit einer Zeichnung. — Es wird an die Türe geklopft. — Michelangelo blickt durch ein Guckloch, dreht den Schlüssel im Schloß und öffnet.

MICHEL-ANGELO: Ach, du bist's, du kannst eintreten.
FRANCESCO GRANACCI: Ich komme aus dem Palast. Du bist auf dem Höhepunkt des Ruhmes.
MICHEL-ANGELO *(umarmt ihn und begibt sich wieder an die Arbeit):* Erzähle mir, wie sich die Dinge zugetragen haben.
GRANACCI: Du bist auf dem Höhepunkt des Ruhmes angelangt, sage ich dir! Alle in Florenz anwesenden Meister drängen sich bewundernd vor deinem Werk. Oh, deine Zeichnung vom Pisanischen Krieg ist ein unsterbliches Werk! Das bestreitet niemand! Man wird nicht müde, dieses Wunderwerk zu betrachten, und diejenigen, welche es kopieren, finden tausend Schönheiten daran, welche die gewöhnlichen Bewunderer niemals ahnen werden!
MICHEL-ANGELO: Es ist die beste meiner Arbeiten.
GRANACCI: Gleichviel, du wirst noch viel Größeres schaffen! . . . Zwar ist es kaum glaublich, allein ich glaube es.
MICHEL-ANGELO: Ich werde die heilige Güte, in der mein Schöpfer mich mit solchen Gaben bedachte, wohl zu nützen wissen. Ich werde fortfahren, so zu arbeiten, wie ich bis zu diesem Tage gearbeitet habe. Daß diese Zeichnung die Anerkennung gefunden hat, die sie verdient, erfüllt meine Seele mit größter Freude; doch

wenn ich niemals besseres sollte schaffen können, so stürbe ich lieber, denn ich habe noch vieles zu sagen. Wer sind die Meister, die du vor meiner Zeichnung gesehen hast und die du ihr Lob spenden hörtest?

GRANACCI: Zunächst kam Vinci mit allen seinen Schülern. Er erschöpfte sich in endlosen Lobeserhebungen.

MICHEL-ANGELO: Er ist der falscheste Mensch, den ich kenne und ein Meister höflicher Geschwätzigkeit, von dem nichts zu lernen ist. Alle seine Worte sind wie Honigseim — gleich seinen Bildern. Meister Lionardo trägt eine tückische Seele in sich, die nichts von Freiheit und Größe weiß . . . Er verabscheut mich . . . Ich gebe es ihm zurück. Gleichwohl ist er ein großer Maler. Wer ist nach ihm gekommen?

GRANACCI: Ridolfo Ghirlandajo.

MICHEL-ANGELO: Er, er, der ist ein Freund! Der Himmel segne ihn, den würdigen Sohn seines Vaters! Ich habe ihm manche Wohltat zu verdanken, dem Domenico! Der Himmel versage mir seinen Beistand, wenn ich es jemals vergessen sollte!

GRANACCI: Sodann sah ich in der Menge Baccio Baudinelli, den Beruguetta, Andrea del Sarto.

MICHEL-ANGELO *(lebhaft den Kopf hebend):* Was sagte er?

GRANACCI: O der! . . . Als er hörte, wie einige Unbekannte erklärten, daß diese Verkürzung übertrieben und jene Nase zu lang wäre, warf er ihnen einen kalten Blick zu, nahm einen Schemel, setzte sich darauf, ergriff einen Karton und begann zu kopieren.

Michel-Angelo beißt sich auf die Lippe, macht das Zeichen des Kreuzes und fährt in seiner Arbeit fort.

Schließlich hat Sanzio das gleiche getan.

MICHEL-ANGELO: Der . . . der . . . dieser Raffael

. . . dieser kleine Junge . . . er ist ein Kind Gottes! Ich liebe ihn nicht sonderlich, Granacci . . . Gleichviel, ich will nichts gesagt haben. Es ist eben so, daß mir sein Streben nicht behagt . . . Doch das hat nichts zu besagen! Ich will nichts Schlechtes von ihm sprechen.

GRANACCI: Was mich betrifft, so werde ich von morgen an beginnen, es ebenso wie Andrea del Sarto und wie jener zu tun, den du den kleinen Jungen nennst. Ich würde nicht ruhig sein, wenn ich nicht eine vollkommene Kopie dieses Meisterwerks zustande brächte.

MICHEL-ANGELO: Es ist notwendig, daß du auch deine eigene Phantasie betätigst.

GRANACCI: Oh, ich? Ich werde wie von jeher Festdekorationen malen; das ist nun einmal mein Los; in mir ist kein Funke Genie, das weiß ich wohl. Ich liebe die Schönheit, das ist alles, und es steht mir besser an, ein Verliebter zu sein als ein Maler.

MICHEL-ANGELO *(erregt)*: Da hat man's. So seid ihr alle! Was für kriecherische Hunde sind doch die Menschen! Wenn du unbedingt der Sklaverei bedarfst, so wähle dir wenigstens eine minder unwürdige aus; aber dich von einem elenden Weib belügen, betrügen, verkaufen und schließlich mit blutendem Herzen in einen Winkel werfen zu lassen — bei Gott, du willst mir Schande machen!

GRANACCI: Die Zärtlichkeiten der Liebe lassen all ihr Ungemach vergessen.

MICHEL-ANGELO: Nichts dergleichen mehr, wenn du mein Freund bist. Du weißt, daß ich es nicht ertrage.

GRANACCI: Also ernstlich, was willst du, daß ich unternehme? Deine Werke lähmen mich deine Pietà zum Beispiel . . . Ich bin in Fassungslosigkeit be-

fangen. Was dein Geist ersinnt, wird meinem ewig unerreichbar sein. Du siehst Dinge mit voller Klarheit, die mir für immer verschleiert bleiben. Was mir unfaßlich ist, das ersinnst du, und ich fühle mich im Angesicht dessen, was du schaffst, so klein, so schwach, so ohnmächtig, daß ich allen Mut sinken lasse und keine Lust mehr habe, mich an etwas zu versuchen.
MICHEL-ANGELO: Bist du eifersüchtig auf mich?
GRANACCI: Nichts weniger als das!
MICHEL-ANGELO: Da haben wir das Übel. Wie, du, der Künstler, du stellst dich vor das Werk eines anderen hin, du bewunderst es und du bist nicht eifersüchtig? Du zerreist dir nicht in rasendem Schmerz die Brust, du verfluchst nicht den Tag, an dem dieser Feind, was dir gehört, gefunden und sich zu eigen gemacht hat? Du bist ein Künstler und verehrst die Muse so kläglich, daß du mit ansiehst, wie sie einem andern ihre Gunst gewährt, ohne vor Entrüstung und Zorn außer dir zu geraten? Hast du Honig, Milch oder einen langweiligen gezuckerten Liqueur statt Blut in den Adern? Weißt du nicht, daß man nur mit stürmischem Mut, mit Zorn und Leidenschaft und in unaufhaltsamem Vorwärtsdrängen die Sprossen der Himmelsleiter erklimmt? Da ist nichts zu lachen! Ich sage dir ja nicht, daß du mit dem Dolch in der Hand hinter mir her sein sollst, aber ich fände es begreiflich, wenn du mich verabscheutest; was mich betrifft, ich würde dich um dieses Abscheus willen um so inniger lieben. Nimm dich zusammen und werde ein Mann. Ich werde dich alles lehren, was ich weiß und werde dir zeigen, was ich kann. Also, Granacci, schwinge dich zu einem kraftvollen Entschluß auf! Setz dich dort nieder, arbeite! Nichts als die Arbeit und die trunkene Freude am Schaffen erfüllen das Leben mit Glück. Ohne das hat es keinen Wert!

GRANACCI: Ich werde tun, was du verlangst, aber eifersüchtig werde ich nicht auf dich sein, sonst müßte ich mich selbst auslachen. Kennst du die neuesten Ereignisse?
MICHEL-ANGELO: Ich nehme keinerlei Anteil an Neuigkeiten.
GRANACCI: Man hat einen neuen Papst gewählt, den Piccolomini; er nennt sich jetzt Pius III.
MICHEL-ANGELO: Da er einmal Papst ist, muß man ihn achten.
GRANACCI: Man sagt, daß Cesare Borgia . . .
MICHEL-ANGELO: Ich kümmere mich weder um die Borgia, noch um die Sforza, noch um irgend jemanden. Ich bin ein Künstler und sehe nichts auf der Welt, als meine Arbeit und vor allem die heilige Religion. Ich forsche nicht danach, warum der Herrgott — gesegnet sei sein Name! — soviel Fürsten, Kapitäne und sonstige Machthaber auf Erden geschaffen hat, die einander gegenseitig auffressen. Sie täten besser, sich nur damit zu befassen, Wohltaten zu vollbringen, Vergehen zu bestrafen und die Künste zu beschützen. Sie tun gerade das Gegenteil. — — Möge Gott sie vernichten! Allerdings ist es wahr, daß man dann dem Pöbel in die Hände fiele, der das schmutzigste Vieh ist, das unter der Sonne kriecht. Hast du jemals die Bemerkung gemacht, daß ein Mann, der nichts war, zu einem guten Künstler wurde?
GRANACCI: Ich habe darüber nicht nachgedacht.
MICHEL-ANGELO: Wenn meine Familie nicht dem Geschlecht der Grafen von Canossa angehörte, so wäre ich nicht was ich bin, und ich wünschte sehr, daß es diesen Emporkömmlingen bei Todesstrafe verboten würde, jemals das Wagnis zu unternehmen, einen Meißel oder einen Kohlenstift auch nur mit dem Finger zu berühren. Glaube mir, die Welt ist fürchterlich. Ich

verliere mich in Gram, wenn ich es bedenke . . . Der Tag geht zur Neige, man sieht nicht mehr gut. Laß uns einen Spaziergang am Flußufer machen und den Abend damit verbringen, im Dante zu lesen.

Neapel

Der Palast des Vizekönigs.

Ein mit Gemälden und Goldverzierungen reich geschmückter Saal. Vor einem Tisch, der mit einer golddurchwirkten roten Samtdecke bedeckt ist, sitzen auf brokatüberzogenen Fauteuils mit geschnitzten Lehnen, der Vizekönig, Don Gonsalvo de Cordova und Don Cesare Borgia einander gegenüber. Sie drücken einander die Hände.

DON CESARE: All mein Vertrauen gründet sich auf Eure Exzellenz.
DON GONSALVO: Damit ist es fest begründet.
DON CESARE: Ihr seid ein großer Heerführer, der Stolz dieses Jahrhunderts. Die Ehre Eures Namens bürgt mir für Eure Aufrichtigkeit.
DON GONSALVO: Ihr beurteilt mich gerecht.
DON CESARE: Ich habe in letzter Zeit nichts als Gemeinheiten gesehen. Ich ließ mich herbei, den Kardinälen des Konklaves den Vatikan und die Engelsburg zu überlassen, diese beiden Besitztümer, die mich zum Herrn Roms gemacht hatten; derart habe ich eine solche Zurückhaltung bewiesen, daß auch meine Feinde sie nicht leugnen können. Ja, Don Gonsalvo, wenn ich Rom verließ, so tat ich es freiwillig. Nachdem ich diesen Akt der Großherzigkeit vollzogen hatte, dachte man nicht daran, die mir gegebenen Versprechungen einzuhalten. Der Kardinal d'Amboise hat sich im übrigen wie ein Dummkopf betragen, als er

vor den schönen Phrasen des Giuliano della Rovere seine Armee abzog. Dieser verfehlte nicht, Piccolomini wählen zu lassen und sich, nachdem dieser nach zweiundzwanzig Tagen starb, selbst der Tiara zu bemächtigen; Ihr und ich, wir haben in diesem leidenschaftlichen, gewalttätigen, falschen, treulosen und neidischen Julius II. den erbittertsten Feind. Durch die Ränke dieses Mannes hat sich das Volk in der Romagna wider mich erhoben; die Venezianer haben mich meiner besten Festung beraubt. Das Waffenglück hat mich im Stich gelassen. Man hat mich gefangen genommen, man hat mich wieder freigelassen. Die Franzosen haben sich sehr würdelos gegen mich benommen; ich habe ihnen allzugut und allzulange gedient. Heute bin ich Euer und des Königs, Eures Herrn; Ihr sollt auf mich zählen, wie ich auf Euch zähle. Darf ich das tun?

DON GONSALVO: Ich bitte Eure Hoheit, davon überzeugt zu sein. Im übrigen habt Ihr mein Wort, Don Cesare.

DON CESARE: Die Versicherung ist mir sehr lieb und tröstet mich über so viele getäuschte Hoffnungen hinweg. Noch einmal: Ich verlange nichts, als Euch zu dienen, und wenn Ihr mir Truppen anvertraut, um in Toscana, zum Besten der Medici, ans Werk zu gehen, so mögt Ihr nicht bezweifeln, daß ich mit aller Macht danach streben werde, den Sieg zu erringen und daß ich auf nichts anderes bedacht sein werde als darauf, die Vorteile des katholischen Königs zu wahren.

DON GONSALVO: Soviel Eifer verpflichtet mich Euch.

DON CESARE: Es liegt in meiner Absicht, mich noch heute auf den Galeeren Seiner Majestät, die im Hafen liegen, einzuschiffen; darum nehme ich jetzt Abschied von Euch.

DON GONSALVO: Geht mit Gott, Hoheit, und seine Allmacht leite Euch!
DON CESARE: Ich danke Euer Exzellenz noch einmal dafür, daß Ihr Euch im Übermaße meines Mißgeschicks als mein Freund erwiesen habt.

Sie erheben sich von den Fauteuils.

DON CESARE: Verfügt über mich als über Euren eifrigsten Diener. Ich bitte Euch darum, Don Gonsalvo.
DON GONSALVO: Ihr erweist mir eine Ehre, die mich in der Tiefe meines Herzens rührt.
DON CESARE: Gott schütze Euer Exzellenz!

Das Wartezimmer vor dem Arbeitskabinett des Vizekönigs.

In dem Augenblick, da Don Cesare die Gesellschaft Don Gonsalvos verläßt, lüften die Hofleute, Offiziere und Bittsteller die Hüte.

DON NUÑEZ CAMPEIO *(Kapitän der Garde des Vizekönigs, zu Don Cesare):* Hochedler Herr, im Namen Seiner Majestät verhafte ich Euch!
DON CESARE *(weicht zwei Schritte zurück):* Was hat das zu bedeuten? Ich bin der Freund des Vizekönigs! . . . Ich habe sein Ehrenwort!
DON NUÑEZ CAMPEIO: Hier sein Befehl! Lest!
DON CESARE *(wirft einen Blick auf das Pergament):* Das ist ein höllischer Treubruch!
DON NUÑEZ CAMPEIO: Ihr müßt Euch darein fügen. Euern Degen!
DON CESARE *(wirft einen raschen Blick um sich, sieht aber nur Spanier):* Noch nie wurde eine solche Gemeinheit begangen!
DON NUÑEZ CAMPEIO: Außer in Sinigaglia. Euern

Degen, Hoheit. Ich sage es noch einmal. Oder muß ich ihn Euch nehmen?

Don Cesare schleudert seinen Degen wuchtig zur Erde; man hebt ihn auf. Der Herzog wird von Soldaten weggeführt.

EIN HÖFLING *(zu einem schwarzgekleideten Mann, der eifrig auf ein Papier schreibt, das er auf das Knie gelegt hat)*: Was tut ihr da, Señor Sannazaro? Sollte Euch diese Szene mit poetischer Begeisterung erfüllt haben?

SANNAZARO: Beim Anblick dieses mit so großer Schuld beladenen Mannes rief ich mir plötzlich seine Devise: „Aut Caesar aut nihil" ins Gedächtnis zurück und verfaßte dieses Distychon.

DIE HÖFLINGE: Laßt hören, laßt hören!

SANNAZARO *(liest)*:

Omnia vincebas, sperabas omnia, Caesar;
Omnia deficiunt, incipis esse nihil.

DIE HÖFLINGE: Bezaubernd! Bezaubernd! Welcher Geist!

Rom

Der Palast der Borgia.

Doña Maria Henriquez, Witwe des Giovanni Borgia, Herzogs von Gandia; seine Tochter, Donna Isabella Borgia; ein Dominikaner.

DER DOMINIKANER: Ja, Frau Herzogin, und dann hat der Vizekönig, Don Gonsalvo de Cordoba, ihn auf die Galeeren seiner Majestät einschiffen und nach Spanien bringen lassen, wo man ihn zweifellos, wenn er nicht zum Tode verurteilt wird, mit einer Kerkerhaft bestrafen wird, die nicht früher endigen wird als sein Leben.

DIE HERZOGIN: Möge Gott ihm verzeihen und ihm

seine Verbrechen vergeben. Es gibt wohl kaum eines, dessen die menschliche Natur fähig ist und das er nicht begangen hat. Ich habe niemals gesehen, daß er gezögert hätte, eine Schandtat zu vollführen, noch habe ich bei ihm die geringste Neigung gekannt, eine begangene zu bereuen. Er hat wohl auch bis zu dieser Stunde nicht einmal die einzige Tugend besessen, derer man sich sogar in der Hölle befleißigt, nämlich die Überzeugung, daß zuletzt Gott triumphiert. Ach, mein Vater, ich wollte Euch fragen . . . Bevor Ihr ins Kloster eingetreten seid, habt Ihr sicherlich das Leben genugsam kennen gelernt . . und es ist wahrlich kein gemeines Blut, das in Euren Adern rollt. Ich frage Euch: was ist die Sendung einer Familie wie der unseren auf der Erde? Sie befleckt die Erde; sie ist hervorgegangen aus dem Verbrechen, sie ist erhalten worden vom Verbrechen, ihr Leben rollte sich ab im Verbrechen, getragen von seinen wildesten, schäumendsten und schmutzigsten Wogen; und seht nun den Zusammenbruch! Wo ist unsere angemaßte Glorie? Nirgends, vollends zerstört ist sie! Keine Fanfarenklänge, keine Triumphe, keine Lästerungen, wir sind die Akteure eines Schauspiels für den Pöbel geworden! Das Beispiel, das wir geben, ist nichts anderes als ein Abschreckungsmittel!

DER MÖNCH: Ja, hochedle Frau, wenn auch auf eine andere Art, als Ihr denkt.

DOÑA ISABELLA BORGIA: Gnädige Frau, und Ihr, mein Vater, laßt mich euch erklären, was ich empfinde. Wahrhaftig, ich zähle kaum sechzehn Jahre und ich weiß wohl, daß ich euch in geziemender Demut anhören müßte, ohne ein Wort zu sprechen, aber es drängt mich, an diesem Tage, an dem wir so schreckliche Dinge erfahren haben, euch anzuvertrauen, was ich empfinde. Mein Onkel Don Cesare hat meinen

Vater ermordet. Was er außerdem noch verbrochen hat, weiß ich nicht, und es gelüstet mich nicht danach, es zu erfahren. Es genügt mir zu wissen, daß im tiefsten Schatten nur die rötliche und todtraurige Aureole leuchtet, die unser Name auszustrahlen scheint. Ich weiß nicht, wie ich euch diese Vision deuten soll und wie ich euch das Gefühl erklären soll, das es mir einflößt . . . Diese Vision, ich sage es euch, die Empfindung, die sie in mir auslöst und die unversiegbaren Tränen meiner Mutter, all das betrübt mich vielleicht nicht so, wie es mich betrüben müßte. Mein Verstand fordert von mir, daß ich von Traurigkeit durchdrungen sei, aber ich bin es nicht. Die einzige Wirkung, die all dieses Elend auf mich ausübt, ist meine Abgeschlossenheit von der Welt, die aber nichts mit Haß, Verachtung oder Zorn zu tun hat; ja, ich schließe mich ab von einer Welt, in der so schreckliche Verbrechen begangen werden und in der weder die Furcht vor der Strafe noch das Bewußtsein Einhalt gebieten, daß durch Verbrechen errungene Siege zerbrechlich sind. Ich hasse die Welt nicht! Sie macht mich nicht erzittern; sie gilt mir nur nichts. Ich habe keinerlei Gemeinschaft mit ihr, ich weiß, daß sie mich umgibt, aber sie vermag nichts über mich und wenn ich über sie nachsinne, empfinde ich ein Gefühl reinster Freude, weil ich begreife, daß ich nichts mit dem gemein habe, was sie liebt, noch mit dem, was sie begehrt.

DIE HERZOGIN: Und dennoch sind wir die mißratenen Kinder der Sünde. Unser Fleisch ist an sie gekettet und zu jeder Stunde treibt sie ihren Stachel darein.

DER MÖNCH: So zieht ihr denn, die eine wie die andere, aus dem gleichen Gegenstande so verschiedenartigen moralischen Nutzen. Ihr, verehrungswürdige Frau, was Euch betrifft: die Wunden der Bosheit sind

geheilt an Euch und haben Kummer und Entsetzen als unverscheuchbare Bilder in Euch zurückgelassen. Ihr, Doña Isabella, habt wohl erzählen gehört, aber Ihr habt nichts am eigenen Leibe erfahren. Es ist nur der Widerhall der Bosheit, der bis zu Euch vorgedrungen ist. Seht doch, wie die Tatkraft der Menschen in ihrer Schwächlichkeit in engen Grenzen gehalten ist; sie währt nicht länger als das Aufflammen eines Blitzes, das nur ein Beben hinterläßt, das bald schwächer wird und schwindet. Die Verwüstungen, die die Menschen anrichten, bewirken wenig und was nach ihnen übrig bleibt . . . wißt Ihr wohl, was es ist? . . . Es ist der ewige Glanz des Lebens! Dieses Leuchten ist nicht Teufelswerk und es erlischt nie. Ihr beide, die eine besiegt in ihrer Entsagung, die andere freudig in ihrem Verzicht, ihr beide geht gleichen Schrittes in die ewigen Gefilde des Guten und Wahren ein.

DIE HERZOGIN: Wir, wir beide, mein Vater? Ihr vergeßt, aus welch finsteren Tiefen wir aufsteigen!

DER MÖNCH: Das eben ist ja das wunderbare Mysterium des Alls und der Angelpunkt seiner Existenz. Der Theriak wird aus dem Gift der Viper gewonnen, und aus der Erde, die sich aus unreinen Stoffen zusammensetzt, erhebt sich die zarteste Blüte. Für mich, für all dies römische Volk, das euch seit so viel Jahren bewundert und anbetet, für uns ist — mögt ihr es doch glauben — eure Gegenwart eine Wohltat. Wenn ihr die so verschiedenartigen Empfindungen in Betracht zieht, die euer Name auslöst, könnt ihr dann noch den Plan einer Vorsehung verkennen? Und kann es gleichgültig sein, wenn dieselben Menschen, die mit Wut und Entsetzen den Namen Cesare Borgia rufen, nur mit Rührung und Tränen der Liebe in den Augen die Namen Maria und Isabella Borgia nennen? Oh, gnädige Frau, und meine liebe Tochter, es fehlt nicht

an Irrsinnigen, welche, obgleich sie Alexander VI. mit der Tiara gekrönt und Savonarola auf den Richtplatz gezerrt sahen, Gott verleugnen. Wenn ich, ich selbst, ihnen in Betrachtung eures Lebensweges antwortete: Nein! Es gibt kein Böses! — Gälte dann meine Überlegung nicht ebensoviel wie die ihrige? Es gibt Böses, es gibt Gutes und das Gute ringt das Böse nieder; es prahlt nicht, es brüstet sich nicht, es stellt sich nicht lärmend zur Schau, es drängt sich nicht vor, um in die erste Reihe zu gelangen, aber es ist gegenwärtig, es wirkt; und die Hand, welche dereinst das Werk der sieben Tage krönen wird, wird die Seine sein.

DOÑA ISABELLA *(kniet vor ihrer Mutter nieder)*: Weint nicht, Mutter, ich bitte Euch, schüttelt nicht den Kopf! Es ist sehr wahr, was der Pater sagt. Ich bin sehr traurig, Euch so gequält zu sehen! . . . Dennoch will ich Euch gestehen . . . ich habe den Himmel im Herzen! . . . Gott ist so groß! . . . Glaubt mir! . . . Das Böse ist so schwach vor ihm! . . .

DIE HERZOGIN *(ihre Augen trocknend)*: Wollen wir für den Unglückseligen beten und in seinem Namen reiche Almosen spenden.

DOÑA ISABELLA *(umarmt ihre Mutter und löst ihr eigenes Halsband)*: Ich werde Euch all meinen Schmuck dazugeben.

DER MÖNCH: Gebt ihn, meine Tochter. Was ich hier erlebe, gleicht alle Untaten des Schuldbeladenen aus.

In Spanien

Viana.

Truppen von Navarra belagern die Stadt. — Es ist Nacht, Schnee und Regen wechseln einander ab. — An dem Kreuzungspunkt zweier Laufgräben, gegen die Festung zu, eine Schildwache, die sich nur undeutlich

gegen den schwarzen Himmel abhebt. — Ein Fähnrich mit einigen Soldaten löst die Posten ab.

DER FÄHNRICH: Seid Ihr zu Ende?

EIN KORPORAL: Einer ist noch übrig, dort seht Ihr ihn.

DER FÄHNRICH: Eine Teufelsnacht das! Ich sehe nichts. Es ist eine Bärenkälte! Gehen wir!

DIE SCHILDWACHE: Wer da?

DER FÄHNRICH: Hier Navarra! . . . Halt! . . . Kommt der Losung nach! . . . San Jago!

DIE SCHILDWACHE: Und Pampeluna! . . . Ihr erkennt mich nicht wieder, Don Michele?

DER FÄHNRICH: Welche Stimme! Ist's möglich? . . . Korporal, bringt die Laterne! . . . Ihr seid es also doch, hochedler Herr?

DIE SCHILDWACHE: Seht mich: Cesare Borgia!

DER FÄHNRICH: Wie tief sind wir gefallen . . . Und ich bin es, der Euch befiehlt! Welcher Jammer!

DIE SCHILDWACHE: Solange man lebt, strebt man einem hohen Ziele zu und kann es noch erreichen!

DER FÄHNRICH: Also habt Ihr den Mut nicht verloren?

DIE SCHILDWACHE: Ich bin von Zorn erfüllt! . . . Man hat meinen Kerker geöffnet, man hat geglaubt, ich würde der Rache entsagen. Wie man sich täuscht! . . . Frankreich hat mich im Stich gelassen und ausgeraubt, Italien glaubt mich tot und ist dessen froh! . . . Ah, heilige Rache!

DER FÄHNRICH: Was mich betrifft, ich trachte nicht danach. Ich will nichts weiter, als mein Brot verdienen und es in Frieden verzehren. Tut desgleichen, glaubt mir, wir sind besiegt!

DIE SCHILDWACHE: Feiges Herz, solange ich atme, atme ich Haß und Begierde!

DER FÄHNRICH: Möge es sich Euch zum Guten

wenden! Ihr werdet Euch dabei Eure letzten Zähne ausbeißen . . . Übrigens, jetzt löse ich Euch ab, kommt, Euch auszuruhen. Seht, der junge Tag zieht auf, der Feind beginnt, auf uns zu schießen. *(Der Schuß einer Feldschlange, von der Bastion abgefeuert, durchbohrt die Feldwache.)* Beim Blut Christi, nun ist er zu Boden gestreckt! . . . Don Cesare! . . . Er ist tot! . . . In den Schmutz getreten wie ein Wurm! Er, der stolzeste der Dämonen! . . . Tausend Teufel, bleiben wir nicht hier . . . gehen wir, uns zu wärmen!

Der Fähnrich und die Soldaten ziehen ab. Troßknechte werfen sich über die Schildwache, plündern sie und werfen sie nackt in den Graben.

DRITTES BUCH

JULIUS II.

Rom

1503.

Zimmer im Vatikan.

Julius II., Bramante.

JULIUS II.: Du bist nichts als Künstler; aber ich, der ich weiß, wie viel Seelengröße nötig ist, um aus Stein lebende, atmende Wesen zu schaffen, ich werde mit dir sprechen wie mit meinesgleichen.

BRAMANTE: Auch ich, hochheiliger Vater, begreife das Werk, das Ihr ersinnt.

JULIUS II.: Du begreifst die Schwierigkeit, in die Ruinen Ordnung zu bringen, welche Jahrhunderte der Verwilderung und Ruchlosigkeit meines Vorgängers in Italien aufgehäuft haben. Dieses unglückselige Land ist mehr beschmutzt als die Ställe, die zu reinigen es eines Herkules bedurfte. Zwischen Trümmerhaufen, Dornen und Giftkräutern ergötzen sich die Schlangen mit den Kröten und blähen sich behaglich. Und dennoch, Bramante, dieser Schutt, dieses schmutzige Dickicht, es ist die geheiligte Reliquie einer strahlenden Vergangenheit. Ich will sie in ein Paradies verwandeln, das nicht minder schön sein soll als das der heiligen Schrift.

BRAMANTE: Ein solches Werk wird seinen Schöpfer mit Ruhm überhäufen.

JULIUS II.: Aber du und ich, wir beide sind Greise. Es ist spät, diesen Versuch zu wagen, die Zeit ist uns sparsam zugemessen, also müssen wir uns beeilen. Unsere Pläne müssen auf den ersten Zug gelingen, sie müssen mit einem Schlag verwirklicht werden, ohne Zögern, ohne Aufschub und mit diesen Händen, die das Greisenalter bald zittern machen wird. Vollbringen wir daher rasch edle und große Taten, um das Böse, das unterdrückt werden muß, zu vernichten. Hilf mir mit deinem ganzen Herzen und deinem ganzen Können.
BRAMANTE: Ich werde mich ganz und gar dieser Aufgabe widmen. Der Himmel möge mich strafen, wenn ich mich über die Mühsal, die es mit sich bringt, je beklagen sollte.
JULIUS II.: Ich werde also alles austilgen, was in der Romagna von den Tyrannen übriggeblieben ist und werde die Macht des heiligen apostolischen Stuhles fest verankern. Ja, ich werde keine Gelegenheit versäumen, das schwöre ich dir, die Barbaren in unseren Landen auszutilgen; ich werde sie mit Feuer und Schwert austreiben, mit Bann und allen Flüchen, die Spanier wie die Franzosen, die Deutschen wie die Schweizer . . . Ich werde weder Grausamkeiten noch Gewissensbisse scheuen; verstehe mich wohl, mein Sohn, es gibt gewisse Zeiten, in denen Gewissensskrupel nur in den Beichtstuhl gehören, andernorts aber geradezu sträflich sind, Zeiten, in denen die Tugend nur durch den Erfolg gerechtfertigt wird. Indem ich also, wie ich dir sagte, vor nichts zurückschrecke, beauftrage ich dich, Bramante, das Feuer des Geistes zu so lohenden Flammen anzufachen, daß die Torheit und Roheit der alten Zeitläufte von ihnen verzehrt werde und diese Flamme möge so strahlend sein, daß sie auch der Nachwelt wie ein Leuchtturm erglänze, der ihr für alle Zeiten den Weg weise.

BRAMANTE: Eine schöpferische Kraft strömt aus Eurem Haupte in das meine; Eure Gedanken rufen mir zu: Ans Werk, Bramante!
JULIUS II.: Gehorche ihnen! Aber ich habe dich nicht rufen lassen, um mit Schwatzen Zeit zu verlieren. Höre also meine Pläne: Der Vatikan ist zu klein. Er ist längst nicht mehr ein Palast des geistlichen Herrschers aller Christen, des Nachfolgers der Apostel, der die Tore, die von einer Welt zur andern führen, öffnet und schließt. Ich muß eine Residenz haben, die die Völker mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt. Du wirst mir also hier zwei lange prunkvolle Säulenreihen aufbauen, welche die ganze Länge des Tales bis zum Belvedere durchmessen. Du wirst ihnen allen Zauber der Schönheit und Vornehmheit verleihen, du wirst den ganzen Ideenreichtum deiner Kunst, und all deinen Schöpfermut an sie verwenden. Fürchte nie, zuviel zu tun. Scheue keine Ausgaben. Behalte es wohl und vergiß es nie, daß deine Einbildungskraft, so stark sie auch sein mag, der Größe meines Wollens nie genügen wird.
BRAMANTE: Ich werde versuchen, mich selbst zu übertreffen. Es wird eine lange und mühevolle Arbeit sein.
JULIUS II.: Mühevoll? Das gilt mir nichts. Lang? Das verbiete ich dir! Du wirst unverzüglich beginnen; du wirst Tag und Nacht daransetzen, du wirst dir weder Ruhe noch Rast gewähren, bis ich dir einst sage: Halt ein! Doch ich werde dir das nie sagen. Bevor ich sterbe, will ich selbst mein Werk betrachten. Jede Stunde, die du verschläfst oder mit Essen zubringst, stiehlst du mir! Höre weiter: Rom ist durch eine Menge düsterer und verseuchter Gassen entehrt; du wirst sie verschwinden machen. An ihrer Stelle wirst du — auf welche Art du willst — eine breite, lange und stolze

Straße erbauen, die du mit Palästen und prunkvollen Bauwerken umsäumen wirst.
BRAMANTE: Zunächst beginne ich mit den Säulengängen für den Vatikan. Das andere wird sich finden. Ihr erschreckt mich!
JULIUS II.: Schwächling! Ich wiederhole dir, ich bin alt, ich kann nicht warten, alles muß in höchster Eile geschehen. Ist es mein Fehler, daß die Menschen, die Ereignisse, die Langsamkeit des Erfolges, das hemmende Schicksal, diese endlose Reihe von Tagen, Monaten und unfruchtbaren Jahren, deren das Menschenleben übervoll ist, mir solange den Weg versperrt haben? Wäre ich früher ans Ziel gelangt, ich hätte deinen Einwänden vielleicht Gehör geschenkt . . . doch nein! Ich hätte wohl noch mehr geschaffen! Du wirst sofort tun, womit ich dich beauftragte; es ist wahrlich nicht viel, doch es ist wahrhaft groß. Nun zu dem eigentlichen Werk, das ich deinen Händen anvertraue.
BRAMANTE: Wie, hochheiliger Vater, das ist noch nicht alles?
JULIUS II.: Ich bedarf deiner Werke, nicht aber deiner Befürchtungen. Während du an der Arbeit bist, werde ich, Giulio della Rovere, ich, der ich jetzt zu dir spreche, das Gewicht der päpstlichen Macht so schwer auf den Schultern der Könige lasten lassen und das Ansehen des Pontifikats so erhöhen, daß das Erbe Sankt Peters auf dieser Welt nicht weniger gelten wird, als das Israels in der andern; du wirst indessen das sichtbare Zeichen dieser Herrschaft errichten. Du bist es, Bramante, der der heiligen Mutterkirche ihren Dom errichten soll. Die alte Basilika ist ebenso unserer nicht mehr würdig wie der Vatikan. Reiße nieder, zerstöre, zerbrich, sprenge und lasse mich sehen, was du an Stelle jener Bauten ersinnen wirst, die du jetzt dem Boden gleichmachen sollst!

BRAMANTE: Ich werde die größten Künstler Italiens um mich versammeln. Wenn doch wenigstens Michelangelo zurückkehren wollte. Aber er hat wegen der Kränkung, die er Euch zugefügt hat, allzuviel Furcht vor Euch!

JULIUS II.: Laß es meine Sache sein, er wird gutwillig oder der Gewalt weichend zurückkehren, ich schwöre es dir. Ich ertrage es nicht, daß die Sixtina unvollendet bleibe.

BRAMANTE: Auf alle Fälle ist Raffaello da Urbino der meine und wenn Buonarotti sich widersetzen sollte . . .

JULIUS II.: Dann würde auch ich mich widersetzen und dein Raffaello könnte mich nicht schadlos halten. Nun aber geh, eile, spute dich! Ich habe noch anderes zu tun. Die Venezianer und die Franzosen liegen in Fehde. Geh, pack dich!

Venedig

Straßen und Kirchen sind von Volk erfüllt. Kanonendonner aus der Ferne. — Der Saal des Senats. Von den Fenstern aus erblickt man die Piazza San Marco, auf der sich das Volk drängt. — Die Senatoren stehen in Erwartung der Sitzung in Gruppen beisammen und unterhalten sich in ernstem Ton.

GIOVANNI CONTARINI *(zu den ihn Umstehenden)*: Die Situation ist folgende: Die Schlacht von Agnadello ist verloren. Sechstausend Mann sind auf dem Platz geblieben, Alviano ist arg verwüstet und alle unsere kontinentalen Provinzen wetteifern in der Feigheit.

PIETRO BEMBO: Nichts ist wahrer. Aber Bürger und Bauern haben, wann immer man darauf angewiesen war, auf sie zu bauen, ein unglückliches Vaterland noch niemals anders verteidigt.

GIOVANNI CONTARINI: Ihr habt recht; ich tadle sie deshalb auch nicht und ziehe einzig die Tatsachen in Betracht. Caravaggio, Bergamo, Cremona haben sich auf eigene Faust ergeben, Brescia hat sie noch übertroffen. Um den Franzosen ein Pfand geben zu können, haben die Bürger hinter dem Rücken der Garnison die Tore der Stadt geöffnet. Kurzum, all das, was aufzubauen und zu leiten wir Jahrhunderte gebraucht haben, ist in einem einzigen Tag vernichtet worden.
FRANCESCO NANI: Vielleicht müssen wir den Leuten die fürchterlichen Grausamkeiten in Anrechnung bringen, in denen sich die Franzosen gefallen haben. Die Völker waren von steter Furcht erfüllt.
MARCO CONTARINI: Vorausgesetzt, der Sieger wäre sanfteren Gemüts gewesen, das Resultat wäre dennoch dasselbe. Unsere italienischen Staaten sind verloren. Der Kaiser ist in den Friaul eingedrungen und hat dort alles über den Haufen geworfen. Von Ravenna aus bedroht uns die Armee des Papstes. Der Gonzaga ist Herr über Lunato und Asola; der Herzog von Ferrara beherrscht die Polesina. Und was die Franzosen selbst betrifft, so richten sie in Fusina die Rohre ihrer Kanonen gegen uns . . . Ihr hört sie dröhnen! . . . Was ihr auch sagen mögt, das sind die Tatsachen.
FRANCESCO NANI: Seit dem Krieg von Chiozza drohte der Republik keine so große Gefahr.
PIETRO BEMBO: Zu allem Unglück sind wir weit weniger stark, als unsere Väter waren. Sie zeigten sich unzähmbar, doch wir werden, fürchte ich, den Kopf verlieren.
GIOVANNI CONTARINI: Ich bin nicht Eurer Meinung. Die Zehn haben das kalte Blut, dessen sie bedürfen. Was bedeutet dieser Lärm auf der Treppe?
FRANCESCO NANI: Es ist der Procurator Paolo Barbo, den man in einem Armstuhl heraufträgt.

PIETRO BEMBO: Es sind zehn Jahre, seit er nicht im Senat erschienen ist; das Alter lastet auf ihm und er ist halb gelähmt.
GIOVANNI CONTARINI: Er hat Eure Vermutungen vorausgesehen, Messer Bembo, und gibt durch seine Gegenwart zu verstehen, daß die Patrizier von Venedig den Franzosen nicht anders gegenübertreten als seinerzeit die römischen Senatoren den Galliern gegenübertraten.
MARCO CONTARINI: Hier ist der erlauchte Fürst und die Signoria. Nehmen wir unsere Plätze ein.

Auf der Piazza San Marco.

EIN KAUFMANN *(hält im Vorübergehen einen Senator an)*: Hochedler Herr, kann ich Euch sprechen?
DER SENATOR: Macht schnell, Messer Antonio, ich fürchte, zur Sitzung zu spät zu kommen.
DER KAUFMANN: Hochedler Herr, die Kaufleute des Rialto haben erfahren, daß der erlauchte Senat der Republik die Vermögen aller seiner Mitglieder angeboten hat; sie wollen es mit den ihren ebenso machen. Man möge kommen, unsere Truhen zu leeren; sie sind voll und wir geben freudigen Herzens, was sie enthalten.
DER SENATOR: Ich danke Euch, Messer Antonio. Die Signoria wird von Euerm Angebot unterrichtet werden. Jetzt aber tut Ihr, glaubt mir, am besten, nach Hause zurückzukehren und Eure Freunde zu veranlassen, das gleiche zu tun. Überlaßt die sinnlose Neugier und die nutzlose Regsamkeit den kleinen Leuten. Ehrenwerte Bürger sollen niemals aufhören, sich ihren Pflichten zu widmen, komme was wolle. Das Umherstehen auf den Plätzen bedeutet Unordnung und das ist das schlimmste Übel.

DER BÜRGER: Ihr habt recht, hochedler Herr. Messer Girolamo und du, lieber Neffe, kehren wir nach Hause zurück. Es ist Sache weiserer Männer, sich um die Rettung des Staates zu kümmern.

Sie gehen fort. Der Senator betritt das Palais.

EIN SBIRRE *(maskiert, zu einer Gruppe von Fischern und Matrosen)*: Geht ins Arsenal, ihr Leute! Man wirbt dort für die Flotte an.

EIN MATROSE: Wir wüßten gerne, was der erlauchte Senat beschließen wird.

DER SBIRRE: Er hat schon beschlossen, daß du ausgepeitscht werden wirst, wenn du beim Nichtstun verharrst, statt dem Vaterland zu dienen. Geht, Kinder! Genug des Geschwätzes, macht euch auf die Beine!

DAS VOLK: Es lebe San Marco!

Eine Barke kommt mit starken Ruderschlägen näher und legt am Landungssteg an. — Der Proveditore Andrea Gritti steigt mit mehreren Bewaffneten an Land. Die Senatoren verlassen im selben Augenblick das Palais.

GIOVANNI CONTARINI: Wie, Ihr, Andrea? Wie vermochtet Ihr durch die französischen Linien zu dringen?

ANDREA GRITTI: Ich mußte eben durchkommen.

PIETRO BEMBO: Was für Nachrichten bringt Ihr?

ANDREA GRITTI: Vorzügliche! Eure Leute bauen Mühlen und ich sah sie Zisternen graben; das Getreide wächst im Überfluß; die Bagger haben in den Kanälen ihr Werk beendet. Wenn die Gefahr noch außerordentlich groß ist, so ist es die Entschlossenheit, ihr zu begegnen, nicht minder. Gott ist mit dem Vaterland!

FRANCESCO NANI: Der Senat wird Euern General, der am Glück nicht verzweifelt, beglückwünschen.

ANDREA GRITTI: Das ist gerecht und weise. Der Graf von Petigliano hat bei Agnadello getan, was

menschenmöglich war, und seine geschlagenen Truppen haben sich schon wieder gesammelt. Wir werden uns halten, solange es möglich ist, sich zu halten.
GIOVANNI CONTARINI: Die Zehn halten eben Sitzung. Sie haben einen Gesandten zum Papst geschickt, um ihn inständig zu bitten, daß er die Liga im Stich lasse. Was machen die Franzosen in Fusina?
ANDREA GRITTI: Schelmenstreiche. Sie unterhalten sich damit, gegen den Campanile Schüsse abzufeuern, obwohl sie wissen, daß ihre Kugeln nicht einmal bis zur Hälfte der Strecke reichen; und das nennen sie „uns zu Leibe gehen".
GIOVANNI CONTARINI: Wohlan! Das Vaterland wird nicht sterben! Tapferer Gritti, Euch munter und lebendig zu sehen, Euch nach all den Gefahren, mit denen Euch die letzte Zeit wahrlich nicht verschont hat, die Hand drücken zu können, das ist wahrlich ein Beweis dafür, daß wir unter Gottes Schutz stehen.
ANDREA GRITTI *(Tränen in den Augen)*: Es lebe San Marco!

Er betritt mit seinem Gefolge das Palais. Die Senatoren entfernen sich.

Bologna

Das Zimmer des Heiligen Vaters.

Julius II., Kardinäle, Bischöfe, Kämmerer, Schweizer und italienische Gardeoffiziere.

JULIUS II. *(sitzt in einem Fauteuil und hält einen Stock in der Hand, mit dem er jedesmal, wenn er sich beim Sprechen erregt, auf den Boden klopft)*: Ah! Hier fühle ich mich wohl! Nunmehr haben wir die Herren Bologneser wieder zur Vernunft gebracht! Sollten sie noch einmal versuchen, sich aufzubäumen, so treiben

wir ihnen die Sporen etwas tiefer ins Fleisch. Von nun an sind sie der Kirche zu eigen; sie mögen ja nicht versuchen, das zu vergessen, gebt ihnen meine Worte wieder . . . und nun laßt Michel-Angelo Buonarotti eintreten . . . Ah, da bist du! Endlich! . . . Es ist ein Glück! . . . Wenn ich nicht damit gedroht hätte, daß ich in eigener Person nach Florenz kommen würde, um dich zu holen, so wärst du wohl gar nicht gekommen!

MICHEL-ANGELO: Hochheiliger Vater, ich setze voraus, daß Ihr meiner nicht bedurftet.

JULIUS II.: Ah, du hast das vorausgesetzt? . . . Ich wäre nicht böse, wenn du mich wissen ließest, wodurch diese Annahme in dir entstanden ist. Erkläre dich ohne alle Hemmungen und ohne Furcht. Ich denke, du hast keine Angst vor mir.

MICHEL-ANGELO: Ich habe Angst vor Euch, hochheiliger Vater, allein Wahrheit bleibt Wahrheit.

JULIUS II.: Ah, du hast also wirklich Angst vor mir? Gut, tu so, als ob du sie nicht hättest. Wie konntest du auf die Idee, bloß auf die Idee verfallen, aus Rom zu flüchten, obwohl du sehr gut wußtest, daß ich wünschte, du mögest dort bleiben?

MICHEL-ANGELO: Hochheiliger Vater, während ich gleichzeitig an den Gemälden der Sixtina und an den für Euch bestimmten Statuen arbeitete und als ich eben noch den Moses vollendete, der Eurer Heiligkeit Gefallen zu erregen schien . . .

JULIUS II.: So, es schien dir, als ob dein Moses mir gefiele? . . . Es schien dir . . . oh, es schien dir! . . . Aber fahre immerhin fort.

MICHEL-ANGELO: Ich hatte Marmor bestellt und bekam ihn auch. Die Schiffsleute mußten bezahlt werden und während sie die Blöcke in Ripa ausluden, kam ich zu Eurer Heiligkeit, um das nötige Geld zu erbitten.

JULIUS II.: Ich war von den Staatsgeschäften in der Romagna vollkommen in Anspruch genommen! Sie sind nun erledigt, und was ich einmal halte, werde ich nicht wieder fahren lassen; das soll alle Welt wissen! Die Interessen der Kirche mußten doch wohl zuerst gewahrt werden . . . doch nein! Fahr fort und erkläre dich!

MICHEL-ANGELO: Hochheiliger Vater, Ihr seid gegen mich aufgebracht und ich zöge es gerne vor, zu schweigen.

JULIUS II.: Es ist ein bißchen viel, daß du mich, nachdem ich dir befahl, zu prechen, dazu zwingst, diesen Befehl zweimal zu wiederholen.

MICHEL-ANGELO: Nun also, da ich nun einmal gezwungen bin zu reden, so sage ich Euch, daß Ihr mich nicht empfangen habt und daß ich Euern Marmor mit meinem eigenen Geld bezahlen mußte, obwohl ich nur wenig hatte.

JULIUS II.: Bin ich für Eure närrischen Ausgaben verantwortlich, mein Herr?

MICHEL-ANGELO: Ich trinke Wasser und esse Brot, und meine Kleider sind keine zehn Taler wert. Ihr haltet mich wohl für Euern Raffaello.

JULIUS II.: Ich halte dich für . . . Doch das ist unwichtig! . . . Fahre fort.

MICHEL-ANGELO: Ich bin dreimal wiedergekommen! Beim dritten Male sagte mir ein Lakai ganz frech, daß ich mich in Geduld fassen solle, da er Befehl habe, mich niemals vorzulassen; befragt, ob er wisse, mit wem er spräche, antwortete er: „Das weiß ich sehr gut, aber ich gehorche seiner Heiligkeit."

JULIUS II.: Und weiter, was hast du geantwortet? Verrate uns doch ein wenig davon. Es ist dir doch wohl eine Erwiderung auf die Zunge gekommen! Du

bist doch so ungeduldig, daß du sogar einige Male . . . Doch nein! Was hast du also erwidert?
MICHEL-ANGELO: Wohlan, ich habe geantwortet, daß . . .
JULIUS II.: Du hast geantwortet: „Wenn der Papst meiner bedarf, so soll er erfahren, daß ich mich anderswohin gewandt habe".
MICHEL-ANGELO: Das ist wahr.
JULIUS II.: Ah, das ist wahr? Fahre fort.
MICHEL-ANGELO: Ich habe nichts mehr zu sagen. Ihr wißt ebensogut wie ich, was sich zugetragen hat. Ich habe sofort all mein Hausgerät an einige Juden verkauft und bin nach Florenz abgereist.
JULIUS II.: Und was habe ich getan, he? Soviel ich weiß, ist es nicht gerade meine Gewohnheit, es ruhig hinzunehmen, wenn man es an Respekt für mich fehlen läßt! Ich habe also etwas unternommen.
MICHEL-ANGELO: Ich begreife nicht, welches Vergnügen es Eurer Heiligkeit bereitet, mich dermaßen zu quälen. Ihr müßt doch besser als ich wissen, was Ihr getan habt.
JULIUS II.: Wirst du ein Ende finden?
MICHEL-ANGELO: Da Ihr mich nun einmal zum Äußersten treibt, so will ich sagen, was Ihr getan habt. Ihr habt Schlag auf Schlag fünf Kuriere nach mir ausgesandt und mir unter Androhung Eurer Ungnade befohlen, zurückzukehren; aber ich bin der Meinung, daß ich mich nicht wie irgend ein Diener behandeln lassen muß. Also ließ ich Euch bitten, einen anderen Bildhauer zu suchen.
JULIUS II.: Ist es also wahr, daß Ihr die Kühnheit so weit getrieben habt, mir mit solchen Worten aus Eurem eigenen Munde eine Botschaft zukommen zu lassen! . . . Doch sprich weiter.
MICHEL-ANGELO: Messer Pietro Soderini hat mich

davon in Kenntnis gesetzt, daß die Signoria drei Breves erhalten habe, in denen unter Androhung der Strafe der Exkommunikation befohlen war, daß ich mich nach Rom zurückzubegeben hätte. Da sah ich mich freilich gezwungen, abzureisen. Ich tat es auch, und da bin ich nun.

JULIUS II.: Demgemäß bist du also gar nicht aus freiem Willen zurückgekommen? Und überdies erzählen Unverschämte allerorten, daß du mich hast töten wollen, indem du mir, während ich gegen deinen Willen die Sixtina betreten hatte, von der Höhe deines Gerüstes Balken auf meinen Kopf fallen lassen wolltest. Jetzt bitte ich dich, mir zu sagen, welcher Fürst so weichherzig, nachsichtig und dumm ist, dergleichen Schimpf einzustecken, ohne ihn heimzuzahlen.

Einen Augenblick herrscht Stille.

EIN BISCHOF: Hochheiliger Vater, Eure Heiligkeit möge geruhen, mit diesem armen Mann Erbarmen zu haben. Er vermag sich über seine Handlungen keine Rechenschaft abzulegen. Leute seines Schlages haben wenig Verstand und begreifen nichts als ihr Handwerk.

JULIUS II.: *(steht wutentbrannt auf und schlägt den Bischof mit dem Stock):* Unverschämter! Schulfuchs! Idiot! Wie unterstehst du dich, einen Künstler zu beleidigen! Habe ich ihm irgend etwas Kränkendes gesagt? — Man werfe diesen elenden Kerl zur Türe hinaus, diesen Esel, diesen Tölpel! — Und du, Michel-Angelo, komm her, näher! Komm doch näher ... auf die Knie! ... Hier hast du meinen Segen. Küsse den Ring des Fischers! Gräm dich nicht mehr, mein Sohn, und geh an die Arbeit! Ich werde dir alles Geld geben, das ich entbehren kann. Mache mir nur recht viel Schönes! Du bist ein göttlicher Schöpfer, Michel-Angelo! Geh, mein Sohn, und laß dir nicht wieder einfallen,

mich zu verlassen! Dir hat der Papst, dir hat Italien seine Glorie zu danken!

Michel-Angelo erhebt sich, macht das Zeichen des Kreuzes und geht.

EIN KÄMMERER: Die Botschafter von Venedig sind seit heute morgen zum drittenmal wiedergekommen und flehen Eure Heiligkeit an, sie zu empfangen.

JULIUS II.: Sie sind unverschämt! Wissen sie denn nicht, daß ich sie abgewiesen habe?

KÄMMERER: Man hat es ihnen ausdrücklich gesagt, hochheiliger Vater.

JULIUS II.: Diese Venezianer! Sie sind Italiener und können es nicht sein. Sie sind Christen und wollen es nicht sein! Sie haben sich angemaßt, mir die Romagna streitig zu machen und mich gezwungen, mich wider meinen Willen mit den Franzosen zusammen zu schließen. Nun sind sie in einer peinlichen Lage. Was wollen sie eigentlich?

EIN VENEZIANISCHER KARDINAL *(dem Papst leise ins Ohr sprechend):* Hochheiliger Vater, die Botschafter sind beauftragt, Euch alle erdenklichen Zugeständnisse zu machen. Was Ihr gefordert habt, haben sie bewilligt, nämlich: öffentliches Reuebekenntnis, weil sie Euch gekränkt haben, Verzicht auf die Einkünfte aus dem Staatsvermögen . . . Wir treten Euch Ferrara ab und erteilen Euch das Recht, die Schiffahrt im Adriatischen Meer in Zukunft ohne Verpflichtung zur Zollzahlung zu betreiben.

JULIUS II. *(ebenfalls leise dem Kardinal ins Ohr):* Das sind gute Vorschläge. Führt mir Eure Deputierten herein. Wenn wir uns verständigen können, so werde ich nicht nur aus dem Bündnis mit den Franzosen ausscheiden, sondern ich werde auch bemüht sein, Italien von ihnen zu befreien.

DER KARDINAL: Jawohl, hochheilige Gnaden.

JULIUS II.: Die Botschafter mögen heute nacht kommen, sie werden mich bereit finden. Ich weigere mich, sie in aller Öffentlichkeit zu empfangen, dazu ist es noch nicht Zeit.

Rom

Ein Garten mit Zypressen und Rosenbüschen bepflanzt; inmitten von Blumen und Pflanzen eine Marmorbank, dahinter eine antike Venusstatue.

Raffaello, eine Dame

DIE DAME: Ich liebe Euch inniger und anders als Ihr denkt.

RAFFAELLO: Ich glaube an Eure Liebe, und wenn ich sie Euch erwidere, vielmehr, wenn ich Euch die meine entgegenbringe, so strahlt Euer Herz die Zärtlichkeit, mit der ich Euch umgebe, wie ein treuer Spiegel mit bezauberndem Scheine wieder. Ist es nicht so?

DIE DAME: Raffaello, Ihr versteht mich nicht. Ich liebe Euch aus tiefster Seele und meine Hingebung ist so groß, daß ich nicht erstaunt bin zu sehen, wie wenig Ihr mich versteht.

RAFFAELLO: Warum sprecht Ihr so, teure Geliebte?

DIE DAME: Es quält mich, zu sehen, daß eine Seele wie die Eure, die Schätze, die man verschwenderisch um sich streut, nicht zu erraffen vermag, und sich an Dinge verzettelt, die für sie und mich minderwürdig sind. Warum erlaubt Ihr mir nicht, mich dem stolzen Glauben hinzugeben, daß meine Zuneigung zu Euch mehr gilt als meine Schönheit?

RAFFAELLO: Mein Glaube daran ist ebensogroß wie Euer Wunsch. Bin ich so kleinmütig, daß ich an Euch nichts anderes gewahre als die Lebhaftigkeit des Feuers Eurer strahlenden Augen, die liebliche Rundung und den Schimmer Eurer Wangen, das granatene Rot

Eurer halb geöffneten Lippen und die Schmiegsamkeit Eurer unvergleichlichen Hüften? Denkt nicht dergleichen. Ebenso und mit nicht minderer Klarheit begreife ich die Größe Eures Herzens, den Edelmut Eurer Seele und den Höhenflug Eures Geistes, den mehr als ein Dichter mit gutem Recht dem kühnen Flug des Vogels verglich, der Jupiter an die Brust der Empyraea trägt. Hätte ich eine edle Sybilla zu malen, ich wählte mir Euch aus; der göttliche Lorbeer, der Eure Schläfen dann umrahmte, hätte sich niemals an eine würdigere Stirn geschmiegt! Wer erkent in Euch nicht die glänzende Jüngerin der edelsten Philosophie, ja die Tochter Platons? Hörten wir Euch nicht vor einer Versammlung von Weisen, die in begeisterte Verzückung versetzt waren, mit der Beredsamkeit, die einem Athener oder Römer zur Ehre gereicht hätte, den Phaedon auslegen? O schönste, weiseste, geistreichste und gleichzeitig verführerischste aller Frauen, warum denkt Ihr, daß ich Euch verkenne?

DIE DAME: Ich bin nicht, was Ihr von mir sagt; ich bin nur die Frau, die Raffaello liebt und vielleicht von ihm wiedergeliebt wird.

RAFFAELLO: Vielleicht?

DIE DAME: Kein Ruhm vermag diesen zu übertreffen. Ist es nicht ganz natürlich, daß ich zuweilen fürchte, daß dieser Raffaello in eben diesem Augenblick, der einer ewigen Glückseligkeit gleicht, daß dieser Raffaello, der auf dem smaragden blinkenden Rasen zu meinen Füßen sitzt, seinen Arm auf meine Knie stützt und seine schönen Haare, seinen bezaubernden Kopf so zärtlich an meine Hände drückt, daß . . . du fühlst es, nicht wahr? . . . Daß er vor Erregung bebt, und bis in die Tiefen seiner Seele von diesem Glück erfaßt ist! . . . Ja, ja, ich glaube manchmal, daß dieser Raffaello einzig das an mir wahrnimmt und schätzt,

was vergänglich ist, und meiner unsterblichen Liebe nicht genug dedenkt! ... Seht mich an! ... ja ... so ... Was findet Ihr in dem offenen Blick meiner Augen anderes, als die leidenschaftliche Begeisterung für Eure Triumphe, für Euern Ruhm und für das Gedeihen Eurer Kunst?

RAFFAELLO: Da sei Gott davor, daß ich das nicht erfaßte. Unbedachte Verbindungen, meine Freundin, wankelmütige Sehnsüchte und unbeständige Launen gleichen den Strahlen der Mitternachtssonne. Sie leuchten und wärmen kaum, sie erhellen den Pfad des Lebens bisweilen mit ihrem freundlichen Licht. Sie verdienen es darum, geliebt zu werden. Gleich den Trauben, Kirschen und grünen Feigen sind sie Früchte, in grünendem Blattwerk verborgen. Der fröhliche Wanderer wäre unklug, wenn er nicht nach ihnen haschte, sofern sie ihm erreichbar wären, oder wenn er ihnen nicht wenigstens den sehnsüchtigen Blick zusendete, wann er sie nicht zu fassen vermöchte. Doch sollt Ihr deshalb nicht glauben, daß ich ein häufiger Gast an dieser gutbestellten Tafel bin, auf der den Vögeln des Himmels die kostbarsten Schätze ausgebreitet sind. Solche Verblendung, ja solche Schwäche des Herzens wäre allzuviel.

DIE DAME: Das ist wohlgedacht, Raffaello. Ich fürchtete, Ihr könntet anders denken.

RAFFAELLO: Ihr kennt mich schlecht, wenn Ihr vermutet habt, daß meine Phantasie und meine Seele so klein seien. Mögt Ihr Euch darein finden, mir dann und wann zu erlauben, ein lachendes Kind zu sein ...

DIE DAME: Gleich einem Bach, der die Perlen seines lachenden Geplätschers über die Steine hinweg dem Echo entgegenstreut. Wer könnte Euch deshalb tadeln? Sollte ich es tun, geliebtes Kind?

RAFFAELLO: Trotz alledem weiß ich wohl, wie tief

der Abgrund ist, der sich zwischen der Freude und dem Glück ausdehnt; wenn der Engel der keuschen Zuneigung in seinem weißen Gewand über dem geborstenen Grabstein kniet, aus dem er neues Leben hervorzaubert, so frage ich ihn nimmer, wer er sei, denn ich fühle die Kraft in mir, es ihm gleich zu tun. Die große Masse, seicht und nur der kalten Vernunft zugänglich, ist allzusehr geneigt, zu glauben, wo der Zweifel am Platze wäre, und zu zweifeln, wo es zu glauben not täte. Das Kleine hält sie für groß. das Große für gigantisch und . . . Du! Wie kannst du glauben, daß ich dich jemals verkennen könnte und daß meine Augen den reinen Widerschein deiner Seele nicht sähen? Ich weiß, was du für mich bedeutest, ich erkenne deinen Wert, ich halte deine Gaben fest und weiß den Segen, den du mir spendest, wohl zu würdigen . . .

Dein Geliebter ist es, der dir diese Worte sagt, ja, dein Geliebter . . . doch auch dein Freund! Oh, innigst Geliebte! Welchen Namen soll ich ihm vor dir geben? Den deines Gefährten? Nein . . ., den deines zweiten Ich! Aus deinem Munde tönen die Worte seines Geistes und er weiß sie nach ihrem Verdienst zu schätzen.

DIE DAME: Meine Augen füllen sich mit Tränen, doch mit süßen Tränen; ich weiß nicht, wie ich Euch danken kann. Für welche gute Tat belohnt mich der Himmel, indem er mir Euch schenkt? Womit habe ich so großes Glück verdient? Wahrlich, ich weiß es nicht.

RAFFAELLO: Auch ich weiß nicht, durch welche edlen Taten ich dich, mein Schatz, verdient habe. Doch warum erst nach Gründen fragen? Ist man minder glücklich, wenn man sie nicht kennt?

DIE DAME: Soeben hast du mich eine Tochter Platons genannt und ich gestehe allerdings, daß ich es liebe, den Dingen auf den Grund zu gehen.

RAFFAELLO: Die Blüten sind mehr wert als die Knospen, und die Früchte mehr als die Blüten.

DIE DAME: Ihr liebt nur das Vollkommene, das Ausgereifte, das man sehen, davon man kosten und daran man sich ergötzen kann. Niemals werdet Ihr versuchen, eine Leier auseinander zu nehmen, um in ihrem klanggebärenden Schoße die Stelle zu finden, die den Ton erzeugt.

RAFFAELLO: Das ist wahr; dergleichen Aufgaben hat mir der Himmel nicht gestellt, gleichwohl dürft Ihr mich nicht der Oberflächlichkeit beschuldigen. Wo die Wissenschaft dem Leben selbst Nutzen bringt, versage ich ihr nicht die gebührende Achtung. Doch es macht mir keine Freude, mich unklaren Untersuchungen über Dinge zu widmen, die Gleichnisse sind, welche man nicht entschleiern soll und die entschleiert zu haben nicht einmal von Nutzen wäre. Ich liebe wirklich alles, was vom Licht der Sonne umflutet wird; das andere ist mir von minderem Wert.

DIE DAME: Ja, hinter dieser angebeteten Stirn ist ein wogendes Lichtmeer, das allen Irrtum vernichtet, alle Finsternis erleuchtet und sich mühelos zur Wahrheit Bahn bricht.

RAFFAELLO: Du irrst. Niemals habe ich aus mir heraus gefunden, wonach ich suchte. Immer zeigte mir jemand den Weg, und erst wenn eine fremde Hand die Schleier von den Dingen nimmt, die ich schauen soll, gelingt es mir, ein Kunstwerk zu begreifen. Dann freilich sehe ich es, wie es gesehen werden muß.

DIE DAME: Was meint Ihr damit?

RAFFAELLO: Wenn ich nicht eines Tages aus der Werkstatt Peruginos entwischt und niemals dahin zurückgekehrt wäre, so hätte ich in meinem ganzen Leben nicht mehr gelernt als das, was er mich lehrte. In

Florenz offenbarten sich mir beim Studium der Werke des Masaccio Dinge, die mir ohne ihn ewig fremd geblieben wären; doch das war das geringste. Kaum hatte ich die Kinderschuhe ausgetreten, so kam ich in die Werkstatt des Baccio d'Agnolo und war den ganzen Tag in Gesellschaft großer Meister. Da waren Andrea Sansovino, Filippo Lippi, Benedetto di Maiano, Cronaca, Francesco Granacci — und von jedem lernte ich, was er konnte und hörte von den Einfällen, die ihm in den Stunden der Träumerei gekommen waren, gleichviel ob der Betreffende Bildhauer, Maler oder Architekt war. Nachdem ich also tüchtig vorbereitet war und die hemmenden Fesseln des Jünglingsalters abgestreift hatte, fühlte ich mich frei, meine Freundin, und nun konnte ich erst die Lehren verstehen, die mir der große Lionardo ebenso gegeben hatte, wie jedem von uns und allen unseren Nachkommen. Du siehst also, daß ich nicht aus eigener Kraft geworden bin, was ich bin, und daß nicht nur die Meister der Antike, sondern auch viele andere meinem Genius — wie du es nennst — Wegweiser und Quellen gewesen sind.

DIE DAME: Du magst recht haben. Du bist also nicht wie Pallas Athene, in voller Rüstung einem Götterhaupt entstiegen! Doch du bist noch so jung, hast kaum das Jünglingsalter überschritten, und die schönen Züge deines Gesichtes sind noch heute von jener nahezu weiblichen Zartheit, die das Zeichen großer Jugend ist. Es ist ganz selbstverständlich, daß du im Anfang aus den Lehren deiner Vorgänger Nutzen gezogen hast und daß du deine Urteilskraft an ihren Werken zu stärken suchtest. Doch jetzt hast du dir schon alles zu eigen gemacht. Achilles kann der Lehren des Zentauren entraten und mein Alexander der Warnungen der Philosophen. Du hast deinen Acker wohlbestellt. Du übertriffst heute Perugino, Masaccio und Lionardo, du hast

sie alle, alle übertrumpft, obgleich du erst im Frühling deines Lebens stehst. Du wirst Herr der Welt werden und von keinem mehr etwas zu lernen haben.

RAFFAELLO: Auch darin irrst du. Ich werde immer und von allen lernen. Soll ich dir gestehen, warum ich glücklicher zu sein glaube, als meine Vorgänger waren? Sie alle bewegten sich nur in engen Kreisen; sie kannten die Künstler ihrer Stadt und kamen mit anderen kaum in Berührung. Gleich dir meinten sie, daß ein angeborenes Talent unerschöpflich sei und ausreiche, die größten Erfolge zu erzielen. Nichts ist so falsch. Ich, dein Raffaello, werde groß sein, weil ich nicht aufhören werde, allerorten und von jedermann zu lernen. Es kümmert mich wenig, daß der Baum, dessen Wurzeln ich untergrabe, der Allgemeinheit zu eigen ist. Es gelüstet mich nach dem Baum, nach seinen Früchten, und dadurch allein, innigst Geliebte, bin ich ich selbst.

DIE DAME: Du bist die Grazie und die Anmut, du vereinigst alle guten Eigenschaften in dir . . .

RAFFAELLO: Nein! Ich wiederhole, ich bin nicht alles. Ich habe vielleicht Vernunft, weiß Maß zu halten, um ein gutes Urteil zu fällen; ja, ich habe vielleicht sogar ein feines Verständnis und wohlerprobten Geschmack. Doch was mir fehlt, das ist Tiefe und vor allem Größe.

DIE DAME: Wer rühmt sich dieser beiden Eigenschaften?

RAFFAELLO: Michel-Angelo.

DIE DAME: Michel-Angelo? Dieser trübe, traurige, entsagungsvolle, dunkle und verwirrte Geist? . . . Glaubt doch das nicht, Raffaello! Solch einen Menschen mit Euch zu vergleichen! Er gleicht dem Dämon der Finsternis, während Ihr das Bild des Erzengels seid, dessen Namen Ihr tragt. Was sind das für Gedanken

der Bescheidenheit, die plötzlich von Euch Besitz ergreifen?

RAFFAELLO: Wenn ich in die Tiefen dieser melancholischen Seele hinabzusteigen vermöchte, so fände ich dort wohl die schemenhaften Geheimnisse, die er in blinkendes Gold umzuwandeln weiß. Auch Vulcanus war ein mißgestalteter Gott, der rußbedeckt zwischen den glutstrahlenden Essen seiner Schmiede auf Lemnos lebte. Und doch ward keiner der den Azur durchschwebenden Götter ein Künstler von solcher Größe wie er; weder Phoebus, der Herr der Sonne, noch Mercurius, der Flötenspieler!

DIE DAME: Nein! Ihr täuscht Euch! Zwischen dem strahlenden Leben, das sich mit liebevoller Kraft und Eingebung aus Eurer Seele auf Euer Werk ergießt und der brutalen Wildheit jenes, den Ihr zu beneiden scheint, ist nichts Gemeinsames.

RAFFAELLO: Wenn ich nicht wie der aufmerksamste und demütigste seiner Schüler, die unnachahmliche Zeichnung von Pisa kopiert hätte, wenn mein Onkel Bramante mich nicht heimlich in die Sixtinische Kapelle eingelassen und mir zu dem unaussprechlichen Glück verholfen hätte, die Schöpfungen dieses allmächtigen Mannes betrachten zu können, ich wäre nicht was ich bin.

Warum läßt du den Kopf sinken? Ich werde größere und edlere Werke schaffen als er, mag er mir auch als Erfinder überlegen sein. Wohl weiß er, sich zurechtzufinden, doch ist es ihm nicht gegeben, das Silber vom Blei zu sondern und die Reinheit seiner Gedanken von den tausenden von Schmutzflecken zu befreien, die sie trüben. Was mich betrifft, liebe Freundin, so bin ich kein Jehovah auf dieser Welt; ich habe aus allen Händen empfangen und mich an allen Werken anderer bereichert, ich bin der Erbe anderer. Gleichviel! Ich

habe das Erbgut vergrößert, erhoben und mit Glanz erfüllt und habe Ordnung hineingebracht! Ich gefiel mir nicht darin, den einen nachzuahmen, den anderen zu bestehlen und von Dritten dies oder jenes Detail zu borgen, das sie dann hätten als das ihre geltend machen können. Ich habe alle einander widerstrebenden Elemente zu einer Einheit verschmolzen und habe mir solcherart zu eigener Kraft verholfen. Ich schicke mich an, aus diesem geschlossenen Ganzen das mein eigen ist, fortan meine Werke selbst, ohne Zuhilfenahme anderer, zu schaffen und ihre Reihe immer mehr zu vergrößern. Diese Einheit ist ganz nach meinen eigenen Begriffen zusammengesetzt, sie trägt das Kolorit, das meinem Geschmack entspricht und ist bis zum letzten ganz nach meinem Gefallen gerichtet; solcherart schaffe ich jene monumentalen Werke, denen ich mein Siegel aufdrücke, das niemand mir streitig machen kann!

Du siehst, ich lobe mich selbst, um dich zu beruhigen und dir zu gefallen. Doch ich zeige dir meinen Geist so wie ihn der Himmel geschaffen hat und nicht so, wie ihn deine hingebungsvolle Zuneigung irrtümlich sieht. Ich preise mich nicht über alles, ich mache mich aber auch nicht kleiner und ich habe Michel-Angelo wie allen anderen etwas voraus, wovon du nicht zu mir sprichst und was dennoch weit mehr gilt als alles, was ihnen zu eigen ist.

DIE DAME: Ich kenne es, ich sehe es, ich atme es förmlich!

RAFFAELLO: Und zwar? Nenne es doch, ich bitte dich! — Ist es so offensichtlich?

DIE DAME: Oh! Wie sehr ist es das! Wie leuchtet es in deinen Blicken, wie macht es sich in deinem ganzen Gehaben erkenntlich, wie kommt es in der göttlichen Anmut zum Ausdruck, die der kleinsten deiner Be-

wegungen zu eigen ist! Was du den andern voraus hast, lieber Raffaello, ist, daß du glücklich bist, glücklich! Im Augenblick, da du geboren wardst, breitete das Glück einen Schleier von Rosen über das Lager deiner Mutter. Schon als du den ersten Schritt tatest, als das erste Lächeln deine Züge erhellte, liebte man dich. Scheint es doch, als hätte die Kette von Jahren, die dein bisheriges Leben bilden, nur Lenze gehabt. Du hast gedacht, hast gegrübelt und gearbeitet wie du immer arbeitetest. Doch was andern zur Plage wird, das verwandelt sich für dich in mühelose Freude. Du kennst keine erfolglose Arbeit. Man hat dich geliebt, sagte ich. Man liebt dich noch immer! Die Großen, die Fürsten, die Päpste, die Damen, die obersten Würdenträger, sie alle verehren Raffaello; die Bejahrten lieben ihn wie den bevorzugtesten der Söhne, und die in der Blüte der Jahre stehen, tun wie ich . . . sie beten ihn an! Ich bin nicht verwundert, zu sehen, wie Erleuchtung, Tugend, Unschuld und Anmut so herrlich in dir vereinigt sind . . . Alles Böse war aus deiner Nähe verbannt, und da du niemals anderes gesehen hast als liebevolle Zuneigung, konntest du nicht anders werden als du bist . . . Adieu, adieu, mein Freund! Adieu, mein Geliebter! . . . Adieu, mein Idol!

RAFFAELLO: Du gehst schon?

DIE DAME: Schon? . . . Ja, es ist allzufrüh! Indessen, ich bin seit heute morgen hier; nun sinkt die Sonne schon, und das Gold ihrer Strahlen vergeht in dem funkelnden Purpur ihrer letzten Flammen. . . . Im übrigen, ich höre Stimmen vom Ende des Gartens her. Deine Freunde suchen dich auf, und ich will nicht, daß sie mir hier begegnen.

RAFFAELLO: Verweile noch einen Augenblick, Angebetete! Ich will ihnen sagen, daß sie im Haus auf mich warten mögen. Geh noch nicht fort, ich be-

schwöre dich! . . . Du ließest mich von allen möglichen Dingen sprechen, was aber haben wir von uns selbst gesprochen?

DIE DAME: Oh! Was das betrifft, so wissen wir genug, um uns das Reden ersparen zu können. Adieu! . . . Ich sehe Bianchina . . . sie gibt mir ein Zeichen! Meine Sänfte steht schon lange unten im Gäßchen. Wie unvorsichtig sind wir doch!

RAFFAELLO: Wie wenig Zärtlichkeit Ihr für mich habt!

DIE DAME: Undankbarer!

RAFFAELLO: Auf morgen also, nicht wahr? Hier? . . . Oder bei dir? . . . An der Tiberbrücke? . . . Oder an einer anderen Stelle?

DIE DAME: Morgen? . . . Nein! . . . Wie wäre das zu bewerkstelligen? . . . Sei's drum, ich wage es! Komm um zehn Uhr morgens nach Santi-Apostoli. Ich werde hingehen, um die Messe zu hören und mit der Bianchina allein in der Kirche sein. Adieu!

RAFFAELLO: Adieu! Ich bete dich an!

Beatrice geht.

FRANCESCO PENNI *(Il Fattore):* Meister, Bramante ist hier und wünscht Euch in höchster Eile zu sprechen.

RAFFAELLO: Bring mir einen Karton und Kohlenstifte. Wo sind meine Schüler?

IL FATTORE: Einige sind in den beiden Werkstätten, die Mehrzahl von ihnen ist im Vatikan; die einen führen, auf Eure Anordnung hin, die Fresken der Segnatura aus, die anderen arbeiten an den Entwürfen zum Eliodoro. Mehrere andere schließlich haben sich zeitig aufgemacht und arbeiten bei Signor Agostino Chigi an den Psychebildern.

RAFFAELLO: Lasse allen sagen, daß ich sogleich zu ihnen kommen werde . . . Ich werde mich in meine

Werkstätten begeben, in den Vatikan und zu Signor Chigi. Gib mir die Kohlenstifte. *(Er beginnt das Porträt der Beatrice d'Este.)*

IL BRAMANTE: Guten Tag, lieber Neffe. Der Papst will mit dir sprechen. Er findet, daß die Arbeiten nicht vom Fleck kommen. Du wirst heftigen Ausfällen standhalten müssen, aber laß es dir nicht zu nahe gehen.

RAFFAELLO: Vor allem werde ich diese Skizze beendigen, sonst erlischt mir das Vorbild, das ich jetzt noch im Kopf habe. Setzt Euch, Onkel, — hier, in den Schatten dieses Oleanders; er ist ein Schattenhimmel, just für Euch gemacht. Man bringe Signor Bramante eine Limonade!

BRAMANTE: Ich bin außer mir vor Müdigkeit. Dieses Leben bei meinem Alter! Es ist nicht zu ertragen.

RAFFAELLO: Das Leben ist wundervoll, für Euch ebenso wie für mich. Wenn es uns mit seinen Wirbeln verschonte, wie müßten alle grünen Triebe unserer Seele verdorren!

BRAMANTE: Du hast vielleicht recht, zeitweise mag es gut sein. Aber manchmal kann man es nicht mehr aushalten! Julius II. ist ein großzügiger Herrscher; seine Anforderungen sind ebenso groß wie seine eigene Genialität.

RAFFAELLO: Er schont uns nicht; aber glaubst du, daß es ihm selbst leicht fällt, so viel von uns zu verlangen? Gewiß nicht. Das genügt, um uns in guter Stimmung zu erhalten. Das wird eine Skizze, denke ich, deren ich mich nicht zu schämen haben werde. Ihre Linien wachsen gleichsam aus meiner Hand und werden unter meinem Stift lebendig! ... Was den Papst betrifft, der mich mahnt, so werde ich mein Bestes tun. Was hat er auszusetzen? Der Saal der Sacra Segnatura ist fast vollendet; was noch zu beenden ist, wird bald ausgeführt sein. Das Gemälde „Die Theologie" ist nach

den Entwürfen, die ich gemeinsam mit dem Grafen Castiglioni und Signor Lodovico Ariosto gemacht habe, beendigt. „Die Philosophie" werde ich für einige Zeit zurückstellen, weil ich an der „Messe von Bolsena" so großen Gefallen finde und weil mir diese Komposition von solcher Wichtigkeit ist, daß ich keine Ruhe fände, ehe ich sie zu Ende geführt hätte. Ich könnte gar nicht schneller arbeiten, als ich es tue; der Heilige Vater beklagt sich zu Unrecht! Wir schaffen so Schönes, daß er zufrieden sein kann.

IL BRAMANTE: Eben das ist es, was ihn zur Unzufriedenheit ermutigt; wenn ich es ihm sage, wird er zornig und schwört, daß er alle unsere Fähigkeiten erschöpfen wolle, eben weil er weiß, was wir leisten können. Er beklagt sich über dich, über Michelangelo, über Sansovino, über Sebastiano del Piombo, über alle Künstler, die er nach Rom kommen ließ, über mich und über das ganze Weltall. An allem menschlichen Tun sieht er die Langsamkeit der Schildkröte, der Erdball dreht sich ihm nicht rasch genug um seine Achse, und alles und jedes möchte er in seinem Lauf verdoppeln und verdreifachen. Deshalb nimm dich in acht! Seine Neigung zieht ihn zu Buonarotti und ich wünschte nicht, daß er dir unter dem Vorwand, du seist saumselig, Arbeiten entziehe, um sie diesem zu geben.

RAFFAELLO: Ich wiederhole Euch, Onkel, man tut, was man kann. Doch da kommen Freunde, die mich besuchen wollen. Ruft die Diener! Holla! Limonaden! Obst! Kuchen! Sessel! Stellt Sessel auf!

Prunkvoll livrierte Diener bringen Fauteuils, Stühle und Schemel. Andere bieten Erfrischungen aller Art an. Es treten ein: Bibbiena, Agostino und Sigismondo Chigi, die Architekten Baldassarre Peruzzi und Baccio Pintelli, der Musiker Giacomo Sansecondo, der Dichter

Tibaldeo, der Kupferstecher Marcantonio Raimondi und andere.

AGOSTINO CHIGI: Immer an der Arbeit, Meister — Welch reizende Gestalt!

RAFFAELLO: Seid willkommen, ehrenwerte Herren und edle Freunde! Ihr seht alle fröhlich, munter und zufrieden aus! Nehmt Platz, ich bitte Euch! Erlaubt Ihr, daß ich das angefangene Werk fortsetze? Ich muß es heute vollenden und habe nur wenig Zeit, denn Seine Heiligkeit verlangt nach mir.

BIBBIENA: Fahrt nur ruhig fort, Meister. Die Sekunden, die man euch raubte, wären ein häßlicher Diebstahl an der Nachwelt und für uns der Verlust erhabener Genüsse.

TIBALDEO: Ist es wahr, daß seine Heiligkeit von Eurem Bild des Eliodoro so entzückt ist, daß er überraschenderweise wünscht, sich selbst inmitten dieses großen Gerichtshofes und dieses gewaltigen Durcheinanders von Personen dargestellt zu sehen?

RAFFAELLO: Es ist wahr. Ich habe die Skizze heute nacht angefertigt. Bring sie her, Francesco. Ihr sollt sie sehen und eure Meinung darüber äußern.

AGOSTINO CHIGI: Der Potentat, der durch Unterjochung aller kleinen Fürsten ganz Italien unter dem Hirtenstab St. Peters vereinigen und uns für immer von den fremden Zerstörern befreien will, dieser Potentat, unser Pontifex, er war in der Tat außer sich vor Freude, als er von Eurer Hand, Raffaello, das Bild erhielt, daß die Vertreibung der Lästerer durch den Engel des Herrn darstellt, und wo zu sehen ist, wie sie vor Feuer und Schwert die Flucht ergreifen! Er selbst ist es, dieser Engel!

BIBBIENA: Aha! Da sind die Zeichnungen!

Diener stellen die Zeichnungen auf Weisung des Fattore auf Staffeleien.

SIGISMONDO CHIGI: Der Papst ist mit verblüffender Ähnlichkeit getroffen!
SANSECONDO: Das ist genau die stolze und niederdrückende Haltung, die er seinen Feinden gegenüber annimmt!
PERUZZI: Erkennst du dich da wieder, Marcantonio? Du bist einer von den Trägern des päpstlichen Stuhles!
MARCANTONIO: Ich bin nicht der Einzige, dem Raffaello diese Ehre erwiesen hat. Habt Ihr schon gesehen, wer sie mit mir teilt?
TIBALDEO: Bei Gott! Ist das nicht Signor Giovanni Pietro di Foliari von Cremona?
BACCIO PINTELLI: Wie! Der Finanzsekretär?
RAIMONDI: Eben der. Der Arme ist von seinem Glück ganz berauscht und läuft durch die Stadt, um es überall zu erzählen; Ihr habt für ihn etwas getan, Meister, was ihm Gott verweigert: Ihr habt ihm Unsterblichkeit verliehen.
IL BRAMANTE: Nimm diese Entwürfe in den Vatikan mit. Das wird das beste Mittel sein, den Papst zu besänftigen. — Geht deine Skizze der Vollendung entgegen? Es wäre Zeit aufzubrechen, die Sonne sinkt.
RAFFAELLO: Ich bin bereit. Fattore, mein Kind, ich bitte dich, laß diesen geliebten Kopf in mein Schlafzimmer tragen. Wenn ich zurückkehre, werde ich mich wieder an die Arbeit machen. — Meinen blauen Samtmantel und mein Barett mit der Perlenschnur! Befiehl zwölf meiner Leute zu meiner Begleitung! Signor Bibbiena und ihr alle, meine Freunde, bleibet und unterhaltet euch. Das Haus gleicht dem Herrn; es ist euer. Signor Agostino, wenn ich aus dem Vatikan komme, werde ich zu Euch gehen, um zu sehen, was meine Schüler machen.
AGOSTINO CHIGI: Ich eile, um Euch zu empfangen. Ich habe auch noch über meine Kapelle in Santa Maria

della Pace mit Euch zu sprechen. Wann werdet Ihr mit dieser Arbeit beginnen?
RAFFAELLO: In der nächsten Woche unverzüglich. Vergeßt nicht, Messer, daß heute der Tag der heiligen Anna ist! Wir nehmen das Abendessen bei dem würdigen Deutschen Johannes Goricius.
AGOSTINO CHIGI: Die Signora Imperia soll sich dort einfinden. Es ist also nicht zu befürchten, daß Signor Bibbiena sich vermissen lassen wird.
BIBBIENA: Gewiß nicht; doch denke ich, man kann von Euch das gleiche sagen. Die Augen der Imperia bergen einen Magnet, der die Leute an sich zieht.

(Ein Schüler Bramantes tritt ein.)

DER SCHÜLER: Meister, macht Euch schnell nach dem Vatikan auf, es ist ein Unglück geschehen!
IL BRAMANTE: Christi Blut, was willst du damit sagen?
DER SCHÜLER: Die Mauer der neuen Galerie des Belvedere hat durch ihre ganze Länge einen Sprung bekommen und droht einzustürzen.
IL BRAMANTE: Wie sollte es auch anders sein? Der Papst hetzt uns zu sehr! Es muß selbst des Nachts gearbeitet werden und man hat Mühe, bei der Arbeit den Kopf beisammen zu halten!
RAFFAELLO: Ich kann auch davon ein Lied singen. Der nur schlecht angebrachte Gips löst sich mitsamt den Malereien ab oder, wenn er schlecht zubereitet ist, zerstört er die Farben. Lebt wohl, meine Herren! — Ich begleite Euch, lieber Onkel.
BIBBIENA UND DIE ANDERN: Also bis zum Abendessen bei Goricius.
RAFFAELLO *(während er den Garten verläßt zu Bramante)*: Vor allem führt mich im Vorbeigehen noch in die Sixtinische Kapelle, ich muß hinein. Dieser Michel-Angelo hat Wunderwerke vollbracht; es ist mir

eine Notwendigkeit, sie genau zu studieren, soll ich nicht weit hinter ihm zurückbleiben. Welch ein Zauberer ist dieser Buonarotti, welch ein unvergleichlicher Meister!

IL BRAMANTE: In der Tat, das größte von allen Wunderwerken ist sicherlich das, daß er es so glänzend verstanden hat, dem Papst seinen Willen derart aufzuzwingen, daß er auf ihn mehr Rücksichten nimmt als auf den Herrgott selbst!

RAFFAELLO: Wir haben keinen Grund mehr, uns zu beklagen, lieber Onkel. Es fehlt uns nicht an Arbeit!

IL BRAMANTE: Niemandem fehlt es daran. Julius II. hat niemals Arme, Beine, Herzen und Köpfe genug, um ausführen zu lassen, was er plant. Nichtsdestoweniger bleibt Michel-Angelo der Bevorzugte. Halte dir das wohl gegenwärtig!

RAFFAELLO *(lachend):* Machen wir uns also daran, Euren Mauerriß auszubessern. Kommt, lieber Onkel. Und ihr andern folgt uns!

Er verläßt, Arm in Arm mit Bramante, von seinen Schülern und Begleitern umgeben, den Garten.

Vor Bologna

Das französische Lager.

Eine Gruppe von Offizieren. Man zündet Lagerfeuer an. Ein Teil der Soldaten bleibt im Sattel, andere sind abgestiegen, um das Zaumzeug der Pferde festzuschnallen. — Wieder andere kauen an Speisen, die sie in der Hand halten. Die Infanterie ist in Kampfbereitschaft. Abteilungen auf dem Marsch nach ihren Stellungen, die die Umzingelung der Stadt vollenden sollen. — Es ist Mitternacht, der Himmel ist bedeckt, der Mond unsichtbar. — Der Großmeister de Chaumont, Gou-

verneur von Mailand. — Er ist mit dem Panzer bekleidet und trägt einen Helm. Annibale Bentivoglio, Herr von Bologna, und sein Bruder Ermete Bentivoglio, beide gewappnet; Yves d'Alégre, französischer Kapitän.

DER GROSSMEISTER *(zu einem Offizier)*: Sind meine Befehle ausgeführt worden?

DER OFFIZIER: Jawohl, gnädiger Herr. Die Stadt ist zerniert. Keine Ratte kann ohne unsere Erlaubnis ein oder aus.

DER GROSSMEISTER: Ausgezeichnet! Laßt die Ebene von leichten Reitern absuchen. Alles halte sich in Bereitschaft!

DER OFFIZIER: Jawohl, gnädiger Herr!

DER GROSSMEISTER: Oh, dieser alte Julius! Dieser alte Possenspieler! Nun halten wir ihn in Schach, diesen alten Verräter! Wir werden ihn gefangensetzen und das Fieber möge mich dahinraffen, wenn wir ihn nicht zwingen, um Gnade zu flehen.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Er verdient sie nicht! Gedenket doch, wie er Euren ehrwürdigen Bruder, den Kardinal d'Amboise, verraten hat! Einzig er hat es verhindert, daß dieser Papst werde!

DER GROSSMEISTER: Denkt Ihr, ich weiß das nicht und bin gesonnen, es ihm nachzusehen?

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Mir hat er Bologna geraubt, wo er keinen einzigen Freund hat.

YVES D'ALÉGRE: Keinen einzigen Freund? Das ist zuviel gesagt, Signor Annibale. In Euren italienischen Städten hat jeder seinen Freund und einen Helfershelfer für alles, was er unternehmen will.

ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ich sage euch, daß uns das Volk die Stadttore öffnen wird, wenn es erst weiß, daß wir hier sind.

DER GROSSMEISTER: Um so besser. Der König wird ebensosehr zufrieden sein, wie der Herzog von Ferrara selbst. Das mildeste Schicksal, das Julius II. ereilen wird, wird die Absetzung sein, die seinem Vorgänger auch nicht erspart geblieben wäre, wenn er nicht vorher gestorben wäre. Sicherlich war er ebensoviel wert wie der gegenwärtige Antichrist.
ANNIBALE BENTIVOGLIO: Er war mehr wert. Der gegenwärtige sinnt auf nichts anderes als auf die Beraubung und Meuchelung aller Fürsten.
DER GROSSMEISTER: Ich denke, daß es zunächst notwendig ist, die Pferde ein wenig ruhen zu lassen und den Soldaten zu essen zu geben. *(Zu einem Offizier):* Laßt die Leute aus den Sätteln steigen! Die Truppen sollen sich zur Ruhe begeben, nachdem sie Schildwachen ausgestellt haben. Ist Kapitän Molard schon angekommen?
DER OFFIZIER: Er wird im Augenblick hier sein. Seine Freischärler fallen vor Müdigkeit um.
DER GROSSMEISTER: Das sind tapfere Leute; man gebe ihnen Wein. — Ihr kommt zur rechten Zeit, Kapitän Molard. Dank Euch für so viel Fleiß.
KAPITÄN MOLARD: Ich gehöre meiner Pflicht, edler Herr.
DER GROSSMEISTER: Ihr wißt doch schon, daß wir unseren Meister Reinecke gefangen haben?
ANNIBALE BENTIVOGLIO: Und daß wir eben im Begriff sind, ihm den Schwanz abzuschneiden.
ERMETE BENTIVOGLIO: Oder die Gurgel.
DER GROSSMEISTER: Welche Nachrichten bringt Ihr von Ferrara?
KAPITÄN MOLARD: Hier ist Herr von Bayart, der sie Euch mitteilen wird.
DER GROSSMEISTER: Guten Abend, Kapitän Bayart, seid willkommen.

BAYART: Gott zum Gruß, hochedler Herr. Da sind noch andere, die mehr gelten als ich: der Baron von Conti, der Baron von Fontrailles und der tapfere Kapitän Mercurio, samt seinen zweitausend Albanern.
ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ist es wahr, daß er seinen leiblichen Cousin so tapfer geschlagen hat?
BAYART: Er hat ihn und seine Leute in Stücke gehauen und man trug die Köpfe auf den Spitzen der Lanzen davon. Das war nur barmherzig; ich liebe die Grausamkeiten nicht.
YVES D'ALÊGRE: Das ist Metzelei, aber nicht Krieg.
ANNIBALE BENTIVOGLIO: Das ist Rache. Wenn man seine eigene Haut riskiert, so hat man alle Rechte auf die der andern.
BAYART: Ich bin Euch zu wenig ebenbürtig, um mit Euch, der Ihr ein so großer Kriegsmann seid, zu streiten. Kapitän Mercurio ist ein tapferer Krieger, das ist über jeden Zweifel erhaben. Nichtsdestoweniger ließ ich die Plünderer, die die armen Einwohner von Vicenza in einer Höhle ersticken ließen, in den Tod befördern; und überall, wo mir Marodeure in die Hände fallen, werde ich es ebenso tun. — Aber sind wir denn hier, um uns Geschichten zu erzählen?
DER GROSSMEISTER: Keineswegs. Wir rechnen darauf, daß das Volk von Bologna mir morgen in aller Frühe den Papst ausliefern wird. Signor Annibale hat es mir versprochen.
ANNIBALE BENTIVOGLIO: Ich habe es Euch ebenso versprochen wie das, daß König Ludwig und der Herzog von Ferrara wie auch ich und unsere Freunde von dem kirchlichen Bannstrahl befreit werden.
EIN OFFIZIER: Eine Schildwache läßt anzeigen, daß der Graf Giovanni Francesco Pico sich im Auftrag des Papstes eingefunden hat, um mit dem hochedlen Herrn zu sprechen.

DER GROSSMEISTER: Ah! Man hat also schon von unserer Ankunft erfahren und der Heilige Vater will vermeiden, daß sein Volk ihm bei der Lösung dieser Aufgabe behilflich sei! Führt den Herrn Grafen zu mir, ich will hören, was er mir zu sagen hat.

In Bologna

Ein Zimmer des Palastes, in dem der Papst wohnt. Julius II. liegt, krank, halb hingestreckt, in einem Lehnstuhl; er wirft sich unruhig hin und her und streift die Kissen jeden Augenblick zu Boden; Bediente heben sie auf. Der Kardinal Regino, Legat von Bologna.

DER KARDINAL: Es geht nicht an, daß Ihr Euch von diesen französischen Schurken gefangennehmen laßt.
DER PAPST: Ich werde mich nicht gefangennehmen lassen. Ich werde sie gefangennehmen, ich werde meine Feinde erwürgen und zerschmettern. Darauf kannst du zählen! Man gebe mir zu trinken. *(Ein Kämmerer reicht ihm ein Glas mit Arznei.)* Brrr! — bitter wie Galle! Ein Glas Wein!
DER KÄMMERER: Hochheiliger Vater, die Ärzte haben Wein ausdrücklich verboten!
DER PAPST: Wann sind die Kuriere aufgebrochen, um den Venezianern und Spaniern Nachricht zu geben?
DER KARDINAL: Vor vier Stunden, sofort auf die erste Nachricht vom Anmarsch der Franzosen hin.
DER PAPST: Alles gipfelt in der Frage, ob unsere Verbündeten rechtzeitig hier sind. Laß an den Bischof von Sion schreiben, er möge seine Verhandlungen mit den Schweizern beschleunigen. Man möge so viele von diesen Barbaren, als sich irgendwie zusammenbringen lassen, in das Gebiet von Mailand werfen. Je mehr

Schaden sie den Leuten Ludwigs XII. zufügen, um so früher werden wir befreit sein.
DER KARDINAL: Die Schweizer sind brave Dummköpfe, ich halte viel von ihnen. Der Kirche sind sie ergeben und gehorsam, wenn man sie gut bezahlt . . .
DER PAPST: Banditenpack, wie die andern! Graf Giovanni Francesco ist noch nicht zurück?
DER KARDINAL: Noch nicht. Er ist ein geschickter Diplomat, ein schlauer Unterhändler.
DER PAPST: Man muß nicht sonderlich schlau sein, um Ludwig XII. zu betrügen. Dieser Kerl spielt sich als guter Mensch auf, weil er plump, jovial und schwach an Geist und Herz ist. Als Prinz hat er seinen König verraten; als Gatte hat er seine erste Frau, eine Heilige fürwahr, so elend gemacht, wie er nur konnte; heute steht er in knechtischer Hörigkeit zu seiner zweiten Frau, die nichts ist als eine Megäre; aber rauben und plündern — wer verstünde sich besser darauf als er? Und er tut's immer mit einem breiten Grinsen, als ob er sagen wollte: Seht, was für ein braver Mann ich bin! Armes Italien! Armes Italien, von solchen Leuten wirst du mit Füßen getreten! Aber das Elend wird nicht mehr lange dauern. Man muß unbedingt diese kleinen Fürstentümer und diese skandalösen Republiken vernichten: Florenz, Siena, Lucca. Gut, man wird sich Aragos, Frankreichs, der Deutschen bedienen — wen man eben dazu gerade an der Hand hat. Dann endlich wird der Morgen dämmern, an dem die heilige Kirche als Herrin aller alle jene Elenden hinter doppelt gesicherten Schlösser in ihre Kerker einsperrt, die ihnen der Himmel als Heimat angewiesen hat.
DER KARDINAL: In der Tat, Eure Heiligkeit hat alles aufs wunderbarste vorbereitet: Heinrich VIII. von England ist losgelassen auf die Küsten Frankreichs; Ferdinand bedroht die Pyrenäen.

JULIUS II.: Unterdessen unterhandle ich mit Ludwig — immer unterhandle ich mit Ludwig; so halte ich ihn hin, beschäftige ihn, amüsiere ihn und mache ihn glauben, daß wir uns schließlich einigen könnten; mit der einen Hand stoße ich ihn aus der Kirche aus, ihn und seine Bundesgenossen, diese Schurken, mit der andern liebkose ich ihn! . . . Ich wrde ihn vollends zu Boden werfen.

DER KARDINAL: Und dann — fünfzehntausend Schweizer sind auf dem Wege hierher!

JULIUS II.: Und mein Neffe Marcantonio Colonna hat eine Armee aufgestellt; eine zweite habe ich für meinen Francesco Maria Urbino auf die Beine gebracht . . . alles geht ganz gut . . . ja, aber wenn jetzt die Franzosen uns überrennen, dann kann uns das alles über den Haufen werfen! Ich war ein wenig leichtfertig, als ich hierher kam.

DER KARDINAL: Ein wenig unvorsichtig . . .

JULIUS II.: Hatte ich Zeit, mich zu besinnen? Um etwas zu Ende zu bringen, muß ich mich sehr beeilen. Wenn ich nicht auf mein Glück rechnen darf, bleibt mir nichts mehr zu tun übrig. Geh, sieh, ob der Graf nicht zurückkommt.

Vor Bologna

Dunkle, kalte Winternacht, der Tag beginnt zu dämmern. Ein Bauernhaus, um das französische Truppen gelagert sind. Beständiges Kommen und Gehen von Infanterie- und Kavalleriepatrouillen. Posten und Schildwachen. Die Stadt ist eingeschlossen. Man sieht Licht in den oberen Stockwerken einiger Häuser, die den Wall überragen. — Vor einem Lagerfeuer, an einem Tisch, der Großmeister de Chaumont und Graf Giovanni Francesco Pico.

DER GRAF: Gut, edler Herr, ich will Euch alles zugeben, was Ihr da sagt. Der Heilige Vater hat sich der Liga von Cambrai nicht so treu erwiesen, wie er sollte. Man könnte manches einwenden, aber sprechen wir nicht davon. Ich räume Euch ein, der Heilige Vater hat den allerchristlichsten König nach der Schlacht von Agnadello im Stich gelassen; er hat . . .

DER GROSSMEISTER: Er hat sich mit unseren schlimmsten Feinden, mit den Venezianern verbündet. Er hat sie unseren Händen entrissen, als wir sie halbtot zwischen unseren Fäusten hatten und eben daran waren, ihnen den Gnadenstoß zu geben; er hat den Kaiser gegen uns aufgebracht; er verleitet die Schweizer, uns anzugreifen; kurz, er tut uns Schaden an, wann immer er nur kann. Er wird bestraft werden! Oh, bei Gott, daß er sich doch ergäbe, ohne viel zu zögern!

DER GRAF: Was kann er anderes tun? Wenn Ihr ihn gefangen haben werdet, was wollt Ihr mit ihm machen?

DER GROSSMEISTER: Ein gutes Gefängnis . . . glaubt Ihr, wir haben Mangel daran? Und dann, später, wird er abgesetzt, wie er es reichlich verdient hat!

DER GRAF: Ihr seid hart. Der Papst im Gefängnis? Was wird die christliche Welt sagen? Was wird sie tun? Und Ihr selbst, edler Herr, als Held solcher Ungeheuerlichkeit, Ihr werdet Euch dazu finden, Eurer Königin, deren Frömmigkeit so bekannt ist, die Absolution zu geben, die ihr der geringste Priester verweigern wird?

DER GROSSMEISTER: Beim Teufel, denkt Ihr, mir Furcht einzujagen?

DER GRAF: Ich möchte Euch die Augen öffnen. Was würdet Ihr dazu sagen, wenn ich Euch — an Stelle eines Papstes im Gefängnis, der peinlich ist, einen

Papst zuführte, der Euer ergebener Freund geworden ist —?

DER GROSSMEISTER: Ihr haltet mich für einen Dummkopf. Euer ergebener Freund ist derselbe, der meinem Bruder die Tiara gestohlen hat; glaubt Ihr, das sei eine Sache, die man kurzerhand verzeiht?

DER GRAF: Nein, ohne Zweifel; ich möchte Euch nur eine kleine Wahrheit zu bedenken geben: Wenn einer sowohl seinem Herrn als auch sich selbst allzu eifrig dient, gerät er leicht auf Irrwege. Ich biete Euch die Verständigung mit uns an und ich versichere Euch, wir wollen sie zu Euerm Vorteil. Ihr lehnt mich ab, gut; aber bedenket wohl, was es heißt, mich abzulehnen!

DER GROSSMEISTER: Ich lehne nichts ab. Ich sage nur — und ich wiederhole es Euch — daß man Euch nicht das geringste Vertrauen schenken kann . . . Oh . . . wenn Ihr andere Leute wäret! . . . Dann allerdings.

DER GRAF: Seht, was ich Euch zum Beispiel vorschlage . . . Zurücknahme der Exkommunikation gegen Euch und Eure Verbündeten . . . Alfonso d'Este wird wieder eingesetzt in seine Rechte als Herzog von Ferrara und erhält sein Amt als Gonfaloniere der heiligen Kirche wieder . . . Wäre das nicht in der Tat ein guter Anfang? Wir werden die Venezianer preisgeben . . . Euch selbst wird man zweihunderttausend Taler in barem Gold auf die Hand zahlen . . . Wäre auf einer solchen Grundlage nicht ein Abkommen möglich?

DER GROSSMEISTER: Ihr seid erprobte Schurken, wie ich sehe . . . und Ihr meint, eines so geringfügigen Vergnügens willen würde ich mich in so unabsehbare Ungelegenheiten stürzen?

DER GRAF: Ich mache Euch einen formellen Vorschlag im Namen des Heiligen Vaters!

DER GROSSMEISTER: Habt Ihr Vollmachten?
DER GRAF: Ja, hier sind sie.
DER GROSSMEISTER: Das da genügt mir dennoch nicht!
DER GRAF: Beim Bacchus, Ihr macht es schwer . . .
DER GROSSMEISTER: Ich will überdies die Wiedereinsetzung Annibale Bentivoglios als Herren seiner Stadt Bologna, ferner, daß der Papst auf die Romagna Verzicht leistet.
DER GRAF: Ich will Euch offen sagen, daß ich keine Instruktionen habe, um solche Forderungen zu erörtern, aber ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß der Heilige Vater darüber nicht einmal wird verhandeln wollen.
DER GROSSMEISTER: Ihr treibt Scherz. Wenn er ablehnt, setze ich ihm die Daumenschrauben an. Ist er nicht unser Gefangener? Hat er denn die Freiheit, zu wollen oder nicht zu wollen?
DER GRAF: Wir werden alles mögliche ertragen; aber ich glaube weder, daß der Heilige Vater auf Bologna, noch daß er auf die Romagna verzichten wird.
DER GROSSMEISTER: Gut denn, so werde ich morgen, beim ersten Schimmer des Tages, Eure Tore aufsprengen und meine Hand auf Euern Mann legen . . .
DER GRAF: So seid Ihr restlos entschlossen?
DER GROSSMEISTER: Wenn Ihr mich besser kennen würdet, erspartet Ihr Euch diese Frage.
DER GRAF: In diesem Fall, angesichts der Gewalt, weiche ich.
DER GROSSMEISTER *(lachend)*: Ihr tut gut daran . . glaubt mir. Und da wir Freunde sind, wird Euer Herr mir wohl unverzüglich die Tore öffnen. Ich habe Eile, ihn zu umarmen.
DER GRAF: Aber in diesem Fall wird er unter anderem Namen Euer Gefangener sein.

DER GROSSMEISTER: Nehmt das, wie Ihr wollt, ich werde von dieser Bedingung nicht abgehen.
DER GRAF: Unsere Lage ist schrecklich. Ich eile, dem Heiligen Vater Eure Worte zu melden. Er wird entscheiden . . .
DER GROSSMEISTER: Meldet ihm meine Ehrfurcht — die Ehrfurcht eines gefügigen Kindes der Kirche . . .
DER GRAF: Sehet zu, edler Herr de Chaumont, ob Ihr nicht minder hart sein könnt!
DER GROSSMEISTER: Ich bin nur ein Mann der Vorsicht. Euer Herr wird anerkennen, daß meine Absichten besser sind, als es scheint. Ihr habt gesagt, dreihunderttausend Taler in Gold?
DER GRAF: Ich sagte zweihunderttausend.
DER GROSSMEISTER: Es werden dreihundert sein, wenn es Euch beliebt. Wann werdet Ihr zurück sein?
DER GRAF: Ich bitte um Zeit bis Mittag.
DER GROSSMEISTER: Unmöglich. Zwei Stunden! Nicht eine Minute mehr! Wir haben schon zuviel Zeit verloren, indem wir plauderten . . .
DER GRAF: Edler Herr! Edler Herr! Ich beschwöre Euch! . . . Wir werden die dreihunderttausend Goldtaler zahlen! Aber tragt nicht in diesen Handel die Erinnerungen an einen persönlichen Groll hinein.
DER GROSSMEISTER: Ihr habt mir da vorhin dunkel mit der Königin gedroht . . . Ihr seht, ob ich in Furcht geraten bin! . . . Wohlan, Herr Graf, faßt wieder Mut! Ich bewillige Euch so viel Zeit, wie Ihr fordert, und noch zwei Stunden darüber hinaus. Bin ich wirklich solch ein Teufel?
DER GRAF: Dank! Der Heilige Vater wird wissen, was er Euch schuldet. Wir sind allerdings nichtsdestoweniger in einer gräßlichen Lage.
DER GROSSMEISTER: Gut, gut denn, seid nicht traurig darum! Ein Bündnis mit uns wiegt wohl eines

mit Venedig auf. Ihr werdet dadurch die Romagna verlieren, aber wer weiß, ob Ihr nicht irgendeine andere Sache gewinnen werdet? Ihr sollt nicht mit so verzweifelter Miene den Kopf schütteln. Geht mit Gott und erinnert Euch, daß Ihr im Worte seid . . .

DER GRAF: Lebt wohl, edler Herr. Ich werde getreulich zur Stelle sein.

(Er geht ab.)

DER GROSSMEISTER: Im Grunde genommen hat er so unrecht nicht. Frau Anna ist in Sachen der Frömmigkeit nicht leicht zu nehmen und insbesondere ich stehe, seit mein Bruder tot ist, nicht zu fest . . . Es ist wahr, daß der König wütend ist auf den Papst und ihn vernichten möchte . . . aber dreihunderttausend Goldtaler zu bekommen ist so übel nicht, gar wenn die Sache von der Art ist, daß der König befriedigt und die Königin nicht verletzt wird . . . Julius wird suchen, mich zu hintergehen . . . aber es ist nicht gesagt, daß ich mich durch diese Lügenmäuler von Italienern, übertölpeln lasse . . . ich kenne sie, gottlob genug . . .

YVES D'ALLEGRE: Ihr wollet die Posten revidieren, edler Herr.

DER GROSSMEISTER: Ich war eben dabei, nach Euch zu schicken. Gehen wir!

An einem Lagerfeuer.

Kapitän Bayart und der Bastard du Fay, Fähnrich seiner Ordonnanzkompagnie; die Kapitäne Molard und Sucker, Führer französischer und deutscher Freischärler. Kapitän Jakob Zemberg, Führer der Schweizer. — Ein plumper Tisch nahe dem Feuer ist überladen mit Schinken, Würsten und Geflügel, mit Flaschen und mit Trinkbechern aus blankem Eisen,

aus Zinn, Horn und Holz. Die Zecher sitzen auf Bänken und Schemeln, die man aus Hütten herbeigeholt hat. Rund um den Tisch eine Schutzwand, hergestellt aus Stangen und Mänteln, welche die Soldaten darübergebreitet haben. Pechfackeln brennen auf der Spitze langer in die Erde getriebener Picken. Die Herren speisen zur Nacht; Pagen und Lakaien bedienen sie.

KAPITÄN SUCKER: Im Kriege gilt mir nur die Tapferkeit etwas; um das übrige kümmere ich mich wenig.

KAPITÄN BAYART: Ihr zeigt Euch darin nicht als weiser Mann, Kamerad. Ich halte viel von der Tapferkeit, aber noch mehr von der Vernunft, denn nur mittels der Vernunft erreichen wir die Disziplin, von der man in unseren Armeen bis heutzutage allzuwenig gesprochen hat.

KAPITÄN MOLARD: Wenn einer meiner Leute den Teufel spielt, so mache ich den Satan in Person und er wiederholt's nicht mehr. Wir gehen jetzt ab, glaubt mir, edler Herr von Sucker, von den alten Methoden, den Plünderungen, Brandstiftungen und Metzeleien. Das sind Narrheiten, die auf den zurückfallen, der sie begeht. Ich bin der Meinung des Herrn von Bayart.

KAPITÄN BAYART: Seht da, ein Braten, der gefällig aussieht, zumal nach einem so langen Ritt wie unserem von heute. Da aber Herr von Molard meine kleine Weisheit freundlich rühmt, will ich euch sagen, daß ich seit meinen ersten Waffengängen in Italien, also seit 1494, manchen bedeutsamen Wandel in der Kriegführung gesehen habe, sowohl bei den Italienern als auch bei uns.

DER BASTARD DU FAY: Ich trage Eure Fahne noch nicht lange, edler Herr, aber auch ich habe schon diesen Wandel beobachtet.

KAPITÄN BAYART: Als wir mit König Karl ruhm-

reichen Angedenkens hierherkamen, waren wir wie gute Bauernburschen, die eben aus ihren Dörfern kommen, plump und schwerfällig, und die Italiener trieben ihren Spott mit uns, so wie wir heute über die Landsknechte lachen, die uns bäuerisch erscheinen. Ich sage das, ohne Euch zu beleidigen, edler Herr von Sucker.

KAPITÄN SUCKER: Wir haben viel größere Weise zuhause in Deutschland als ihr! Die Italiener, die sich doch sonst so wichtig nehmen, finden sich bereit, sich an uns zu wenden, um Architekten zu bekommen. Wir bauen ihnen den Dom von Mailand und unsere Maler — wie Albrecht Dürer — geben ihnen Unterricht im Malen.

KAPITÄN BAYART: Seht doch, wie recht ich hatte mit meiner Behauptung, in den letzten Jahren gebe es so manche Neuerung. Vor der Schlacht bei Fornovo hättet Ihr wohl nicht gehört, daß ein Führer der Landsknechte sich der Architekten und Maler rühmt. Damals dachte man nur an Wein, Mädchen und ans Plündern und von Bildern und Statuen wußte man kaum mehr, als daß man sie in Stücke zerreißen oder zerschlagen kann!

DER BASTARD DU FAY: Weiß Gott, wir heute würden die, welche so dächten, für Rohlinge und Lümmel halten. Das sind besonders die neu eintreffenden Rekruten aus Frankreich. Sind sie aber erst sechs Monate lang im Lande, so finden sie Gefallen an seinen Schönheiten und werden zivilisiert.

KAPITÄN BAYART: Noch einen Gesichtspunkt: Damals, zu jener Zeit, hättet ihr einen italienischen Kriegsmann weder mit Gold, noch mit Silber dafür gewinnen können, sich zu schlagen. Heute kenne ich keine tapfereren Soldaten als Alviano, Andrea Gritti und viele andere . . .

KAPITÄN MOLARD: Und den Papst Julius II.

(Gelächter.)

KAPITÄN BAYART: Das ist wahr . . . Ich wollte den Tag erleben, wo sich die Soldaten schlagen werden, ohne das arme Volk der Städte und des Landes zu peinigen. Es ist aber doch ganz schuldlos an den Streitereien seiner Fürsten.

KAPITÄN ZEMBERG: Ein unerträglicher Wind streicht unter diesen Mänteln durch! Meine Füße sind zu Eis erstarrt! Ihr Soldatenpack! Könnt ihr denn dieses Gerüst da nicht etwas besser herrichten? Ich werde euch, ihr Lumpen, eins hinter die Ohren geben.

De Chaumont, Yves d'Allègre, Offiziere und Soldaten treten auf.

DER GROSSMEISTER: Gute Nacht und guten Morgen, ihr Herren! Wollt ihr mir nicht einen Fingerhut voll Wein geben? Dank Euch, Herr de Bayart! Euer Wohl, ihr Herren!

BAYART: Auf das Eure, edler Herr, und möge der Himmel Euch gewähren, was Euer edles Herz begehrt!

(Alle trinken.)

DER GROSSMEISTER: Der Papst hat also nicht versucht, auf Eurer Flanke durchzuschlüpfen?

BAYART: Wenn er nicht auf Eurer entwischt, so seid sicher, daß es auf meiner nicht geschehen wird.

(Gelächter.)

In Bologna

Eine Straße nahe bei San Petronio.

Morgen. Volk, Handwerker, Krämer, Adlige, Soldaten.

EIN FLEISCHER: Wenn es nicht mehr kostet als einen Stoß, den Papst hinauszuwerfen, dann geben wir ihm ihn doch! Hoch die Bentivoglio!

DAS VOLK: Hoch Bentivoglio, heil Bologna! Freiheit!!

Francia und seine Schüler treten auf, dann die Maler Francesco Caccianimici und Amico Aspertino.

DAS VOLK: Hoch die Schule von Bologna! Nieder mit den Römern!

EIN BÄCKER: Nun, Meister Francia, was sagt Ihr dazu?

FRANCIA: Ich sage, daß Michel-Angelo ein Frechling ist und sein Lehrer ebenso wie er und nicht besser. Hoch Bentivoglio!

DAS VOLK: Hoch Bologna!

CACCIANIMICI: Ja, meine Kinder! Hoch Bologna! Ist denn diese eure schöne Stadt minder würdig, frei zu sein als Florenz, Lucca und so viele andere?

DAS VOLK: Nein! Nein! Hoch Bologna! Hoch die Bentivoglio!

AMICO ASPERTINO: Jedem das Seine! Freie Stadt! Keine Sklaverei mehr!

DAS VOLK: Freiheit! Freiheit! Hoch die Bentivoglio!

EIN BÄCKER: Wir wollen einen Fürsten, der sein und unser Geld hier im Lande verzehrt und nicht in der Fremde! Der u n s Kirchen und Paläste baut, nicht den Römern! Hoch Bologna!

DAS VOLK: Hoch die Bentivoglio! Freiheit! Freiheit! Zum Palast! Nieder mit dem Papst!

ASPERTINO: Reißen wir die Statue von Michel-Angelo nieder! Wollt ihr?

DAS VOLK: Nieder mit der Statue!

CACCIANIMICI: Aufs Wort, vorwärts!

(Unter wildem Geschrei folgt ihm das Volk.)

Bologna; der Palast.

Julius II., im Lehnstuhl, seinen Stock in der Hand; der Kardinal von Pavia, Kardinal Regino, der Bischof von Gurck, Michel-Angelo, Graf Giovanni Francesco Pico.

JULIUS II.: Dauert der Aufruhr fort? Immer noch das Geschrei? Bist du verrückt, Regino? Habe ich dir nicht schon Befehl gegeben?

KARDINAL REGINO: Heiliger Vater, die Schweizer haben zweimal angegriffen und sind zurückgeschlagen worden.

JULIUS II.: Kavallerie her und zwei Geschütze! Lauft! Wenn der Tumult fortdauert, werde ich selbst gehen.

(Der Kardinal Regino geht ab.)

JULIUS II.: Er ist ein wenig kraftlos, der arme Mensch. Graf Pico, obwohl die Stunde noch nicht da ist, um Herrn de Chaumont Antwort zu bringen —, geh doch schon jetzt zu ihm.

DER GRAF: Ja, Heiliger Vater.

JULIUS II.: Du wirst ihm sagen, daß ich in alles einwillige, weil mir meine Lage nicht erlaubt, über irgendetwas zu verhandeln. Um mein Treue zu erproben, möge er mir den Vertrag hierherschicken, aufgesetzt und formuliert, wie es ihm beliebt. Du hast weiter nichts zu tun, als über jeden Punkt ein großes Geschrei zu erheben und die Sache in die Länge zu ziehen. Schließlich bringst du den Vertrag hierher, damit ich ihn unterzeichne. Dermaßen haben wir Zeit bis heute abend und selbst bis morgen früh, wenn wir wollen.

DER GRAF *(leise):* Weiß Eure Heiligkeit, wo die Spanier stehen . . . und die Venezianer?

JULIUS II.: Sie werden, die einen wie die andern, gegen ein Uhr nachmittags ankommen. Sei zärtlich mit deinem Großmeister, halt ihn hin; verhüte, daß er aufbricht. Ich aber werde das Vergnügen haben,

ihn zu überraschen, ihn zu umzingeln und festzunehmen und Ihr werdet sehen, was ich mit diesem Schurken von jenseits der Alpen tun werde, der sich erfrecht, seine gemeine Hand auf die Schulter des Statthalters Christi legen zu wollen. Geh, mein Sohn! *(Graf Pico kniet nieder; der Papst segnet ihn eilig.)* Geh doch, geh! Michel-Angelo, mein Sohn, wo sind deine Pläne für die Festungen?

MICHEL-ANGELO: Hier, Heiliger Vater!

JULIUS II.: Geh sofort zu den Befestigungsanlagen, beginne unverzüglich damit, die Grundrisse abzustecken und zu arbeiten. Ich brauche auch Minen und du wirst dich daher mit der Einrichtung der Geschützgießerei befassen, deren Plan du mir bereits gezeigt hast.

MICHEL-ANGELO: Wenn ich Ingenieur und Geschützgießer bin, kann ich nicht auch Maler und Bildhauer sein. Schon am nächsten Tag werdet Ihr klagen, daß die Arbeiten in der Sixtina und die Statuen zu Eurem Grabmal nicht vorwärtskommen.

JULIUS II. *(mit dem Stock auf die Erde stoßend)*: Sicherlich werde ich mich beklagen und ich habe mehr als genug Grund, es zu tun! Nichtstuer, die ihr alle seid! Statt mich zu langweilen mit deinen Betrachtungen, hättest du besser getan, schon das Nötige zu beginnen! Geh doch schon!

(Michel-Angelo geht ab.)

JULIUS II.: Kardinal von Pavia, warst das nicht du, der mir sagte, der Kaiser wolle an meiner Stelle Papst werden und den Titel Pontifex Maximus annehmen?

KARDINAL VON PAVIA: Ja, Allerheiligster Vater. Ludwig XII. hat ihm diese Narretei in den Kopf gesetzt.

JULIUS II.: Es ist eine Unverschämtheit. Von dieser Stunde an sollen mich die Schreiber der Breves „Caesar" titulieren. Ich bin mit dem gleichen Recht

Kaiser der Welt wie Stellvertreter Gottes auf Erden. *(Man hört das Abfeuern einer Artilleriesalve.)* Recht so! Seht, da bekommen die Bologneser eine Ladung meiner Geschosse zwischen die Beine! *(Einige Prälaten und Bischöfe treten näher und grüßen ehrfurchtsvoll.)* Was wollt ihr?

EIN BISCHOF: Die Person Eurer Heiligkeit schwebt in grausamer Gefahr. Die Franzosen, der Pöbel, alle bedrohen Euch. Wäre es nicht an der Zeit, Vorsicht und Mäßigung zu üben? Ich bin ermutigt, eine solche Sprache zu führen, Hochheiliger Vater, durch unsere ehrwürdigen Brüder, die hier versammelt sind . . . Bedenket doch, daß Eure Gesundheit schwer angegriffen ist und weiter, daß wir wehrlose Greise sind, . . . und wenn wir den Gewalttätigkeiten der Soldateska oder des aufgewiegelten Pöbels unterliegen . . .

JULIUS II.: Was will dieser Dummkopf? . . . Was soll dieses Geschwätz? . . . Ruft meine Träger, man soll mich auf die Spitze der Kathedrale hinauftragen, damit ich beobachten kann, was auf dem Schlachtfeld geschieht. Aber halt . . . nein . . . Kardinal von Pavia, Euern Arm . . . du, Kapitän, komm hierher, deinen Arm! Meiner Treu, ich kann gehen! . . . Vorwärts denn!

Rom

Bei Johannes Goricius von Luxemburg.

Ein großer Saal mit Deckengemälden mythologischen Inhalts; Fresken an den Wänden, Fußböden aus Mosaik. Große Vasen voll Blumen. Die Fenster nach dem Garten zu sind offen und man sieht die Häuser eines reichlich mit Baumgruppen durchsetzten Stadtviertels. — Agostino Chigi und sein Bruder Sigismondo, ein Priester; Bramante; Bernardo da Bibbiena; Imperia;

Raffaello; der Datarius Bartolomeo Turini aus Pescia; Giacomo Sansecondo, der Musiker und andere Gäste. — Die ganze Gesellschaft ist in Gruppen auf den geräumigen Saal verteilt, die einen plaudernd und lachend, die andern auf Lehnstühlen, Feldstühlen und Kissen ruhend.

BRAMANTE *(zu Raffaello):* Laß Frau Imperia für einen Moment allein und höre, was ich dir zu sagen habe. Michel-Angelo . . .

RAFFAELLO: Laßt mir doch einen Augenblick des Vergnügens. Ich bin tot vor Müdigkeit und Arbeitsüberlastung. Wenn Michel-Angelo gegen mich intrigiert, so seid Ihr dafür wie ein Teufel gegen ihn und wir sind quitt.

BRAMANTE: Ich glaube, die Leichtfertigkeit deines Geistes ist nicht geringer als dein Talent. Michelangelo sagt aller Welt, du hättest alles, was du weißt, von ihm erlernt.

RAFFAELLO: Er hat mir einiges beigebracht, das ist wahr; aber ich glaube kaum, daß er diese Dummheit sagt, die Ihr ihm in den Mund legt. Er ist ein Mensch von düsterem Charakter, aber kein Schuft. Überdies — er ist mit dem Papst in Bologna. Lassen wir ihn in Ruhe. Er hat gegen meinen Freund, den Meister Francia, so unglaubliche Unverschämtheiten begangen, daß er sie ihm nie vergeben kann.

BRAMANTE: Unglückseligerweise ist der Buonarotti allmächtig beim Heiligen Vater und wie er eben keine Gelegenheit versäumt, um dir zu schaden, so wird auch der Tag kommen, da . . .

RAFFAELLO *(ungeduldig):* So wird der Tag kommen, an dem dann unsere besten Freunde, die uns gegeneinander aufstacheln, in Todfeinde verwandelt sein werden. Es wird eine Schande sein und ich werde mich dagegen mit all meiner Kraft zur Wehr setzen.

BRAMANTE: Ich hätte gewollt, daß man dir wenigstens die Hälfte der Decke in der Sixtina zur Bearbeitung gegeben hätte. Aber Michel-Angelo reißt alles an sich!

RAFFAELLO: Und sonst habt Ihr mir nichts zu sagen?

BRAMANTE: Geh, dich zu vergnügen, denn du hast keinen Tropfen Blut in deinen Adern.

RAFFAELLO: Es ist nicht möglich, mich gegen irgendjemand zu erbittern, am wenigsten gegen jemand, den ich bewundere. Habe ich nicht mehr Arbeit, als meine Kräfte bewältigen?

JOHANNES CORICIUS: Meister Raffaello, habt Ihr die Gruppe der Allerheiligsten Jungfrau und der Heiligen Anna gesehen, die Meister Andrea Sansovino für mich in der Kirche von San Agostino ausgeführt hat?

RAFFAELLO: Ich habe sie eben heute bewundert, sie ist eines der herrlichsten Werke unserer Zeit. Ich vergesse nicht, daß Ihr von mir eine Figur für dieselbe Kirche haben wollt.

JOHANNES GORICIUS: Ich beschwöre Euch, Meister Raffaello, erfüllt Eure edlen Versprechungen; wann gedenkt Ihr zu beginnen?

RAFFAELLO: Hört, ich werde Euch eine Sybille mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf malen. Gefällt Euch das?

JOHANNES GORICIUS: Ja, aber wird es eine junge Sibylle sein oder eine alte?

BIBBIENA: Beachte, lieber Raffaello, daß Herr Goricius von der Leidenschaft für das Schöne beseelt ist.

RAFFAELLO: Meine Sybille wird das Liebenswürdigste sein, was die Natur geschaffen hat und der Geist erfinden kann. Aber seht da, der ehrwürdigste Kardinal Giovanni di Medici.

(Der Kardinal tritt ein. Er umarmt Raffaello.)

DER KARDINAL: Ja, du, ich liebe dich, wie wenn du mein eigenes Kind wärst . . . so sehr liebe ich dich, daß ich fast eifersüchtig bin auf deine Freundschaft zu dem edlen Herrn Bibbiena.
BIBBIENA: Hochedler Herr, Raffaello liebt so sehr alle Welt und sein Herz ist so überreich an Empfindungen der Zuneigung, daß es nicht nottut, um seine Freundschaft zu streiten.
SIGISMONDO CHIGI: Was mich betrifft, so erbitte ich in diesem Moment nur die Gunst, ihm dafür danken zu dürfen, daß er in sein Gemälde der Theologie die Gestalt des großen, heiligen und verehrungswürdigen Märtyrers, des Bruders Girolamo Savonarola, gesetzt hat. Der Tag wird kommen, da alle Welt diesem großen Manne Gerechtigkeit angedeihen lassen wird und ich segne Meister Raffaello dafür, daß er einer der ersten ist, die seinen Triumph vorbereiten.
RAFFAELLO: Dies Verdienst steht nicht mir zu. Es gebührt vielmehr dem Grafen Baldassarre Castiglione und meinem andern Führer, dem Lodovico Ariosto; diese beiden waren es, welche die Heiligen und weisen Gelehrten auswählten, die ich in mein Gemälde hineinsetzte.
IMPERIA: Verehrungswürdigster Herr Kardinal, habt Ihr denn heute für niemand Augen als für Meister Raffaello?
DER KARDINAL DI MEDICI: Ach, gnädige Frau, wie verwirrt ich bin! In der Tat, ich habe sehr schlechte Augen! Ich hatte Euch noch nicht bemerkt.
IMPERIA: Man braucht Euch nicht, Monsignore; nur sollt Ihr Giacomo nicht hindern, zu singen. Ihr seht, er stimmt schon seine Laute.
DER KARDINAL: Und Ihr werdet mir, grausam wie Ihr seid, nicht einmal gönnen, eine Minute an Eurer Seite zu sitzen?

IMPERIA: Ach, Monsignore, Ihr begreift ja doch nichts als Statuen, Gemälde und Bücher!

DER KARDINAL: Und niemals die lebendige Aphrodite?

Sie sprechen leise. Sansecondo beginnt zu singen, Michel-Angelo tritt ein.

JOHANNES GORICIUS: Willkommen Buonarotti!

MICHEL-ANGELO: Laßt euch nicht stören. Ich ziehe mich, sobald ich meinen Auftrag erfüllt habe, zurück. Seid gegrüßt, hochehrwürdiger Herr Kardinal, guten Abend, Raffaello! Der Allerheiligste Vater sendet mich aus Bologna, um dem hochedlen Herrn Bibbiena zu bestellen, er möge sich augenblicklich zu ihm begeben . . . augenblicklich, sagte er, und ohne eine Minute zu verlieren.

DER KARDINAL DI MEDICI: Was ist denn geschehen?

MICHEL-ANGELO: Die Franzosen und die Bentivoglio haben uns in Bologna überrascht . . .

ALLE: Großer Gott! Ist der Papst gefangen?

MICHEL-ANGELO: Er hat die Franzosen hingehalten und die Bologneser vernichtet. Die Venezianer und Spanier hatten Zeit, uns zu Hilfe zu kommen; die Franzosen haben sich nach Mailand davongemacht. Kommt Ihr, Herr Bibbiena? Ich muß unverzüglich, ohne eine Stunde zu verlieren, zurückkehren, um die Belagerung von Mirandola zu leiten.

DER DATARIUS BARTOLOMEO TURINI: Kehrt der Papst nicht hierher zurück?

MICHEL-ANGELO: Nach Mirandola wollen wir Ferrara nehmen. Dann wird man ja sehen, was geschieht. Gehen wir.

JOHANNES GORICIUS: Was für ein Mensch ist dieser Papst! In seinem Alter!

AGOSTINO CHIGI: Er? Er hat keinerlei Alter. Er ist ein unlöschbarer Herd von Tatenlust. Flammen, Funken und Rauch steigen aus ihm in wildem Wirbel auf.

DER KARDINAL: Und Eruptionen eines Vulkans! Ich beklage die arme Stadt Mirandola und die unselige Gräfin Francesca Trivulzio. Sie wird mit ihren Kindern als Bettlerin aus dem Hause gejagt werden. Geht, Monsignore Bibbiena, der Papst liebt es nicht, zu warten.

BERNARDO DA BIBBIENA: Ich folge Euch, Meister Michel-Angelo. Gute Nacht, Raffaello, mein Sohn, unterhalte dich wohl.

RAFFAELLO: Ich werde mein bestes tun. Gute Nacht, Meister Buonarotti, reicht mir Eure Hand!

MICHEL-ANGELO: Wenn ich wiederkomme! Gute Nacht, Monsignore, gute Nacht, ihr Herren!

Bibbiena und er gehen ab.

IMPERIA: Welch unerfreulicher Mensch!

JAN GORICIUS: Denken wir an unser Vergnügen. Das Nachtmahl ist bereit.

Mirandola

Ein Saal im Schloß.

Die Gräfin Francesca Trivulzio, ihre Kinder, deren Wärterinnen, Offiziere der Garnison; ein Parlamentär des Herzogs von Urbino, der General der päpstlichen Truppen.

DIE GRÄFIN: Ich habe Euch geantwortet, Herr. Ich werde meine Stadt nicht dem Heiligen Vater ausliefern. Sie ist das Erbgut meiner Kinder. Ich verteidige ihr Recht und die Gerechtigkeit.

DER PARLAMENTÄR: Gnädige Frau, der Herzog von Urbino verfügt über gute Artillerie und über mehr Truppen als Ihr. Wenn Ihr ihn zwingt, zu stürmen, haftet er nicht für die Folgen.

DIE GRÄFIN: Ich bin Giovanni Giacomo Trivulzios Tochter; mein Blut erfriert nicht um eitler Drohungen willen. Ihr habt mein letztes Wort. Kehrt zurück zu Eurem Herrn.

DER PARLAMENTÄR: Wollet doch erwägen, gnädige Frau . . .

DIE GRÄFIN: Geleitet den Kapitän zurück.

Mailand

Der herzogliche Palast.

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Generalkapitän der französischen Truppen in Italien; der Großmeister de Chaumont, Gouverneur von Mailand; Herr de Clermont-Montoison, Kommandant der für den Herzog von Ferrara bestimmten französischen Hilfstruppen; der Herzog von Anhalt, General der kaiserlichen Truppen; Louis de Brézé, Großseneschall der Normandie, Kommandeur der Edelleute des königlichen Hauses; die Kapitäne Yves d'Alègre, Bonnet, Maugiron; der Bastard von Cleve und andere Offiziere. — Kriegsrat.

GASTON DE FOIX: Edle Herren und Kapitäne, der König will nicht, daß die Dinge in die Länge gezogen werden. Er will den Unternehmungen des Papstes Julius II. ein Ende machen. Dieser Mensch, der beansprucht der höchste Lenker der Kirche zu sein, benimmt sich grausamer zu den christlichen Fürsten, als

der Türke, er will jedermann seines Besitzes berauben und sich auf Kosten aller bereichern. Den Spaniern, deren Charakter die Niedertracht selbst ist, ist er in schamlosem Bündnis verbunden, und den Venezianern, die man die Väter der Lüge nennen könnte . . . und dieser sogenannte Heilige Vater macht daraus kein Hehl, daß er willens ist, uns nach jenseits der Alpen zurückzutreiben und uns das Land von Mailand zu entreißen. Alles will er nehmen, alles besitzen. Zu diesem edlen Zweck treibt er den Türken wider den Kaiser und England wider uns, er liefert unsere atlantischen Küsten ebenso der Verwüstung aus wie die Gefilde Ungarns. Bis jetzt hatten wir uns im Zaume gehalten, den Ausschweifungen seiner Wut haben wir nur Geduld und Milde entgegengesetzt. Nunmehr, einem Rate der Vernunft folgend, haben wir ein Konzil einberufen, eines mit zahlreichen Teilnehmern fürwahr, aber eines, das aus den vertrauenswürdigsten Fachleuten zusammengesetzt ist.

Julius II. hat sich kein Gewissen daraus gemacht, den Pöbel von Pisa wider diese heilige Versammlung aufzustacheln, so daß wir sie hierher verlegen mußten, um sie in Sicherheit zu bringen. Von nun an möge es als erprobte Tatsache gelten, daß wider die Tücke des Papstes nur Krieg bis zum äußersten geführt werden kann. Ich wiederhole euch also, daß wir von nun an niemandem mehr Schonung gewähren, und der König erwartet, daß die Ergebnisse nicht auf sich warten lassen. Das ist's, warum ich euch zusammenrief. Wollet mich also, ihr edlen Herren und Kapitäne, wissen lassen, ob eure Truppen für den Feldzug bereit sind und was ihr über die Lage denkt, in der wir uns befinden.

YVES D'ALEGRE: Da so viele Herren, wenngleich ihr Rat beachtenswerter wäre als meiner, kein Wort hören

lassen, fasse ich den Mut, Euch zu bedenken zu geben: Wenn Ihr Euch schlagen wollt, dann müßt Ihr es gut, rasch, lebhaft, ohne eine Minute zu verlieren, tun, denn der Feind, den Ihr im Auge habt, hat Euch schon manches Rätsel zu lösen aufgegeben, und er wird dasselbe wieder tun. Als der hochedle Herr Großmeister ihn in Bologna entwischen ließ, stand er uns am nächsten Tage im Felde gegenüber wie ein Abenteurer von zwanzig Jahren. Der Kapitän Bayart hat sich an seine Fersen geheftet, um ihn zu fangen. Aber er hat ihn nicht erreicht, und Julius II. hat mit seinen eigenen Händen geholfen, die Zugbrücke des Schlosses von San-Felice hochzuziehen, die ihn unserem braven Ritter entzog. Jetzt gerade muß dieser schreckliche Feind persönlich vor Mirandola stehen. Sein Neffe, der Herzog von Urbino, hat La Concordia erobert. Die Spanier, den Vizekönig Raymondo de Cardoña an der Spitze, rücken mit ihrer ausgezeichneten Infanterie gegen uns vor; die Venezianer bedrohen Brescia, und da sie über ausgezeichnete Verbindungen verfügen, werden sie es, wie ich glaube, einnehmen. Schließlich sammeln sich die Schweizer oben auf ihren Bergen, gleichsam über unsern Häuptern, und der Papst wird sie mittels eines Hebels von Silber auf uns herabrollen lassen. Beeilen wir uns also, und wenn wir Ferrara retten wollen, müssen wir Bologna nehmen!

LOUIS DE BRÊZÉ: Euer Rat ist vernünftig, Kapitän d'Alègre; aber Bologna ist nicht so leicht zu nehmen. Der Kardinal Regino ist durch den Kardinal von Pavia ersetzt worden, und der ist ein Soldat, der sich nicht so einfach niederwerfen läßt. Andrerseits ist der Herzog von Urbino imstande uns so lange in Schach zu halten, daß die Spanier Zeit haben, herbeizueilen. In diesem Falle wird man nämlich die Belagerung aufheben müssen.

YVES D'ALÈGRE: Innerhalb der Mauern von Bologna wütet der Aufruhr, und wenn wir nur Miene machen werden, zu stürmen, werden uns die Bürger im selben Augenblick die Tore öffnen; dann wird der Kardinal gezwungen sein, sich davonzumachen und das freie Feld zu gewinnen.

GASTON DE FOIX: Meine Herren, ich denke wie Kapitän d'Alègre, und ich bitte euch, in vier Tagen hier bereitzustehen . . .

Vor Mirandola

Die Bresche.

Die Gräben sind von Eis bedeckt. Die Söldner und das päpstliche Fußvolk stehen unter Waffen. Zwei Batterien setzen die Beschießung noch fort, um die Bresche zu erweitern. Julius II., der Herzog von Urbino, die Kardinäle Raffaello Riario, del Carretto, Galeotto della Rovere, Francesco Romolino und Lodovica Borgia, der Kapitän Giovanni Paolo Baglione; Sekretäre, Kämmerer, Schweizer Gardisten. Der Papst und alle Personen seines Gefolges sind mit Pelzen und Kapuzenmänteln bekleidet. Es herrscht große Kälte.

JULIUS II.: Wohlan! Ist die Arbeit getan?

DER HERZOG VON URBINO: Die Stadt ist genommen. Man ist dabei, eines der vermauerten Tore einzubrechen um Eurer Heiligkeit den Weg frei zu machen.

JULIUS II.: Ei was! Ich werde durch die Bresche eindringen. Wo ist die Gräfin Francesca?

DER HERZOG: Sie erwartet Eure Heiligkeit im Schloß.

JULIUS II.: Sie mag sich zurückziehen wohin sie will.

Wir marschieren! Heute abend brechen wir nach Ferrara auf.

Ein Bote tritt ein.

DER BOTE: Hochheiliger Vater, Bologna ist in den Händen der Franzosen.

JULIUS II.: Der Kardinal hat die Festung genommen?

DER BOTE: Die Bevölkerung war im Aufruhr und hat die Tore geöffnet.

JULIUS II.: Ihr habt also eine unzureichende Garnison in der Stadt zurückgelassen, Francesco Maria?

DER HERZOG VON URBINO: Hochheiliger Vater, ich war Euch in allen Punkten gehorsam.

JULIUS II.: Will das besagen, daß der Kardinal von Pavia, dieser Alidosio, der mein höchstes Vertrauen genießt, Eurer Meinung nach ein Dummkopf, Feigling oder Verräter ist? Antwortet!

DER HERZOG: Mir scheint, daß, wenn überhaupt einer von uns beiden einen Fehler begangen haben muß, eher er ihn begangen hat als ich.

DER PAPST: Ich werde die Angelegenheit aufzuklären wissen . . . Ich bin empfindlich berührt von ihr . . . das mögt Ihr mir glauben. Und kein Bedenken wird meinem gerechten Zorn eine Hemmung auferlegen. Wo ist Michel-Angelo?

MICHEL-ANGELO: Hier bin ich, Hochheiliger Vater.

DER PAPST: Erteile unverzüglich deine Befehle, damit die Verteidigung aufgenommen und die Widerstandsfähigkeit der Feste wiederhergestellt werde. Führe aus, worüber wir gemeinsam gesprochen haben, und dann kehre so rasch wie möglich nach Rom zurück, um die Arbeit an meinem Grabmal wieder aufzunehmen. Bei allem, was ich mitansehen und erdulden muß, wünsche ich schon fast, mich darein zu betten. Ach! Es ist allzuviel des Elends! . . .

Rom

Eine kleine Werkstatt.

Geschnitzte Möbel, prächtige Stoffe in Purpur, Blau, Gold und Silber; eine antike Pallas-Statue, eine Büste der Psyche, Vasen voll Blumen, deren erfrischender Duft den Raum erfüllt. — Raffaello vor seiner Staffelei, an dem Porträt der Beatrice di Ferrara arbeitend.

RAFFAELLO: Es begegnet mir nicht oft, daß ich allein, für lange Zeit ganz allein bin, und daß ich mich ungestört meinen Gedanken und Empfindungen hingeben kann, ohne in der Gewalt irgendeiner unmittelbaren Idee zu sein, die mich gefangen hält und mich zum Sklaven macht . . . Nein! Heute bin ich ich selbst, mein einziger Gesellschafter . . . Nach Herzenslust und ohne von jemanden gestört zu werden, genieße ich jede Nuance der Freude, die mir die Wollust dieser alles durchdringenden Einsamkeit gewährt, jener Einsamkeit, die so voller Leben ist, daß die aufgepeitschten Sinne sie nicht lange zu ertragen vermöchten. Wie schwach ist doch die Phantasie der Menschen! Beständig bedarf sie der Unterstützung durch die Außenwelt, um sich in den Lüften zu erhalten, und wenn diese Unterstützung zu selten wird oder ganz ausbleibt, so stürzt das arme Vögelchen entkräftet zu Boden und regt sich nicht mehr . . . Welches Unglück! Fühlt es sich doch in den kurzen Augenblicken, da es sich selbst genügt, am lebensfrohesten! . . . So ist es mir ergangen, in solchen Momenten schuf ich mein Bestes. Dann kam ich dem Schöpfer nahe, dem Schöpfer, der mich zu dem machte, was ich bin; ich sah den Himmel vor mir, so voll von überirdischer Schönheit, daß ich es nicht auszudrücken, ja nicht mehr nachzuempfinden vermag . . . Die Natur ist unergründlich, doch die Seele,

die sie durchdringt, ist eine heitere, fröhliche Flamme! Verschwunden sind die irdischen und höllischen Leiden, die die Menschen bedrücken, die vor allem auf uns Italienern lasten, die wir von den Barbaren, Fürsten, Republiken, Parteien und so mannigfachen Werkzeugen des Verbrechens gequält werden! Wir andern aber, wir schweben, von Frohsinn, Lebenskraft und Schaffensfreudigkeit getragen, in einem olympischen Äther! Die Gelehrten, die Dichter, die Schriftsteller, die Altertumsforscher, die Buchdrucker, die Maler, die Bildhauer, die Architekten, die Kupferstecher, die Steinschneider, alles, alles, was in irgendeiner Form, auf irgendeine Weise die Fähigkeit erlangt hat, einem Gedanken, dem Schatten eines Gedankens, dem winzigsten Atom eines Gedankens, verkörpert in einer Idee, Ausdruck zu verleihen, alles ist am Werk, schafft und läßt sich nicht beirren Das Flammenzeichen des Geistes auf der Stirn, mit lächelnden Lippen, die Hände an der Arbeit, durchschreiten sie das Jammertal und reihen Erfolg an Erfolg! Wer verleiht uns solchen Wert, solche Tugend und solche Macht, wie sie noch niemals geschaut ward? Athen kannte nur, was Griechenland ersann: eine bewundernswerte Architektur, eine unvergleichliche Bildhauerkunst, doch seine Malerei war nur eine Sklavin ihrer glorreichen Schwester, und die Wissenschaften mit ihrem engen Horizont ersetzten die Poesie. Das war ihre Wiege! Doch wir, mit welchen gewaltigen Reichtümern sind wir überschüttet! Welch weites freies Feld eröffnet sich unserm Schaffensdrang! Haben wir nicht alles, was die Antike besaß, noch mehr durch das, was unsere Väter von ihnen lernten und uns hinterließen? Gleich Polykletos und Zeuxis sind wir verhalten, die Götter der heidnischen Zeiten ebenso nachzubilden wie die

himmlischen Heiligen Jerusalems, die Philosophen und die Männer der Wissenschaft . . . Wohlan! Unsere Kräfte reichen dazu aus, wir werden alles vollbringen und die Welt, von unseren Händen umgestaltet, wird in neuem Glanz erstrahlen! Wenn es uns auch nicht gelingen wird, alles Böse aus der Welt zu tilgen, das Allerhäßlichste soll uns doch weichen! Oder täuschen meine Empfindungen mich? Trügt die Leidenschaft, die mich mit sich fortreißt? Was bedeutet es denn, daß ich sie empfinde? Warum erfüllt mich der Himmel. von dem sie ausstrahlt, mit ihr, wenn sie unfruchtbar bleiben soll? . . . Wie dies Porträt seiner Vollendung entgegengeht! . . . Wie gleicht es meiner Beatrice! . . . Wie rollt das Blut durch dieses angebetete Antlitz! . . . *(Er wendet sich um und gewahrt Beatrice auf der Türschwelle.)* Ah! Da bist du ja selbst! Du hier, meine Teure! Mein Licht! Mein Stern!

BEATRICE: Arbeite, Raffaello, mein Raffaello! So liebe ich dich am innigsten!

Ravenna

Ein Zimmer im Palais.

Julius II., der Kardinal Riario, Lionardo da Bibbiena, Sekretäre. Der Papst diktiert Sendschreiben.

Mathias Schinner, Kardinal von Sion, tritt ein.

JULIUS II.: Gotts Blut! Ich habe verboten, daß man mich störe! — Du, siegle diesen Brief; und daß der Kurier unverzüglich nach England aufbreche! — Was gibt's Mathias?

KARDINAL SCHINNER: Ein Unglück!

JULIUS II.: Was für ein Unglück?

KARDINAL SCHINNER: Der Kardinal von Pavia hat

sich hierher begeben, um sich von Eurer Heiligkeit wegen des Verlustes von Bologna zu rechtfertigen.
JULIUS II.: Habe ich Bologna verloren, so werde ich es wieder einnehmen. Laß den Kardinal eintreten. Er mag sich schwach gezeigt haben; für einen Verräter halte ich ihn nicht. Er komme herein.
KARDINAL SCHINNER: Aus Furcht, der Kardinal könnte ihm die Schuld zuschreiben, hat der gnädige Herzog von Urbino . . .
JULIUS II.: Kein Geschwätz, ich bitte! Bin ich ein Hanswurst, dem man die Feder durch die Nase zieht? Macht Francesco Maria sich über mich lustig? Der Kardinal spute sich. Ich werde ihn anhören, und wenn der Herzog von Urbino im Unrecht ist, wird er gezüchtigt werden . . . Nun, also! . . . Was hat das zu bedeuten? . . . Was soll dieses Stillschweigen? . . . Wirst du sprechen? . . . Hole mir Alidosio.
KARDINAL SCHINNER: Der Herzog von Urbino begegnete ihm eben auf der Straße vor dem Palais; er ging auf ihn zu . . .
JULIUS II.: Hat er ihm beleidigende Worte gesagt? Er ist ein Heißsporn! Ich werde das schon in Ordnung bringen . . .
KARDINAL SCHINNER: Er ist nicht ganz so, Hochheiliger Vater, er hat ihn . . .
JULIUS II.: Bei allen Heiligen! Sollte er gewagt haben, ihn zu schlagen? . . . an einen Fürsten der heiligen römischen Kirche Hand zu legen? . . . Willst du nicht endlich reden? . . . Hat er ihn geschlagen?
KARDINAL SCHINNER: Hochheiliger Vater! . . .
JULIUS II.: Beim Blut der Jungfrau! Sprich doch!
KARDINAL SCHINNER: Er hat ihn . . . er hat ihn erdolcht!
JULIUS II.: Erdolcht . . . das ist nicht möglich . . . das . . .

KARDINAL SCHINNER: Er hat ihn erdolcht, und der Kardinal war sofort tot; eine Menschenmenge umringte ihn und ich sah, wie man den Leichnam forttrug.

JULIUS II. *(läßt sich verstört in den Stuhl zurückfallen und bedeckt die Augen mit den Händen; dann hebt er den Kopf, blickt um sich und sagt mit dumpfer Stimme):* Geht alle! . . . Ja, alle! . . . Nein, bleib du hier, Mathias!

Die Anwesenden entfernen sich, nur Kardinal Schinner bleibt.

Ich habe viel Glück in meinem Leben gehabt . . . ich habe viel Ungemach ertragen . . . und viele Widerwärtigkeiten, mancherlei Unglück und Mißgeschick; dennoch wußte ich nicht, wie Schande, Entwürdigung und Niedrigkeit tut. Nie fühlte ich mich innerlich gebrochen. Und nun ist es mein eigener Neffe, der nächste meiner leiblichen Verwandten, er, in dessen Adern mein Blut rollt, dessen Gestalt, Wille und Seele mir entstammt, er, der ein Teil meiner selbst ist, er bekümmert mich durch eine solche Erniedrigung, daß ich . . . Ich sage nicht, daß ich zögere, daß ich unentschlossen bin eine Entscheidung zu treffen . . . Dennoch gestehe ich . . . Ja, mein Freund . . . du hast mir einen fürchterlichen Schlag versetzt . . . ich fühle mich schwach, Mathias . . . ich habe keine Kraft mehr . . . ich weiß nicht, was mir ist . . .

KARDINAL SCHINNER: Gott bedient sich derer, die wir am meisten lieben, um uns durch sie die bittersten Kümmernisse zu bereiten.

JULIUS II.: Dies ist allzu hart. Wenn dies Unglück denn geschehen mußte, so hätte es doch zu einem andern Zeitpunkt kommen sollen als heute, da, wie du weißt, das Gebäude unserer Macht in allen Wänden kracht. Ich strebe nur danach, den Ruhm des Ponti-

fikates zu erhöhen, du weißt es, Mathias. Meine Macht ist groß, das ist wahr, doch mein Wollen geht über meine Kraft hinaus. Ich verzehre mich in Wünschen, deren Erfüllung außerhalb des Bereiches des Möglichen liegt . . . Das bin ich . . . In dieser Stunde begreife ich . . . alles stürzt, alles vergeht . . . ich strauchle bei jedem Schritt. Tausende von Schlingen hemmen meinen Fuß. Bosheit, Niedrigkeit, Hochmut, alle Laster der Hölle verknüpfen sich zu einem unentwirrbaren Netz. Ich bin darin verstrickt, bin geknebelt und gleichsam als letzter Schlag trifft es mich, daß jetzt diese wilde und blutdürstige Raserei aus meinem eigenen Fleisch, meinem eigenen Blut hervorbricht, um mich niederzuwerfen! Du begreifst doch, daß ich von dieser Stunde an entehrt bin . . . Begreifst du es? . . . Siehst du es ein? . . . Du gibts es zu! . . . Du, ein plumper Schweizer ohne Feingefühl! . . . Meine Feinde haben ein ihnen ergebenes sogenanntes Konzil, eine lächerliche Versammlung käuflicher Kriecher . . . Dieser Santa Croce! . . . Schon beschuldigen sie mich, ein Trinker zu sein . . . weil ich alt bin, weil mein Gesicht von der getanen Arbeit gerötet ist, weil meine Hände manchmal zittern . . . und trotzdem ist meine Willenskraft noch immer zu stark für ihre Dickschädel . . . Und dieser Ludwig von Frankreich, ein Lümmel, ein gemeiner Bauer, wird sagen, daß ich die Kardinäle nach den Beispielen dieses Amtsverschacherers und Giftmischers aus dem Wege räume, der als mein Vorgänger vor mir vom Stuhl der Apostel verjagt wurde. Was willst du nun, daß ich beginne? Ich habe endgültig verspielt! Ich möchte mich auf die Erde legen und alles der Schurkerei meiner Feinde preisgeben.

DER KARDINAL VON SION: Es ist ein großes Un-

glück . . . aber mit einiger Energie kann man sich gleichwohl über all das erheben.
JULIUS II.: Reich mir ein Glas Wein . . . Dort in dieser Kredenz . . . *(er trinkt)* Gleichwohl, der Schlag ist hart . . . Alidosio hat Bologna übergeben, das ist wahr . . . aber er war trotz allem ein guter Diener . . . Doch daß mein Neffe . . . mein Neffe? . . . Der Elende gilt mir nichts mehr! . . . Mein Neffe? Ein Skorpion, der mich angreift! . . . Welche Überlegung auf dieser Welt könnte mich hindern, ihn zu zertreten! . . . Nein! Nein! Nein! Ich werde ein fürchterlich abschreckendes Beispiel geben! War das Verbrechen schon abscheulich, so soll die Strafe noch viel entsetzlicher sein! Seit der Züchtigung der Söhne des Brutus ist keine solche Strafe vollzogen worden, und wir werden sehen, was die Welt dazu sagt!
DER KARDINAL VON SION: Ihr habt, glaube ich, nicht unrecht. Wollet indessen bedenken . . .
JULIUS II.: Merkt wohl auf! Alles wird zugrunde gehen, außer mir und dem Heil der Kirche . . . Höre! Ich kehre unverzüglich nach Rom zurück, dort werde ich einen unerbittlichen Gerichtshof zusammensetzen. Das Herzogtum Urbino wird mit dem Kirchenstaat vereinigt. Den Mörder wird man verhaften, wird ihn in Ketten legen, wird ihn in das Gefängnis des Ufficio Santo schleppen! Er wird lebendig nicht daraus entweichen! Schreibt den Kardinälen, daß ich ihnen befehle zum Konsistorium zu kommen.
DER KARDINAL VON SION: Ich gehorche.
JULIUS II.: Schreibe so: Ein Konzil, ein wahres Konzil, ist unverzüglich nach dem Vatikan berufen, um den Bannfluch bis zum äußersten zu verschärfen, der gegen Ludwig von Frankreich, Alfonso d'Este und ihre Helfershelfer geschleudert worden ist. — Hast du geschrieben?

DER KARDINAL VON SION: Es ist geschehen.
JULIUS II.: Schreib weiter: Die Belagerung von Ferrara muß eilig betrieben werden. — Schreibe an Marc-Antonio Colonna, an die Venezianer und an die Schweizer, daß mein Wille unerschütterlich ist. Sag' ihnen, daß ich Geld habe! Man muß ferner mit der Regierung von Florenz und ihrem Oberhaupt, dem Soderini, diesem Dummkopf, ein Ende machen! Schreib das genau so . . . gut . . . Der Kardinal Giovanni di Medici wird die kirchliche Armee bei diesem Waffengang befehligen . . . So werden wir die Anhänger seiner Familie auf unserer Seite haben. Aber . . . versteh mich recht, ich will nicht, daß die Erben Lorenzos jemals wieder die Macht an sich reißen, wenn einst die jetzige Signoria gestürzt sein wird . . . Fange sie mit Redensarten ein . . . Florenz und Toscana müssen der Kirche gehören . . . sag' dem Bibbiena, er solle sich mit mir über diese Angelegenheit verständigen.
DER KARDINAL VON SION: Ich habe fertig geschrieben, Hochheiliger Vater.
JULIUS II.: Ich fühle mich jetzt besser. Holla, es komme jemand!

Ein Kämmerer tritt ein.

Bereitet meine Sänfte, alles muß vorbereitet sein! Heute abend brechen wir nach Rom auf. Laßt meine Sekretäre wieder eintreten. An die Arbeit!

Brescia

Die Stadt ist von den Franzosen eingenommen und vollends beherrscht. Banden von Soldaten, Kriegsleuten, Landsknechten und Freischärlern, das Schwert in der Faust, trunken vor Raserei, durchstreifen die Straßen. Ein Teil der Häuser brennt; aufgebrochene

Türen; Frauen werden an den Haaren über das Pflaster geschleift und erdrosselt. Trompetengeschmetter und Trommelwirbel rufen zur Ordnung. Keiner der Soldaten kümmert sich darum, fast alle Soldaten sind betrunken. Ununterbrochenes Lärmen, Schreien, Heulen und Gewehrgeknatter. — Gaston de Foix, der Kapitän Hirigoye, der Kapitän Molard, den Degen in der Hand; desgleichen die Kapitäne Bonnet, Maugiron und von Cleve; alle mit dem Helm auf dem Kopf und in hitziger Erregung.

KAPITÄN MOLARD: Herr de Bayart ist schwer verwundet.

GASTON DE FOIX: Welches Unglück! Ist er tot?

KAPITÄN HIRIGOYE: Fast tot! Ich sah, wie man ihn auf vier Piken hob und in ein Haus trug.

EIN SOLDAT *(im Galopp ansprengend):* Edler Herr, der Kapitän d'Alègre läßt euch sagen, daß er in der Stadt die venezianischen Soldaten geschlagen hat. Sie wollten durch das Tor von San Nazaro entfliehen! Wir haben sie auf dem Hauptplatz zurückgeschlagen und umzingelt; sie haben sich ergeben, wir halten sie gefangen!

ALLE KAPITÄNE: Ein guter, wunderbarer Fang!

GASTON DE FOIX: Habt Ihr irgendwelche Gefangenen von Rang gemacht?

DER SOLDAT: Wir halten die Proveditori Andrea Gritti, Contarini, den Podesta Giustiniani, einige Kapitäne der Republik und den Grafen Avogadro gefangen.

KAPITÄN MOLARD: Ausgezeichnet! Der verfluchte Anstifter der Rebellion von Brescia, der Mann, der uns diesen harten Tag beschert hat!

GASTON DE FOIX: Sagt Herrn d'Alègre, der Graf Avogadro soll unverzüglich auf dem Hauptplatz

geköpft werden und man soll seinen Körper in so viele Teile zerschneiden, wie diese Stadt Bezirke hat.

KAPITÄN MAUGIRON: Welch bewunderungswürdige Gerechtigkeit! Jeder Bezirk wird seinen Anteil haben. Ha, dieser elende Verräter findet also den wohlverdienten Lohn!

KAPITÄN HIRIGOYE: Edler Herr, ich kann meine Gascogner nicht mehr im Zaume halten. Wenn wir kein Mittel finden, um der Plünderung ein Ende zu setzen, ist es mit meinen Truppen aus; ich verzweifle dann, sie jemals wieder in Ordnung zu bringen.

Jacob von Emser eilt herbei.

KAPITÄN JACOB: Edler Herr, ich kann meine Landsknechte nicht mehr zurückhalten, sie prügeln sich mit Euren Gascognern.

KAPITÄN HIRIGOYE: Gott verdammt! Herr Jacob, Ihr werdet mir dafür haften, und ich werde Eure Haut nicht schonen!

GASTON DE FOIX: Seid Ihr toll, Kapitän Hirigoye? Treibt Ihr Spott mit uns?

KAPITÄN JACOB: Die Hauptsache ist, daß man diese Schufte trennt, sonst werden sie sich gegenseitig erschlagen.

GASTON DE FOIX: Kapitän Maugiron, nehmt fünfzig Kürassiere von meiner Kompagnie und werft Euch zwischen die Gascogner und die Landsknechte, bis sie voneinander ablassen; schlagt alles nieder, was sich zur Wehr setzt!

KAPITÄN JACOB: Ich komme mit und will sehen, ob sich die Sache vereinfachen läßt.

KAPITÄN HIRIGOYE: Beim Haupt Sanct Antons, beim Bauch Sanct Quirins, tausend Millionen Lumpenkerle! Meine Gascogner sind dabei, alles in Stücke zu schlagen! Kommt, lieber Kapitän Jacob, wir wollen sehen, was da vorgeht!

Sie gehen eilig ab. Fünfzig Kürassiere galoppieren davon.

EIN SERGEANT: Gnädiger Herr, schickt Verstärkung, Kapitän Jacquin sendet mich, Euch mitzuteilen, daß man die Freischärler von den Dächern der Häuser herab mit Steinen bewirft und mit siedendem Pech begießt.

GASTON DE FOIX: Herr von Cleve, eilt hin mit Eurer Infanterie!

DER BASTARD VON CLEVE: Ich weiß nicht wo sie sind, ich habe kaum zehn Mann beisammen, ich eile selbst hin.

GASTON DE FOIX: Leute, folgt mir!

Er bricht mit dem Rest seiner Ordonnanztruppe auf. Ein Regen von Ziegeln, Möbeln und Balken geht von den Dächern auf sie nieder.

Ein Nonnenkloster.

Die Kirche ist voll von Frauen und Kindern. Schreie des Entsetzens.

DIE LANDSKNECHTE: Nehmt alles! Rafft zusammen! Plündert! Die Weiber für uns!

(Gemetzel und Gewalttätigkeiten.)

Das Innere eines Hauses.

Der verwundete Kapitän Bayart liegt auf dem Fußboden. Soldaten der Kompagnie Molard, die ihn herbeigetragen haben. Ein Knappe des Kapitäns, sein Kammerdiener, der Bastard von Gordon. Die Frau des Hauses und ihre zwei Töchter weinend auf den Knien.

BAYART: Keine Furcht! Keine Tränen! Gnädige Frau, und Ihr, meine jungen Damen, ich hafte Euch

für Eure Rettung, Ihr werdet nicht das geringste Leid erfahren! Kameraden, haltet die Türe besetzt! Sagt allen, die eindringen wollen, daß ich hier bin! Das Haus gehört mir!

DIE DAME: Ach, edler Herr, rettet unser Leben, rettet unsere Ehre! Wir werden gutes Lösegeld zahlen.

BAYART: Ich bin nicht Soldat, um Geld zu gewinnen. Seid ruhig! Ich verblute — legt mich auf ein Bett, Kameraden! Ich werde euch entsprechend eurem Anteil an der Beute beschenken.

DIE SOLDATEN UND KNAPPEN: Dank, vielen Dank, Kapitän, wir verlassen Euch nicht! Niemand wird hereinkommen!

DIE FRAUEN: Ehre sei Gott! Wir sind gerettet!

BAYART: Keine Furcht! Ach, heilige, gebenedeite Jungfrau, wie leide ich!

(Er verliert das Bewußtsein.)

Florenz

Ein Saal im Palazzo Rucellai.

Der Gonfaloniere Pietro Soderini, Niccoló Valori, Niccoló Macchiavelli, Agostino Capponi, Palla Rucellai.

MACCHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob das, was ich euch sage, seine Klarheit behält, wenn ich es in Worte kleide, aber nichts scheint mir überzeugender zu sein: der Staat ist verloren; wir gehen einer Revolution entgegen.

PALLA RUCELLAI: Ich glaube es auch, aber ich verstehe es nicht. Man kann niemanden der Schuld bezichtigen, außer die Verwirrtheit der öffentlichen Meinung. Florenz besitzt alle Freiheiten.

MACCHIAVELLI: Es scheint aber nicht zu begreifen, daß es in ihnen einen großen Vorteil genießt.

AGOSTINO CAPPONI: Wir haben die Republik unserer Väter.
MACCHIAVELLI: Aber die Kinder haben andere Gewohnheiten als die Väter.
PIETRO SODERINI: Gebt mir gerechterweise zu, daß ich in meiner Amtsführung bemüht bin, alle nötigen Interessen zu wahren; ja, ich bin es wirklich.
MACCHIAVELLI: Aber Ihr wißt nicht, Begeisterung zu entfachen. Solange Bruder Girolamo Savonarola unser Führer war, nahm unser Volk an jeglicher Sache Anteil. Es war erregt, begeistert, in Raserei versetzt und befand sich in einem Zustand, in dem man Opfer zu bringen fähig ist. Heute ist die Gleichgültigkeit allgemein. Ich wollte, ich täuschte mich; aber ihr Herren, ich gestehe euch, ich fürchte, daß eine neue Zeit der Medici anbricht.
AGOSTINO CAPPONI: Seid auf der Hut, einen Brutus zu finden, wenn Ihr einen Tarquinius sucht.
MACCHIAVELLI: Auf jeden Fall muß man sich vor Unbedachtsamkeiten in acht nehmen.
PIETRO SODERINI: Die Ereignisse drängen uns. Dieser Kongreß von Mantua, den der Papst wider uns einberufen hat . . . Oh, mein Gott! Wieviel Übles hat uns dieser Mensch schon angetan!
NICCOLÓ VALORI: Ich hielt ihn für verloren nach dem niederträchtigen Unterfangen seines Neffen; er hat dem Mordbuben verziehen und niemand kümmert sich heute mehr darum. Ich hielt ihn für verloren nach der Schlacht von Ravenna. Dieser französische Flachkopf, dieser Gaston de Foix, gewinnt sie, aber er läßt sich töten und sein Sieg wird für die Seinen schlimmer als eine Niederlage. Julius II. zieht seinen Vorteil daraus. Ich gab ihn verloren während des Konzils von Mailand. Er vermag es unmöglich zu machen und findet ein anderes; er erobert Bologna

zurück, niemand weiß wie; er setzt seinen Fuß dem Herzog von Ferrara auf den Nacken, er entthront ihn und die Franzosen, gestern noch im Glanz ihres Sieges, machen sich nach ihrer Heimat davon und lassen uns im Stich, weil dieser erbärmliche Papst, eben aus dem tiefsten Elend errettet, wie ein Satan aus dem Abgrund aufsteigt und seine gefährlichen Blitze gegen sie schleudert! Dann sind da die Schweizer, die in fürchterlichen Trupps in das Gebiet von Mailand eingebrochen sind. Schließlich, um unser Unglück vollzumachen, geschieht uns nicht nur, daß wir zur selbigen Stunde den Schutz Ludwigs XII. verlieren, sondern auch, daß die Soldaten dieses traurigen Königs auf ihrem Rückzuge in voller Flucht ihren Gefangenen von Ravenna, den Kardinal Giovanni di Medici entwischen lassen. Jetzt läßt ihn Julius II. an der Spitze der päpstlichen Armee über uns kommen! Unsere Lage wird unhaltbar!

MACCHIAVELLI: Die Pläne Julius' II. sind mehr zu fürchten, als die des verstorbenen Valentino zu fürchten waren.

RUCELLAI: Wie denn, ich bitte Euch?

MACCHIAVELLI: Der Valentino handelte in niemandes Interesse als in seinem eigenen. Sein Werk hätte auf jeden Fall mit seiner Existenz geendet, denn er hatte keine Kinder. Der Papst hingegen arbeitet für die Kirche und er wird zumindest Traditionen hinterlassen, die für die Unabhängigkeit der italienischen Staaten höchst unselig sein werden.

NICCOLÓ VALORI: Es ist beklagenswert, zu denken, daß sich die meisten unserer Mitbürger einbilden, daß unter einer Regierung der Medici der Handel aufblühen werde. Auch beginnen wir die Künstler wider uns zu haben. Diese Leute verlangt es nach Festen, Luxus und Verschwendung.

AGOSTINO CAPPONI: Ein wohlangebrachter Dolchstoß hat schon oft großes Heil gestiftet.

MACCHIAVELLI: Oder großes Unheil! Guten Abend, ihr Herren, ich gehe sehr traurig nach Hause.

Barberino

Im Hintergrunde die Stadt.

Im Vorderlande, am Fuße der Apeninnen, spanische und päpstliche Truppen auf dem Marsche durch die Ebene nach Florenz, die sich gegen Prato hinzieht. — An der Spitze einer Kompagnie Don Raimondo de Cardona, Vizekönig von Neapel, General der Liga. Kardinal Giovanni di Medici, Legat des Heiligen Stuhls in der Romagna und in Toscana; die Kapitäne Vitelli und Orsini und andere Offiziere.

DER HERZOG VON URBINO: Sicherlich, hochwürdiger Herr, wünscht der Heilige Vater nichts so sehr wie Eure Familien in Florenz wieder in den Besitz aller ihrer Rechte gesetzt zu sehen. Aber Ihr neigt zu allzu großer Eile, Ihr überstürzt die Dinge. Ich aber habe ausdrücklichen Befehl, mit größter Vorsicht und Besonnenheit zu handeln.

KARDINAL GIOVANNI DI MEDICI: Auf die Art, wie Ihr vorgeht, wird alles fehlschlagen. Die Volkspartei wird ohne Zweifel niedergeschlagen werden. Die Intriganten, die Erben des Savonarola, werden verjagt werden, aber wen wird man an ihre Stelle setzen? Das ist's, was Ihr mir nicht sagen wollt und was ich vor allem wissen will.

DER HERZOG VON URBINO: Ich werde Seiner Heiligkeit gehorchen, so wie auch Ihr und jeder andere ihm gehorchen muß. Kehrt mit Euren Verwandten

nach Florenz zurück, aber tretet nur als Privatleute auf.
EIN OFFIZIER *(zu Raimondo de Cardona)*: Exzellenz, die Florentiner haben die Garnison von Prato um zweitausend Mann Fußvolk und hundert Lanzenreiter unter dem Kommando des Luca Savelli verstärkt.
CARDONA: Das ist mir sehr unangenehm, denn es fehlt uns an Geschützen und sogar an Lebensmitteln.
DER HERZOG VON URBINO: Wir werden unterhandeln müssen. Ich habe Befehl, mit den Florentinern zu verhandeln. Wenn sie bereit sind, Soderini zu verjagen und die Medici als einfache Mitbürger in die Stadt aufzunehmen, so ist mir aufgetragen, mich als befriedigt zu erklären.
KARDINAL GIOVANNI DI MEDICI: Wenn es kein Mittel gibt, mehr zu erreichen, wollen wir einen Parlamentär schicken; ruhen wir hier unter diesen Bäumen ein wenig aus und erwarten wir ihn.
CARDONA: Ich gehorche Euch, edler Herr; steigen wir ab und tun wir, wie es Euch gefällt.
Sie halten ihre Pferde an und steigen ab. Bediente breiten einen Teppich unter einem Baum aus; die Führer lassen sich darauf nieder.

Venedig

Palazzo Gradenigo.

Luigi Malipiero, Lionardo Mocenigo, Luigi Gradenigo. Ein großer Saal, dessen Fenster sich nach der Lagune öffnen.

GRADENIGO: Seid willkommen, erlauchte Herren. Ich wartete schon auf die Ehre, Euch empfangen zu dürfen, denn es ist wohl an der Zeit.
MOCENIGO: Wir suchen Euch auf, um, wie wir

gestern vereinbarten, gemeinsam einen Spaziergang nach den Ateliers unserer Maler zu unternehmen.
MALIPIERO: Gleicherweise möchte ich Euch den Vorschlag machen, die Druckerei unseres Freundes Manuzio zu besuchen. Er hat neue griechische Lettern gegossen, von denen man sagt, daß sie ungewöhnlich schön seien.
GRADENIGO: Es wird mir eine außerordentliche Freude sein, sie zu betrachten. Signor Aldo ist ein Heros an Gelehrsamkeit. Die Kenntnisse, die in diesem gelehrten Kopf aneinandergereiht sind, würden für den Ruhm einer Armee von Hellenisten und Latinisten ausreichen. Im übrigen, ich habe einen Brief von Signor Navagieri erhalten.
MALIPIERO: Ist er noch immer bei dem streitbaren Signor Alviano in Pordenone?
GRADENIGO: Ohne Zweifel. Er ergeht sich in den höchsten Lobeserhebungen über die freundliche und wohlgelehrte Gesellschaft, die unser oberster General in diesem vornehmen Sanctuarium der Musen vereinigt hat.
LIONARDO MOCENIGO: Geht seine Dichtung der Vollendung entgegen?
LUIGI GRADENIGO: Dieses schöne Werk ist bald beendet und Signor Navagieri ließ es seine Freunde lesen, die ihm alles erdenkliche Lob dafür spendeten. Aber, erlauchte Herren, ich glaube, daß meine Gondel unten am Traghetto wartet; wir wollen aufbrechen. Begeben wir uns zunächst zu Meister Tiziano und besuchen wir sodann den Robusti und die andern.
MOCENIGO: Ganz nach Euerm Befehl, erlauchter Herr; ich für mein Teil bin sehr glücklich, einen so schönen Tag in Gesellschaft eines so auserlesenen Kenners, wie Eurer erlauchten Exzellenz, der Betrachtung von Meisterwerken widmen zu dürfen.

Ferrara

Ein Saal des Palais, in den Wohnräumen der Herzogin. Mit mythologischen Motiven reich durchwebte Teppiche. Geschnitzte Ebenholzmöbel, Gemälde und Statuen. — Lucrezia Borgia, Herzogin von Ferrara; Luigi Bembo.

BEMBO: Ihr seid besorgt?

LUCREZIA *(lächelnd)*: Keineswegs . . . aber sehr beschäftigt. Ich ähnele wohl sehr dem Bilde, das man sich von Italien macht. Als ihr kamt, las ich eben in diesem Manuskript, das hier offen auf meinen Knien liegt. Es sind die ersten Gesänge des Gedichtes von Lodovico Ariosto. Dieser wahrlich durchgeistigte Mann hat es mir heute morgen übergeben. Ich überließ mich vollkommen enthusiastischer Bewunderung. Doch gleichzeitig gingen mir die Angelegenheiten des Herzogs durch den Kopf, die durchaus nicht in so gutem Zustand sind, wie ich es gerne sähe; erst letzthin wollte ihn der Papst ermorden und seine Heiligkeit beantwortet unsere Avancen nur mit Drohungen. Mein Gatte ist nicht der Mann, der sich einschüchtern läßt. Nichtsdestoweniger bin ich zeitweise von Sorgen bedrückt; denn ihr wißt wohl, Luigi, es handelt sich um die Zukunft meiner Kinder und um die Macht unseres Hauses. Es lohnt die Mühe, darüber nachzudenken; und wenn ich sehe, wohin die Florentiner gekommen sind, sage ich mir, daß die Freiheit der Fürsten und der Republiken angesichts des ehrgeizigsten aller Päpste nur allzusehr gefährdet ist! Wir wären bald dem Untergang geweiht, wenn der Himmel sich nicht ins Mittel legte. Ihr seht also, Freund meines Lebens, mein Kopf ist trunken von der Poesie, mein Verstand mit politischen Sorgen belastet, mein Herz

durch den Kummer um meinen Gatten und meine Kinder bedrückt. Und meine Seele . . .
BEMBO: Und Eure Seele? . . .
LUCREZIA *(lächelnd)*: Meine Seele ist vielleicht ein wenig unstet und fühlt sich zu Euch hingezogen . . . Alles in allem, ist das nicht ganz Italien? Poesie, Furcht, Interessen . . . und Liebe?
BEMBO: Das ist wohlgesprochen. Und es ist bewundernswert, wie Ihr über Furcht, Interessen und Liebe gleichzeitig Herrin bleibt! Was die Poesie betrifft, so habe ich Euch noch nicht genug darüber gesagt, wie wunderbar schön der Gesang ist, den Ihr gestern abend geschrieben habt! Ich habe die Nacht damit verbracht, ihn wieder und wieder zu lesen und mit Küssen zu bedecken, wie ein Schüler von zwanzig Jahren . . . doch warum habt Ihr ihn spanisch geschrieben?
LUCREZIA: Spanisch ist meine Muttersprache und das Gefühl, dem ich Ausdruck verleihen wollte, ist so stark, wie die leidenschaftliche Seele Spaniens. Was habt Ihr mit der Locke gemacht, die dem Gedicht beigefügt war?
BEMBO: Sie befindet sich in einem Säckchen von Velin, das mit Bändern zugebunden ist. Ich glaube nicht, daß ein Schäfer Theokrits oder ein Geliebter der Amaryllis jemals glücklicher war als ich.
LUCREZIA: Wißt Ihr, daß die Florentiner große Dummheiten gemacht haben? Der Gonfaloniere Soderini verstand sich weder darauf, Unterhandlungen zu führen, noch darauf, sich zu verteidigen. Man hat ihn fortgejagt. Die Medici sind zurückgekehrt und man behandelt sie als gewöhnliche Bürger.
BEMBO: Das ist eine recht vage Übereinkunft. Das Ende wird sein, daß man sie neuerdings verjagt oder daß sie alle Macht an sich reißen.

LUCREZIA: Der Papst legt Wert darauf, Toscana für sich selbst zu gewinnen.
BEMBO: Sicherlich. Wenn die Franzosen sich in Mailand gehalten hätten! Doch sie haben nie etwas anderes getan, als alles in einem Tag zu gewinnen und in einer Stunde zu verlieren.
LUCREZIA: Sie sind unsere Verbündeten, unsere Helfer. In diesem Augenblick ist ihr Unglück auch das unsere; doch alles in allem, ich sage Euch im Vertrauen, daß ich wünsche, Ludwig XII. käme niemals wieder, denn dann wären unsere Landsleute, die Venezianer, gezwungen, sich vor den Herrschgelüsten und Gewalttaten des Heiligen Vaters in acht zu nehmen. Sie würden mit ihm brechen und sich mit Don Alfonso vereinigen, um die allgemeine Freiheit sicherzustellen. Ich wollte, ich könnte die Dinge so einrenken und die Medici wären dem Gedanken nicht abhold, sich dieser Kombination anzuschließen.
BEMBO: Sie erscheint mir in der Tat voll Weisheit und würdig der Pallas, deren Haupt sie entsprungen ist. Laßt mich darüber nachdenken. Und wenn ich es von allen Seiten erwogen haben werde, kann ich, wenn es Euch genehm ist, darüber nach Venedig schreiben.
LUCREZIA: Warum Zeit verlieren? Setzt Euch an diesen Tisch. Ich werde Euch im Handumdrehen meine Gedankengänge darüber auseinandersetzen, was mir an geheimen Interessen und Zielen der Fürsten bekannt ist . . . und was ich davon errate. Wir wollen darüber zu Rate gehen und dann werdet Ihr sofort mit Eurem schönen ciceronischen Stil eine Denkschrift verfassen, die wir nach Venedig an die Signoria und an den Kardinal Giovanni di Medici senden! Wollt Ihr das?
BEMBO *(tritt an einen Tisch)*: Was könnte ich mir

besseres wünschen, als für die Meisterin meines Lebens zu arbeiten!

LUCREZIA: Kennt Ihr etwas Liebenswerteres als diese Verse des Orlando; lest selbst!

BEMBO *(lesend)*:

La prima inscrittion ch'agli occhi occorre,
Con lungo onor Lucrezia Borgia noma:
La cui bellezza et onesta preporre
Deva a l'antica la sua patria Roma . . .*

Es ist nur die Wahrheit, aber sie ist gut ausgedrückt. Warum befleißigt sich der Kardinal Ipolito, den Ariosto als einen kleinen Zunftgenossen zu behandeln?

LUCREZIA: Weil mein Schwager ein Dummkopf ist. Machen wir uns an die Arbeit und merket wohl auf.

BEMBO: Ein Wort noch . . . Allem Anschein nach begreift Ihr nicht, daß Euer Gedanke den seit zwanzig Jahren befolgten Maximen widerspricht. Savonarola wollte die Einigkeit Italiens; Euer Bruder, der Herr Valentino, predigte kein anderes Thema, und Papst Julius II. ist vielleicht auf seine Art noch ein strengerer Verfechter dieses Prinzips. Ihr aber, im Gegensatz dazu, gesteht, nichts anderes als die Fortsetzung der Auflösung betreiben zu wollen.

LUCREZIA: Es wäre weder für die Venezianer, noch für die Florentiner, noch für die Neapolitaner, noch für uns von Nutzen, wenn ganz Italien in einer Hand geeinigt wäre, denn diese Hand könnte nicht die unsere sein. Solange man nicht wußte, welche Wendung das Geschick den Dingen geben wird, habt Ihr, die Sforza, mein Bruder und Lorenzo der Prächtige mit Euerm

---

* Wörtliche Übersetzung des altitalienischen Urtextes:
Die erste Inschrift, die ins Auge fällt,
Rühmt der Lucrezia Borgia hohe Ehre,
Deren Schönheit und Ehrwürdigkeit
Ihrem antiken Vaterland Rom zu danken ist.

Unternehmen, das auf die Vergrößerung des kontinentalen Besitzes gerichtet war, im Interesse Eures Profits die Phrase von der Schaffung eines großen Halbinselstaates beständig wiederholt. Savonarola war darauf bedacht, seiner Idee damit zu nützen. Jetzt wissen wir, was wir davon zu halten haben. Wir haben alles verloren. Wir sind zu unterwürfigen Bettlern geworden, die vor den Füßen des Heiligen Vaters knien, ein wahrlich nicht wünschenswerter Zustand. Fortan wird man, glaubt mir, nicht mehr von der Größe der Gemeinschaft, sondern einzig von der Unabhängigkeit ihrer Bestandteile sprechen. Als Phrase ist das ebenso hochtönend. Schreibt, lieber Luigi, ich bitte Euch.

BEMBO: Euer System ist mir neu, ich gestehe es. Es sagt mir nicht sehr zu . . . Mein ganzes Leben lang habe ich für das Gegenteil gearbeitet.

LUCREZIA *(lächelnd)*: Und sogar mit großer Beredsamkeit. Und was für Schlußfolgerungen zieht Ihr daraus?

BEMBO: Aber denket doch daran, daß, wenn die Kräfte Italiens so zersplittert bleiben sollen, man nicht einmal daran denken kann, die Barbaren zu verjagen.

LUCREZIA: Hofft Ihr ernstlich, damit jemals Erfolg zu haben?

BEMBO: Gewiß glaube ich daran.

LUCREZIA: Seit zehn Jahren glaube ich nichts mehr dergleichen . . . wenn ich es überhaupt jemals geglaubt habe. Überdies, Ihr sprecht mit einer Spanierin, vergeßt das nicht; die Angehörigen meines Hauses und die Leute meines Ranges können sich nicht mit jedem Eurer phantastischen Einfälle befreunden. Was ist Euch? Wie! Ihr scheint sehr berührt zu sein von meinen vertraulichen Mitteilungen. Ich glaubte Euch einiges Verständnis für die Gesellschaft von Barbaren zutrauen zu können.

BEMBO: Spottet nicht allzusehr . . . ich gebe zu, daß Ihr mich verblüfft habt . . . Wenn wir Italiener niemals frei sein sollen, wenn wir immer den Launen und Gewalttätigkeiten der Fremden ausgesetzt sein sollen, was können wir, unglückliches Volk, das wir sind, anderes zum Himmel senden als Gebete voll grausamer Vorwürfe und allzu gerechtfertigter Klagen?
LUCREZIA: Undankbarer! Seid Ihr es nicht, der die Fremden beherrscht, die zu Euch kommen? Seid Ihr nicht der Mittelpunkt der Wissenschaften, des Denkens und der Philosophie dieser Welt? Ist es nicht Eure Werkstatt, in der sich die Musen angesiedelt haben, um ihr zauberisches Schöpferwerk zu vollbringen? Seid Ihr nicht die Bringer des Funkens der Genialität, der lebenspendend die Welt durcheilt? Wessen Ruhm gleicht dem Euren? Wessen Macht ist größer als die Eure?
BEMBO: Zugegeben; aber wenn man auf eine Art ein Riese ist, wünscht man, es auf alle Arten zu sein. Lächelt nicht so, ich verneige mich vor Eurer Weisheit, ich ergreife die Feder, um Euch zu gehorchen. Ich will mit Euch und für Euch arbeiten wie Ihr es wünschet, und ich werde alles daran setzen, Eure Pläne gelingen zu machen, denn ich bin Euch ergeben; aber dennoch gestehe ich Euch: Ich will nicht die Hoffnung meiner Jugend, das Ideal meines Lebens verlieren. Ich ersehne leidenschaftlich ein Italien, das einig und stark, in jeder Hinsicht herrschend ist, und selbst, wenn es unter der Herrschaft und Gewalt des Heiligen Stuhles stehen sollte, würde ich mich darein fügen und den Himmel dafür segnen. Und schließlich, was ist zu tun, um zum Erfolg zu kommen? Wenn doch nur diesem Julius II., der sehr unangenehm — ich gestehe es — aber doch in gewisser Beziehung der Bewunderung wert ist, noch einige

Jahre gegönnt wären . . . Ihr selbst gebt das zuweilen zu, daß dies wünschenswert wäre! Und wenn das Glück will, daß Frankreich und Deutschland weiterhin von unfähigen Fürsten regiert bleiben — seht, unser Traum ist dann verwirklicht. Laßt mir meine Hoffnungen!

LUCREZIA: Ihr seid ein großes Kind. Ich streite nicht gegen Eure Wahngebilde, denn ich bin sicher, daß sie Euch nie verhindern werden, mir gut zu dienen. Ihr liebt mich mehr als sie! Schließlich werdet Ihr zur Erkenntnis kommen, daß dies Tollheiten sind, deren Verwirklichung weder Euch noch sonst jemand glücklich machen würde. Es gibt nichts Großes auf der Welt als die Liebe zur Kunst, die Liebe zum Geist, die Liebe zu allen, die wir eben lieben, und wenn überdies das Leben Euch auf eine jener Höhen führen wird, wo die Blumen seltener sind. aber die Horizonte weiter, dann vielleicht werdet Ihr Vergnügen daran finden, Euch als Weiser in gewisse Dinge der Ewigkeit zu versenken, mit welchen man sich in der Jugend weniger befaßt. Ich habe mehr gelernt als Ihr, mein Freund. Ich habe mehr getan, mehr gefühlt, mehr gelitten . . . durch die andern und durch mich selbst. . . . Aber genug davon! Wenden wir uns den Geschäften zu und hört mich jetzt mit all Eurem Ernste an.

Rom

Im Vatikan.

Das Schlafzimmer des Heiligen Vaters. — Julius II. in seinem Bett. Bernardo da Bibbiena; der Kardinal von Sion; der Datarius Lorenzo Pucci.

JULIUS II.: Es ist zu Ende . . . ich sterbe . . . und ich habe nichts von alledem, was ich unternommen habe, vollendet.

BERNARDO DA BIBBIENA: Es ist, Hochheiliger Vater, nicht zu Ende, Eure Heiligkeit hat viel Kraft.

JULIUS II.: Nicht genug. Ich habe weder den Vatikan fertiggebracht, noch den Wiederaufbau Roms, noch mein Grabmal, nichts . . . Meine Künstler werden auseinanderlaufen, wenn ich nicht mehr da bin. Seht, die Medici sind wieder die Herren von Florenz und ich verliere Toscana. Massimiliano Sforza hat Mailand zurückgewonnen. Die alte Unordnung kehrt wieder, man wird die Franzosen, die Deutschen, die Schweizer, die Spanier wieder zurückholen müssen, kurz, man wird die größere Unordnung heraufbeschwören, um die kleinere zu beseitigen, man wird schließlich den ganzen Aufbau neu beginnen müssen . . . Ich leide schrecklich . . . Ich sterbe, mein Leben erlischt.

EIN ARZT: Eure Heiligkeit dürfte sich nicht so erregen.

JULIUS II.: Ich habe gelebt — mein ganzes Leben war eingeschlossen in einen verhängnisvollen Kreis. Um die Zersplitterung zu überwinden, mußte ich die Tyrannen stürzen . . . um die Tyrannen zu stürzen, brauchte ich aber die Fremden . . doch mit den Fremden ist uns kein Italien übriggeblieben . . . Weißt du das, du Schwarzgesicht?

DER ARZT: Der Puls Seiner Heiligkeit schwächt sich fühlbar und sein Bewußtsein schwindet.

JULIUS II.: Seht mich da in meinem Bett . . . angenagelt . . . Michel-Angelo . . . Raffaello . . . Der eine arbeitet . . . aber der andere? Er ist mit irgendeiner Frau beisammen . . . Und was tut Bramante? . . . Alfonso d'Este, dieser Verräter! Alles gerät durcheinander in meinem Kopf . . . ich bin der Venezianer nicht sicher . . .

BERNARDO DA BIBBIENA: Man versteht nicht mehr klar, was der Heilige Vater spricht . . .
DER ARZT: Es ist eine Sache von einigen Minuten.
JULIUS II.: Geist . . . Genie . . . Leben . . . Wilde Raserei . . . nichts, das zusammenhielte . . . Das ist Italien? . . . Wie wird das Ende sein?
DER KARDINAL VON SION: Gebt ihm einige stärkende Tropfen.
JULIUS II. *(richtet sich in seinem Bett auf)*: Tod den Franzosen! Tod dem Alfonso d'Este! Verjagt sie aus Italien, aus ganz Italien!

(Er fällt zurück und stirbt.)

BERNARDO DA BIBBIENA: Der Papst ist tot!

VIERTES BUCH

LEO X.

Rom

Sixtinische Kapelle.

Ungeheure Gerüste bedecken einen Teil der Kapelle. An den Wänden und auf dem Plafond sind Fresken begonnen worden. Gewisse Partien sind bereits vollendet, auf anderen sieht man die Zeichnung noch nackt, mehr oder weniger grundiert. Michel-Angelo stehend; er arbeitet mit glühendem Eifer. Granacci sitzt, einige Schritte abseits von ihm, auf einem Schemel, inmitten von Kalkhaufen, Farbentöpfen, von Balken und allerlei Gerät.

GRANACCI: Eure Erwägungen, Meister, sind nicht heiterer Art . . .

MICHEL-ANGELO: Ich sehe die Dinge so.

GRANACCI: Niemals standen die Künste so in Blüte wie jetzt! Nie sind so herrliche Werke geschaffen worden! Maler sind da, Bildhauer, herrliche Architekten, die Übermenschliches leisten.

MICHEL-ANGELO: Ich kenne keine Menschen, die etwas vollbringen, was mehr als menschlich wäre. Das sind lächerliche Redereien. Lästert nicht!

GRANACCI: Gut, so lästere ich, wenn Ihr's so nennen wollt; ich halte Euch für einen Halbgott; die andern denken wie ich. Zieht nicht Eure Stirn in Falten, laßt mich fortfahren. Fast täglich werden Feste ge-

feiert, die man früher niemals für möglich gehalten hätte. Hier, in Rom wie in Florenz, in Mailand, Bologna und Neapel sind die großartigen Erfindungen der Alten in jeder Art des Prunks weit übertroffen. Es fehlt nicht an Weisen, an Dichtern, an Schriftstellern. Unaufhörlich mehrt sich ihre Zahl: Da ist Sannazaro, da Sadoletto, da Bembo, da Navagieri, der Unnachahmliche, da der herrliche Ariosto; da ist Bibbiena mit seiner „Calandria" und Meister Macchiavelli mit seiner „Mandragola". Was könnte ich noch anführen, das besser wäre? Papst Leo X. und seine Kardinäle erscheinen mir in einer begeisternden Vision nicht minder gewaltig als der große Jupiter und die Götter des Pantheon, ja, mehr als das, sie bewohnen einen unendlich schöneren Himmel als ihre fabelhaften Vorläufer, bedenkt man, daß jener alte Himmel von Coelus geschaffen war, einem ärmlichen Gott ohne Geschmack und Feinheit des Empfindens. Den Himmel unserer Zeit aber haben wir Künstler geschaffen, wir bereichern seine Schönheit, wir erleuchten ihn von Stunde zu Stunde mit immer bewunderungswürdigeren Farbtönen, wir lassen ihn strahlen von funkelnden Sternen; ich sage Euch, daß ein Werk, das aus Euren, aus Meister Raffaellos, aus des Andrea del Sarto, des Sansovino, des Tiziano und so vieler anderer Händen hervorgegangen ist, unsterblich sein muß.

MICHEL-ANGELO: Ihr seid ein blinder Schwätzer, Granacci, unfähig seid Ihr, die Dürftigkeit dessen zu begreifen, das Euch erfreut, und die tiefe Schwächlichkeit der Leute zu verstehen, die Euch begeistern und die doch so wenig gelten.

GRANACCI: Gut, so beweist mir doch, daß ich unrecht habe, wenn Ihr schon entschlossen seid, alles zu verwerfen.

MICHEL-ANGELO: Das wird keine große Aufgabe sein. Tragt mir Eure Narrheiten vor und ich werde Euch Rede stehen.
GRANACCI: Der Papst ist der leidenschaftlichste Anhänger und Schützer der Künste. der je gelebt hat. Ihr könnt nicht leugnen, daß seine Wohltaten sich auf uns ergießen wie ein ewiger köstlicher Regen von Manna.
MICHEL-ANGELO: Der Papst Leo X. liebt die Künste nicht. Er liebt den Luxus, das ist etwas ganz anderes. Alles, was glänzt und ihm Ruhm zu bringen verspricht, scheint ihm seines Schutzes würdig, die Künste sind für ihn nur Werkzeuge, seine Eitelkeit zu befriedigen. Was sie zum Ausdruck bringen, kümmert ihn nicht. Der erste Sterbliche, der dem Luxus huldigte, hat vielleicht mitgeholfen, den Künsten ihren Weg durch die Welt zu bahnen, aber schon der nächste hat sie zurückgesetzt und an ihre Stelle lügnerischen Bombast gestellt.
GRANACCI: Ach, teurer Meister, wie liebt Ihr es doch, anzuklagen! Diesen Papst, unsern großen Papst Leo, wie hart verurteilt Ihr ihn da! Zieht Ihr etwa den düsteren Geist seines Vorgängers vor?
MICHEL-ANGELO: Julius II. ist der einzige wahre Fürst, den meine Augen je gesehen haben. Er war nicht ein Mann der fleischlichen Begierden. Er anerkannte nur das Gewaltige, und ließ nichts gelten als die Kraft. Sein einziges Ziel galt der Heiligen Kirche, sie wollte er nach seinem Tode als triumphierende Siegerin hinterlassen, die unter ihrem nervigen Fuße den Widerstand der Unfrommen zertreten sollte. Er wollte die ganze Priesterschaft zum Guten zurückleiten, er wollte die Barbaren aus Italien verjagt sehen! Als er die Rebellionen der Barone, der Colonna, der Vitelli und Orsini, niederschlug, duldete er nicht,

daß die Ordnung der Stadt gestört wurde, und zu seiner Zeit — nie hat man derlei in Rom erlebt! — wagte kein Dieb oder Beutelschneider sein gemeines Gesicht in den Straßen der Stadt zur Schau zu stellen. Von seinen Künstlern forderte er riesengroße Denkmäler, gewaltige Fresken und Gemälde. Seine Gedanken galten nur dem Gigantischen, das einer Herrscherseele wie der seinen entsprach. Als ich diesen vornehmen Herrn verlor, verlor ich alles. Aber die Kunst, ich will sagen, die edelfeierliche Kunst, die Kunst der Venus Urania, nicht die leichtfertige Göttin des Pöbels, hat noch viel mehr verloren!

GRANACCI: Ich sehe nicht, wie Ihr derlei Ungeheuerlichkeiten begründen wollt. Sofort, nachdem das Konklave Leo X. die Schlüssel des heiligen Petrus zuerkannt hatte, berief der Papst die berühmten Schriftsteller und Dichter um sich. Als seine Sekretäre erwählte er den liebenswürdigen Sadoletto, von dem ich gerade erst sprach, und den vornehmen Bembo. Euch weist er an, die begonnenen Arbeiten fortzusetzen ...

MICHEL-ANGELO: Er hat mir das Grabmal Julius II. aus den Händen gerissen, mein Lieblingswerk, an dem ich mit meiner innersten Seele arbeitete und das nun nie mehr an das Licht des Tages kommen wird! Hier wird es bleiben, in meinem Kopf . . . ein totgeborenes Kind . . . glaubst du, daß mein Kummer darum klein ist?

GRANACCI: Ich gebe Euch gerne zu, es ist ein großes Unglück; aber es beweist nur, daß der Papst eben wie alle Leute, die uns Künstler bezahlen, seinen eigenen Phantasien nachhängt. Er zieht es eben vor, Euch mit seinem Ruhm und zu seiner Freude zu beschäftigen, statt zur Verherrlichung seines Vorgängers, zu dem er wohl nie eine besondere Zuneigung empfunden hat. Aber seht, ein Besuch für Euch . . .

MICHEL-ANGELO: Noch dazu ganz unerwünscht! ... Ich werde ihn auf vollendete Art hinauswerfen. Ihr da, Herr, wer immer Ihr seid, macht Euch keine Mühe, diese Leiter heraufzusteigen! Ganz davon zu schweigen, daß sie alt und recht gebrechlich ist, habe ich keine Zeit, mit irgend jemand Gespräche zu führen.

MACCHIAVELLI *(vom Boden der Kapelle heraufrufend):* Wohledler Herr Michelangelo, wollt Ihr einem alten Freund, Kameraden und Landsmann nicht gewähren, Euch in seine Arme zu schließen?

MICHEL-ANGELO *(von dem Gerüst herabblickend):* Es ist Niccoló Macchiavelli! Steigt herauf, da Ihr schon da seid. Ihr werdet, denke ich, erlauben, daß ich meine Arbeit fortsetze und Euch sowie mir unnötige Höflichkeiten erspare.

MACCHIAVELLI: Ich bin nicht so albern, welche zu wagen; ich kenne Eure Laune.

MICHEL-ANGELO: Woher kommt Ihr?

MACCHIAVELLI: Aus Florenz . . . ich komme aus dem Gefängnis; Ihr habt doch davon erfahren . . .

MICHEL-ANGELO: Ja doch . . . Ihr waret der Teilnahme an der Verschwörung Boscolis beschuldigt.

MACCHIAVELLI: Zufolge einer ganz abscheulichen Verleumdung. Ich bin ein ergebener Anhänger der Medici.

MICHEL-ANGELO: Ergeben . . . ergeben . . . Ich beglückwünsche Euch dazu. Ihr seid auch andern ergeben gewesen.

MACCHIAVELLI *(die Achseln zuckend):* Wer von uns ist nicht jung gewesen? Ich habe mich auf den Leim der Irrlehren Girolamo Savonarolas locken lassen, wie alle Welt weiß.

MICHEL-ANGELO: Irrlehren . . . gut, wenn Ihr so wollt. Man verführt also die Menschen, wenn man sie zur Ehrenhaftigkeit und Genügsamkeit ermahnt. Darum, Herr Niccoló, wird Euch der edelste Moment Eures Lebens als Euer Jugendirrtum gelten.
MACCHIAVELLI: Vielleicht habt Ihr recht, vielleicht auch unrecht. Sicher ist nur, daß derlei Verdienst, wie nun die Menschheit einmal ist, weder mir, noch sonst wem Vorteil bringt.
MICHEL-ANGELO: Ihr bereut wohl, daß Ihr einmal in Eurem Leben das Heil des Glaubens gesucht habt? Ich habe Lust, auf diesem Gemäuer Euer Bild in der Maske eines höhnisch kichernden Teufels zu verewigen.
MACCHIAVELLI Das wird eine große Ehre für mich sein. Nach der heiligen Gotteskunde müssen wir wohl glauben, daß die schlauesten Teufel, die heute dem Ruhm der Hölle dienen, ursprünglich kleine gute Engelchen waren, die nicht weiter sahen. als bis zu ihrer Nasenspitze. Was war es, das ihre Tugend in ihr Gegenteil verkehrte? Die Erfahrung. Alles in allem habe ich ebenso wie Ihr, wie Granacci und so viele andere, geglaubt, daß man in Florenz leben und doch die Gesetze der Ehrenhaftigkeit achten könnte. Es war ein großes Unglück für mich. und ich habe mir da ein Unheilsgetränk gebraut, von dem ich noch heute von Zeit zu Zeit einen Schluck hinunterwürgen muß. Nichtsdestoweniger habe ich den dritten Akt meiner Mandragola fertiggestellt.
MICHELANGELO: Es wird ein schönes Werk, werter Herr Niccoló; denn wenn Ihr auch ein recht ärmlicher Politikant seid, so seid Ihr immerhin ein auserlesener Literat, das möge Euch trösten.
MACCHIAVELLI: Ein ärmlicher Politikant? Euer Urteil scheint mir streng; doch vielleicht habt Ihr

recht. So also: ich hätte so eifrig nachgesonnen über die Lehren der Geschichte, so fleißig den Titus Livius erläutert und unsere Florentiner Annalen durchstudiert, so emsig den Charakter und die Staatsformen aller Völker geprüft, um schließlich selbst zu erkennen, daß ich nichts bin als ein dürftiger Politikant? . . .

Er setzt sich auf einen Schemel in einer Ecke und verharrt, Arme und Beine über Kreuz, tief in Gedanken starr vor sich hinblickend.

Ein dürftiger Politikant. Es ist mir wohl in der Tat geschehen, daß ich irrte, und — was schlimmer ist — ich vermochte nicht, Vertrauen für meine Ideen zu erwerben, selbst wenn sie richtig waren. Zu meiner Entschuldigung könnte ich anführen, daß es keine Wissenschaft gibt, die so auf Mutmaßungen angewiesen wäre, wie die Politik, keine, in der alle Voraussicht so sehr durch unvorhersehbare Zwischenfälle, durch den leisesten Windhauch zunichte gemacht würde. Bedenkt —! Wenn die sichere Schärfe des Auges, Entschlossenheit, das Genie der Vollendung genügten, um sich den Erfolg zu sichern, dann hätte der Valentino zweifellos ein Königreich Italien gegründet und unsere Zukunft entschieden.

MICHEL-ANGELO: Er hätte es getan, um Gott Vater zum Erröten zu bringen.

MACCHIAVELLI: Gott Vater hat Heliogabalus regieren sehen, ohne deswegen im geringsten zu erröten. Er sieht täglich zu, wie die übelsten Schufte und letzten Lumpen einander den Erfolg zuschanzen und er ist deswegen nicht im geringsten minder froh . . . Der verstorbene Papst Julius II. hat — nach dem Manne, von dem ich eben sprach, — niemandem nachgestanden an Tragweite seiner Pläne und Tatkraft, sie durchzuführen.

MICHEL-ANGELO: Das ist wahr.
MACCHIAVELLI: Es waren nur Narren und Jämmerlinge, die ihm die Stirn boten, abzusehen von dem Herzog von Ferrara, aber der Zufall wollte, daß der alt war und sterben mußte.
MICHEL-ANGELO: Man wird seinesgleichen nie wiedersehen.
MACCHIAVELLI: Also! Und doch bleibt es nicht minder wahr, daß die Welt fortfährt, sich im Kreise zu drehen und sich den Dingen anpaßt, wie sie nun einmal sind. Heute ist der Ehrentag der Flachköpfe. Sforza in Mailand ist nicht soviel wert wie eine taube Nuß. Fregoso in Genua ist ein Intrigant von der niedrigsten Sorte, zu jedem Verrat bereit, der allen Gerüchten sein Ohr leiht und nicht über seine Nasenspitze hinaussieht. Francesco Maria da Urbino, ein jämmerlicher Plagiator des Valentino, weiß ebensogut mit dem Dolche umzugehen wie er, aber das ist auch alles; er taumelt auf seinen Beinen solange, bis er stürzt. Die Medici von Florenz würden sich keine drei Tage halten können, wenn ihre Regierung nicht in Rom durch den Papst gestützt würde. Die Venezianer werden ihr Leben mit Macht und Ruhm fortführen, doch auch sie sind keine Raupen, denen es bestimmt ist, Flügel zu bekommen, die stark genug sind, sie über die Region des Mittelmäßigen emporzuheben. Dermaßen bleiben schließlich nur drei Mächte in Italien: Der Papst, die Franzosen und die Spanier.
MICHEL-ANGELO: Eure Rede erfüllt mich mit tiefer Genugtuung. Wohlan! Erklärt mir nun, was Ihr von jeder dieser Mächte haltet und von welcher Ihr glaubt, daß ihr das Zepter vorbehalten sei.
MACCHIAVELLI: Ich wiederhole es Euch, ich habe zu meinem Schaden die Erfahrung gemacht, daß die

Astrologie eine wenig zuverlässige Sache ist — und die Politik nicht weniger. Ich verlege mich nicht darauf, den Propheten zu spielen. Was die Franzosen anbelangt, so seht Ihr ja, daß sie für den Augenblick mattgesetzt, geschlagen sind; von der Mailänder Zitadelle und drei oder viel kleinen Dörfern abgesehen, haben sie keinen italienischen Boden unter den Füßen. Ihr neuer König, der Herr von Angoulême, scheint mehr darauf aus zu sein, zu schwatzen und sich zu amüsieren, als sich an die Ausführung ritterlicher Unternehmungen zu machen. Ich glaube nun, daß Papst Leo X., der diese Leute haßt, vor allem, weil er nach der Schlacht von Ravenna ihr Gefangener war, um von anderen Gründen abzusehen, sich als ungefährdet betrachten wird.

GRANACCI: Um so besser. Ich bin ein guter Florentiner und verabscheue diese eitlen Schreihälse. Sie waren niemals aufrichtig, weder den Republikanern noch der Gegenpartei gegenüber. Was denkt Ihr aber nun von den Spaniern?

MACCHIAVELLI: Ihr König Karl ist ganz jung, wer weiß, wonach ihm der Sinn stehen wird. Er ist der Sohn eines schönen, jedoch ganz minderwertigen jungen Mannes und einer armen Närrin. Eine unglückselige Vorbedeutung! Überdies ist er mehr Flame als Castilier und hat burgundisches und österreichisches Blut in den Adern; seine Interessen sind nach allen Richtungen der Welt hin zerstreut. Betrachtet man aber die Gesamtheit seiner Machtquellen, so scheint sie in der Tat sehr groß; doch vereinigen sich diese Quellen nicht zu gemeinsamem Schaffen, sondern suchen einander zu schaden. Wenn der Besitzer so verstreuter Güter auch nur ein bißchen Eifer entwickeln will, um seine Interessen zu wahren, so wird er sein Leben damit verbringen müssen, von

einem Ort zum andern zu eilen. Auch dann wird es ihm nicht leicht werden, immer zur rechten Zeit einzutreffen, wo man seiner bedarf. Um sich von Valadolid nach Brügge zu begeben, bedarf er der Erlaubnis des Königs Franz. Dann erhebt sich in Gestalt seines eigenen Ehrgeizes, sofern er welchen hat, eine andere Klippe vor ihm. Wenn Kaiser Maximilian, sein Großvater, stirbt, so wird der junge Karl ohne Zweifel nach der kaiserlichen Krone verlangen. Und da seht Ihr schon den Konflikt: Der Franzose richtet gleich ihm den Blick nach dieser Seite, der Engländer ergeht sich in Hoffnungen und auch die Kurfürsten haben ihre Pläne . . . Diese Leute werden einander verschlingen; König Karl, der in jedem der unzähligen Räume seines eigenen Hauses schon so viel zu schaffen hat, wird der fünfte in einer Gesellschaft von Rivalen sein. Infolgedessen wird seine Machtstellung in Italien nur sehr klein sein und daraus schließe ich, daß Papst Leo X. hier nach seinem Willen regieren wird. Ich weiß nicht, ob meine Berechnungen mich täuschen, doch kann die Differenz keinesfalls groß sein.

MICHEL-ANGELO: Wenn aber nun zufälligerweise Franz I. ein fähigerer Mensch sein sollte, als uns scheint, und wenn Karl seinerseits nicht der Mann von Geist und Herz sein sollte, für den wir ihn halten?

MACCHIAVELLI: Unter diesen beiden Voraussetzungen läßt sich nichts mehr prophezeien. Dann wird alles davon abhängen, wie groß die Macht des Geistes und der Begierde dieser beiden Herren sein wird. Das Unmögliche kann täglich Wirklichkeit werden . . . Indessen, wahrhaft große Fürsten sind nicht allzu häufig.

GRANACCI: Ihr habt recht. Allein in diesen Zeiten sind selbst die Schwachen nicht ohne Kraft; alles drängt nach Größe, und die Könige müssen sie naturgemäß leichter erlangen als die andern.

MACCHIAVELLI: Mir sind in meinem Leben mehr unfähige und schwachköpfige Menschen begegnet, als ich erwartet hätte. Daher werdet ihr mir verstatten, daß ich nicht allzu sicher auf das plötzliche Erscheinen eines verdienstvollen Menschen rechne, und daß ich Euch wiederhole, daß für den Augenblick der Papst die größte Aussicht hat, sich durchzusetzen.
MICHEL-ANGELO: Meine Meinung über ihn ist nicht sehr groß.
MACCHIAVELLI: Auch die meine nicht; ich halte ihn für einen ehrenhaften Weltmann von leichten Sitten, der seinen Geist ebenso pflegt wie seine Hände. Aber ebenso wie er diese bewunderungswürdigen Hände besitzt, hat er ein paar kurzsichtige, aus dem Kopf vortretende Glotzaugen. die ihn dem Nero ähnlich machen, mit dem er im übrigen das eine gemein hat, daß er ein Liebhaber von Kuriositäten ist; ebenso findet man in seinem sonst mit soviel Sorgfalt gepflegten Geiste gewisse Mängel, die sein Gesamtbild entstellen. Er verfügt in jeder Beziehung über guten Geschmack und sein Herz ist gut. Er plaudert mit demselben stolzen Freimut mit den niedrigsten Possenreißern genau so wie mit Sadoletto oder Ariosto. Er bestellt bei Euch sowie bei Raffaello Fresken und Statuen, weil das kostspielige Spielereien sind; und nur um seinen Ruhm zu erhöhen, möchte der Heilige Vater bereitwilligst aus einem Stehaufmännchen einen Stern machen; aber Ihr mögt überzeugt sein, daß er in seinem Innersten eine Hasenjagd auf seinem Gute Magliana oder ein feines Souper im Vatikan der Betrachtung Eurer erlesensten Werke vorzieht. Man serviert dort Klöße aus gebratenem Roßhaar und strohgefüllte Kuchen, daß die Gäste Grimassen schneiden, zur ungeheuern Freude des Pontifex Maximus, während ein wahrer Sturmangriff burlesker Hohn-

reden die Talente des Evangelisten Tarasconi und des Aretino ins rechte Licht setzt.

MICHEL-ANGELO: Ihr sagt da nichts anderes als das, was ich eben dem Granacci erzählte. Von einem Mann dieser Art ist nichts zu erwarten.

MACCHIAVELLI: Vergebt, erwägt man alles wohl, so wird er schließlich doch dazu gelangen, uns ein einiges Italien zu geben. Die Ereignisse entwickeln sich so, als ob sie sich unter seinen Händen wohl ineinanderfügten, gleichwohl er weder den Enthusiasmus des Savonarola, noch den bis zum äußersten entschlossenen Ehrgeiz des Valentino, noch die Tatkraft eines Julius II. besitzt. Gewiß, er spielt, hascht nach Seifenblasen, aber er wird Neapel als Lehen der Kirche zurückgewinnen von diesem armen Karl von Spanien, der nicht weiß, wie er all sein Gut in Händen halten soll; dann wird er nicht ermangeln, diesen König der Engländer, der ein Pedant, ein Federfuchser und dem heiligen Stuhl blind ergeben ist, gegen Frankreich aufzubieten — es wird ihm zweifellos leicht fallen — so daß Franz I. es niemals wagen wird, sein Land zu verlassen und an unseres Hand zu legen. Schließlich wird Leo sich des Gebiets von Mailand bemächtigen und in seinen Händen halten, so wie Julius es mit der Romagna gemacht hat.

MICHEL-ANGELO: In gewisser Beziehung ist das eine recht angenehme Aussicht; aber mir macht sie keine Freude.

MACCHIAVELLI: Mir auch nicht. Und ich weiß wohl warum! Italien erstrahlte nie in so hellem Glanz wie heute. Indessen, dieser Glanz ist nicht ohne Makel. Es gibt zu viel der Laster, zuviel Korruption, und wenn wir in die Hände der verderbtesten aller Mächte fallen und dem raubgierigsten aller Höfe, die es je gab, untertan sein werden, wird Italien zweifellos von

den Fremden befreit und geeint sein, wie die Ähren einer Garbe; aber in wenigen Jahren wird es moralisch und physisch entkräftet sein. Die Mönche und Geistlichen werden es so entnerven, daß es sich nie wieder erhebt.

MICHEL-ANGELO: Ich glaube es Euch; ich bin ein ergebener Sohn der heiligen Kirche, aber solange die Geistlichen sind wie sie sind, möchte ich sie nicht an der Herrschaft sehen. Alles in allem, wir leben in einer höchst jammervollen Zeit, wie Ihr seht.

MACCHIAVELLI: Ich kann mir keine jammervollere vorstellen und ich erhoffe nichts mehr.

GRANACCI: So möge der Himmel sich euch beider erbarmen! Wollte man euch glauben, trieben wir der Verderbnis zu. Sagt doch, Messer Niccoló, sprecht Ihr aus innerster Überzeugung? Hier, vor meinem Meister und in der Sixtinischen Kapelle führt Ihr solche Reden? Wißt Ihr eine größere Zeit zu nennen, als die unsere? Ach, Messer Niccoló, Ihr glaubt das selbst nicht! Ich für meinen Teil, ich segne jeden Tag den Himmel, daß ich in einer solchen Zeit geboren wurde. Wenn ich mit irgend jemandem rede, geschieht es mir zuweilen, daß ich kaum darauf achte, was er mir erwidert; ich betrachte die Züge dessen, der zu mir spricht und ich sage mir: sieh da, ein Mensch, dessen Name einst auf irgendeiner Seite der Geschichte stehen wird! Ich spüre einen ambrosischen Duft der Unsterblichkeit in den Lüften; ich atme ihn ein, mit aller Kraft meiner Lungen. Allerorten bewundere ich, freue ich mich, und ihr, einer wie der andere, versucht da . . . Ach! Ihr seid düstern Geistes, voll krankhafter Einbildungen, Ihr seid undankbar, sicherlich, Ihr seid schlimmer als undankbar, denn Ihr müßtet Gott dankbar sein ür die Herrlichkeiten, die er Euch beide, jeden auf seine Art, vollenden läßt.

MACCHIAVELLI: Ich weiß nicht, ob das schöne Dinge sind, die ich vollbringe, aber eines verkenne ich ganz und gar nicht und das ist, daß ich nicht wüßte, womit ich mein Mittagbrot bestreiten sollte, wenn mir nicht der sehr ehrwürdige Kardinal Bibbiena ein halbes Dutzend Taler in die Hand gedrückt hätte. Das bleibt mein letztes Wort, und Ihr da oben, Meister Michelangelo, und Ihr, mein liebenswerter Granacci, ich verlasse Euch, glücklich über unsere Begegnung und erfüllt von dem Wunsche, daß ihr bei guter Gesundheit bleiben möget.

MICHEL-ANGELO: Lebt wohl, Messer Niccoló, mein Freund. Trachtet, Eure Mandragola zu beenden, sie ist Euer bestes Werk.

Auf dem Monte Pincio.

Zwischen Gruppen von Platanen und Zypressen lustwandeln Scharen von Frauen und Männern auf dem Rasen, sie promenieren und genießen die Schönheit des Abends. Bürger, Priester, Mönche, Frauen, junges Volk, Kinder, einige auf Teppichen sitzend oder, halb hingestreckt, ruhend, andere auf- und abschreitend. Man ißt Kuchen und Obst, lebhaftes Gespräch wird von lautem Gelächter unterbrochen. Herrliches Wetter, grenzenloser Horizont. Inmitten einer Gruppe von Mädchen und Jünglingen, die wohlgekleidet sind und zumeist Blumenkränze um die Stirn geflochten tragen, ein Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der Verse vorträgt.

DER JÜNGLING:

Stern meines Himmels, göttliche Zauberin,
Eu'r Blick, der voll von Liebesfeuer,
Die Lippe schwellend gleich der Traube,
Die schlürfend, Bacchus trunken ward —

Die Stirn, erstrahlend wie Aurorens Licht,
Das Haar, dess' Flechten schwarz wie Ebenholz,
Der Fuß, die Hand, sie beide gleich bewundernswert,
Der Leib, den Hellas' edle Bildner
Vergeblich zu gestalten je gewagt,
Der Glanz, den Eure Kinderwangen strahlen,
Der Zauber, der gleich goldnen Wolken
Sich breitet um Eu'r jeglich' Tun —
Wer wollte diese Schätze wägen
Gen e i n e s Wörtchens lächelndes Geschenk:
„Ich liebe dich", das Wort, das nie Ihr spracht —

Lachender Beifall. Ein Mädchen erhebt sich, klatscht in die Hände und eilt auf den Dichter zu.

DAS MÄDCHEN: Das ist für mich, Troïlo, Ihr habt das für mich geschrieben? Für mich, für mich, für mich ganz allein?

DER JÜNGLING: Bei meiner Seele, Giacinta, für Euch und keine andere.

DAS MÄDCHEN: Gut, denn, nehmt Euern Lohn!

(Sie wirft sich in seine Arme, umarmt ihn und setzt ihm einen Kranz auf.)

EIN ANDERES MÄDCHEN: Emilio, wenn Ihr es schon nicht versteht, auch nur den geringsten Vers an mich zu richten, zeigt doch wenigstens Euer Talent und erzählt uns eine Geschichte. Setzt Euch da und beginnet, wir hören zu.

EMILIO: Ich weiß kaum, was ich sagen soll.

ALLE *(in die Hände klatschend)*: Vorwärts, ohne Entschuldigungen, erzählet!

EMILIO: Wenn es sein muß, gut, vernehmt denn, daß einst in Verona ein alter Kaufherr lebte, seines Namens Ser Jacopo, der eine sehr junge und ebenso schöne Frau besaß. Sein Nachbar, einer der liebenswürdigsten Kavaliere der Stadt, hatte es sich zur Ge-

wohnheit gemacht, über die Mauer hinweg in Ser Jacopos Garten zu spähen, und . . .

(Er fährt fort. Drei Bürger spazieren vorbei.)

ERSTER BÜRGER: Ich bin dessen vollkommen sicher, was ich mir erwarte. Mein Sohn Giulio zählt kaum zehn Jahre, aber er wird eine der Leuchten des Jahrhunderts werden. Es ist auch die Meinung Frater Filippos. Er macht kein Geheimnis daraus und erzählt es jedem, wem immer er begegnet.

ZWEITER BÜRGER: Mein Tomaso ist Euerm Giulio ganz gleich und er ist erst neun Jahre alt, nicht einen Tag mehr . . . o doch, mehr! Neun Jahre und acht Tage, denn er ist am 14. Juni geboren und wir zählen heute den 22. Neun Jahre und acht Tage . . . und Pater Roberto ruft mir alle Tage zu: Messer Pompeo, Euer Sohn . . . Wie sagtet Ihr es nur, Messer Annibale?

ERSTER BÜRGER: Er wird eine Leuchte des Jahrhunderts.

ZWEITER BÜRGER: Ja, genau so sagt es Pater Roberto.

DRITTER BÜRGER: Liebe Herren Gevattern und Nachbarn, ich schulde Euch mein aufrichtigstes Kompliment. Frater Filippo und Pater Roberto müssen höchst verständige Leute sein.

ERSTER BÜRGER: Frater Filippo ist der Beichtvater meiner Frau, seit sie ihre erste Sünde beging. Wir haben jegliches Vertrauen zu ihm. Ich frage Euch, wie wäre es möglich, daß er in solch einer Sache irrt?

ZWEITER BÜRGER: Ganz wie bei uns. Schon als ich mich verheiratete, war Pater Roberto gleichsam Herr im Hause. Meine Frau würde kein Ei kaufen, ohne vorher seinen Rat einzuholen, und wenn sie übler Laune ist — was recht oft vorkommt — wüßte ich nicht, was aus mir werden sollte, wäre nicht Pater Roberto zur Stelle, sie zu besänftigen. Ihr mögt daraus

ersehen, daß ich, wenn er das sagt, was er sagte, sicher sein kann, daß es bare Wahrheit ist.
DRITTER BÜRGER: Da verstehe ich, daß Ihr in Ruhe lebt. Was aber mich betrifft, ich habe zwei höchst gewöhnliche Jungen, einen von achtzehn, einen von sechzehn Jahren. Ich will aus dem einen einen Kaufmann, aus dem andern einen Notar machen.
ZWEITER BÜRGER: Verzeiht, ich kann das nicht billigen. Pater Roberto würde die Achseln zucken, wenn er Euch hörte.
ERSTER BÜRGER: Und Bruder Filippo gleichfalls. Ich freue mich, zu hören, daß er auch hierin dem Pater Roberto gleicht. Um nichts in der Welt würde er sich damit einverstanden zeigen, daß unser Sohn Kaufmann oder Notar würde. Allein schon der Gedanke würde ihn auf den Gipfel der Empörung bringen.
DRITTER BÜRGER: Aber welche Absichten haben diese guten Gotteskinder bezüglich Eurer Söhne?
ERSTER BÜRGER: Höchst weise Absichten . . . mein Sohn wird Maler werden.
ZWEITER BÜRGER: Und meiner Bildhauer. Unsere Zeit ist danach angetan, daß nur die Künstler schweres Geld verdienen und große Leute werden, die sich über alle Welt lustig machen dürfen.
DRITTER BÜRGER: Das ist wohl wahr, daß die Künstler den höchsten Rang einnehmen. Zeit meiner Jugend war es nicht so; damals hielt man sie für Bettler und Hungerleider.
ERSTER BÜRGER: Bettler? Und Hungerleider? Seht doch, bitte, da unten, am Fuß des Hügels!
DRITTER BÜRGER: Gut . . . ich sehe.
ERSTER BÜRGER: Nun . . . was seht Ihr?
ZWEITER BÜRGER: Ach ja . . . seht, 's ist wahr . . . sagt, was seht Ihr?

DRITTER BÜRGER: Nichts weiter . . . nur zwei adelige Herren, auf Pferden, die reich geschmückt und von Lakaien gefolgt sind. Was ist daran so sonderbar?

ERSTER BÜRGER: Ihr haltet diese Leute da für Edelleute. Nun, reinigt Eure Brillengläser. Es sind die Meister Marcantonio Raimondo, der Kupferstecher, und Meister Giulio, einer der Schüler Meister Raffaellos. Keiner von beiden stammt aus so guter, geschweige denn besserer Bürgerfamilie als ich. Wenn ihre Eltern sie zu Notaren oder Kaufleuten gemacht hätten, würden sie jetzt sicher nicht auf so großem Fuß leben.

ZWEITER BÜRGER: Und wißt Ihr auch, was Meister Valerio damit verdient, daß er kleine Figurinen aus Edelstein schneidet? Und Meister Bridone und Meister Marchetto, die Sänger und Lautenspieler? Und Pater Mariano, der bei einer einzigen Mahlzeit vierhundert Eier und zwanzig Karpfen aufißt? Ich sage Euch, wer heute in der Welt einen großen Mann abgeben will, darf nur Künstler werden!

DRITTER BÜRGER: Ohne Zweifel; aber nicht jeder kann sich einem solchen Beruf zuwenden; man muß da eine gewisse Begabung haben; ich für meinen Teil, ich gestehe offen, man würde mich arg in Verlegenheit bringen, wenn man von mir verlangte, zu meinem Mittagbrot zwanzig Karpfen zu verzehren oder eine Kathedrale zu bauen.

ERSTER BÜRGER: Nur, weil Euch die Gewohnheit mangelt. Pater Filippo hat mir wohl hundertmal versichert, daß ich ebenso gewaltige Kerle aus Marmor machen könnte, wie selbst Meister Buonarotti, wenn man es mir in meiner Jugend beigebracht hätte.

ZWEITER BÜRGER: Vollkommen richtig. Mein Sohn wird also Bildhauer und speist zu Mittag beim Papst. Es gibt heute keinen Familienvater, der etwas auf

sich hält und in diesen Dingen anders denkt als wir. Meiner Meinung nach ist die Kunst das schönste, was es gibt, und ich bin entschlossen, die alten Vorurteile gering zu achten und mit meinem Jahrhundert zu marschieren.

Im Schatten eines Baumes sitzen zwei Dominikaner und ein Augustiner-Mönch. Zwei Kardinäle reiten plaudernd und lachend auf prächtig geschmückten Maultieren vorbei; an ihrer Seite, auf einem spanischen Pferd von halb arabischer Rasse, ein venezianischer Adeliger in schwarzen Samt gekleidet. Eine Menge von Gefolgsleuten und Bedienten in schöner Livree.

ERSTER DOMINIKANER: Ich kenne diese hochehrwürdigen Herren nicht. Wißt Ihr ihre Namen?

DER AUGUSTINER: Wahrlich, Ihr kennt den Kardinal Sadoletto und den Kardinal Bibbiena nicht? Der Edelmann mit dem schwarzen Bart, der sie begleitet, ist Herr Andrea Navagiero, ein Patrizier aus Venedig, aber ein nicht minder glänzender Literat als sie selbst.

ZWEITER DOMINIKANER: Ich wäre neugierig, zu wissen, durch welcherlei fromme Werke Sadoletto und Bibbiena den Kardinalshut verdient haben.

DER AUGUSTINER: Was den ersteren betrifft, mein Vater, muß man ihm gerechterweise zubilligen, daß er wenigstens nichts Böses getan hat. Er ist ein guter Latinist. Man schätzt seinen wohlabgerundeten lateinischen Stil fast ebenso hoch wie den des Bembo. Er ist gutmütig und ohne Galle; läßt man ihm sein Vergnügen, so schadet er niemandem.

ERSTER DOMINIKANER: Den Bibbiena kenne ich, denn wohlunterrichtete Leute haben mir von ihm erzählt. Über seine Sitten läßt sich nichts Vorteilhaftes

berichten: er liebt heiteres, leichtes Leben und hat die „Calandra" geschrieben, eine hübsche Komödie, aber nicht gerade das Werk eines Theologen. Papst Julius II. hatte diesem Menschen sein Vertrauen geschenkt und Papst Leo tut desgleichen, so daß man wohl sagen kann, daß bei jeder Verhandlung, bei jedem Staatsgeschäft seine Hände im Spiele sind. Wenn er etwas freie Zeit hat, verbringt er sie im Atelier Meister Raffaellos, seines Lieblingsfreundes, und dort werden, wie man sagt, mehr skandalöse Dinge getan und besprochen, als erbauliche.

ZWEITER DOMINIKANER: Welch ein Festgepränge, welche Verschwendung, welche Zurschaustellung des Wohllebens! Wohin mögen diese Weltkinder, begleitet von den Scharen ihrer Gefolgschaft, gehen? Was denken sie, diese babylonischen Satrapen, mit ihrem heiteren Geschwätz und lautem Gelächter? Sicherlich gehen sie nicht, um die Messe zu lesen.

DER AUGUSTINER: Verzeiht, ehrwürdiger Vater ... es ist gerade das, was sie wollen. Sie gehen, die Messe zu lesen . . . ich meine — ihre Messe. Eine glänzende Versammlung edler Geister, von Dichtern, Künstlern, Damen, Prälaten und adeligen Herren versammelt sich heute bei Agostino Chigi, dem Banquier der Stadt Siena. Man plant, dort der Göttin Venus ein Opferfest zu weihen ... mit Tauben, Milchgerichten, Blumen, Sonetten und Madrigalen, mit allen erdenklichen sapphischen und adonischen Versen in griechischer und lateinischer Sprache und in der Volkssprache; es wird da kein Ritus zelebriert werden, der nicht durch das Zeugnis irgendeines guten Autors verbürgt ist. Herr Gabriele Morino, den man wegen seiner auserlesenen Stimme zum Erzbischof von Bari gemacht hat, wird einige Episoden singen und dazu auf der siebenseitigen Leier spielen. Francesco Paolosa, ein neuer Archi-

diakon, läßt sich auf der Bratsche hören. Pietro Aarono, ein Florentiner, Johanniterritter und Kanonikus von Rimini, begleitet ein Loblied an die Göttin auf einer dreiseitigen Geige. Eine Schar altrömischer Flötenspieler wird an dem Konzert mitwirken und alle seine Teilnehmer werden rosenbekränzt sein. Der Altar ist von weißem, gelbgeädertem Marmor. Girolamo Santa Croce aus Neapel, der ihn ausarbeitete, hat ein Wunderwerk der Kunst geschaffen. Das Festmahl, als Abschluß der Feier, wird von einem Überfluß, von einer Üppigkeit sein, die der berühmten Vielfräße der Antike würdig ist. Leo X. wird der Szene beiwohnen, allerdings maskiert. Ich hoffe, daß Ihr nun in die Frömmigkeit unserer Kardinäle keinen Zweifel mehr setzt.

ERSTER DOMINIKANER: Welcher Greuel! Es ist offenbar, daß das alte Heidentum, gefördert von der allgemeinen Sittenverderbnis, von allen Seiten auf uns eindringt. Man hört von nichts anderem mehr sprechen, als von Geschehnissen der Art, wie Ihr uns da eines schildert. Hier opfert man dem Apollo, dort der Pomona; in Venedig hat man keine Scham empfunden bis zum Dienste Hermes', des Gottes der Liebesgärten, herabzusteigen. Es gibt keine Ehre mehr und ich weiß nicht, was dermaßen aus dem Glauben werden soll.

DER AUGUSTINER: Er wird sein wie ein Stern, der hinter Regenwolken verfinstert ist, aber nichtsdestoweniger am Himmel leuchtet.

ZWEITER DOMINIKANER: Diese Verfinsterung, fürchte ich, wird recht lange dauern. Unser Vater Savonarola wollte die Landplage bekämpfen, aber er ist daran zugrunde gegangen. Wer sollte da triumphieren, wo selbst dieser große Heilige seinen Untergang fand?

DER AUGUSTINER: Ein viel Geringerer vielleicht.

Man darf sich nicht entmutigen, man darf den Kampf nicht aufgeben. Das Gute darf nicht vor dem Bösen schweigen.

ERSTER DOMINIKANER: Und doch — es schweigt. Seit dem Tode unseres Seligen hat niemand seine Stimme erhoben, und der Antichrist herrscht.

DER AUGUSTINER: Möge er sich vorsehen! . . . Neigt Euch zu mir, meine Väter, und laßt uns leise sprechen; ich weiß eine wichtige Neuigkeit. Kommt hier auf diese Bank, abseits vom Weg . . . hier sind wir in Sicherheit.

ZWEITER DOMINIKANER: Ehe Ihr etwas sprecht und gleichsam als Antrieb zu den Hoffnungen, die Ihr in uns erwecken wollt, betrachtet, ich bitte Euch, diese schamlose Szene, die sich da, kaum einige Schritte von uns entfernt, abspielt. Seht, wie diese Franciscaner sich mit Burschen und den unseligen Mägden, die sie bei sich haben, im Grase ergötzen! Wenn ich nicht irre, höre ich einen dieser schmählichen Gottesdiener die Vorzüge des Weins von Montefiascone in Versen rühmen, die nicht minder plump sind als er selbst.

DER AUGUSTINER: Das Übermaß der Sünde bringt den Moment der Buße näher. Hört mir zu!

ZWEITER DOMINIKANER: Mein Herz ist der Hoffnung fast verschlossen.

DER AUGUSTINER: Wir haben in unserm Kloster sehr wichtige Briefe von unseren Brüdern in Deutschland erhalten.

ERSTER DOMINIKANER: Was ist geschehen?

DER AUGUSTINER: In unserem Hause in Wittenberg, einer großen Stadt in Deutschland, in der es eine sehr bedeutende Universität gibt, lebt ein gewisser Doktor Martin Luther, Professor des kanonischen Rechts, einer der besten Kenner der Heiligen Schrift. Dieser große Mann hat in aller Öffentlichkeit

und mit bewunderungswürdigem Mute gegen die Ablaßwirtschaft Stellung genommen und, was von besonderer Bedeutung ist, er hat sich so trefflicher Worte bedient, daß er, als er auf das Lotterleben zu sprechen kam, darüber wir eben klagten, die Zuhörer durch die Kühnheit seiner Rede mit sich riß. Zuerst seine Amtsbrüder, dann das Volk und, was in erster Linie der Beachtung wert ist, schließlich Seine Kurfürstliche Hoheit der Herzog von Sachsen, haben sich seiner Führung anvertraut. Das ist es, was ich Euch mitteilen wollte.

ERSTER DOMINIKANER: Haben die Franziskaner, die doch die Nutznießer des Ablaßhandels sind, nicht ihr Veto eingelegt?

DER AUGUSTINER: Das taten sie. Natürlich haben wir unsern Ordensbruder verteidigt; im übrigen versichert man mir, daß der Heilige Vater die Berufung des Herrn Martinus achtend, nicht abgneigt sei, ihn zu unterstützen. Das läßt mich glauben, daß der Himmel die Seele des Herrn der Kirche erleuchten und ihn zum Nachdenken bringen wird. Diese Hoffnung erfüllt mich mit tiefer Freude.

ERSTER DOMINIKANER: Könten doch Eure Anstrengungen, Ihr wackeren Söhne des heiligen Augustinus, zu vollem Erfolge führen! Die engsten Bande verbinden uns mit Euch! Euer glorreicher Vater war der geistige Lehrer unseres heiligen Thomas, und wenn — nach dem unseligen Tode des Savonarola, der als Märtyrer den Franziskanern zum Opfer fiel — nun auch Euer würdiger Bruder Luther den Nachstellungen der gleichen Verfolger erliegt, werdet Ihr unsern Kummer nicht geringer finden, als den Euren.

ZWEITER DOMINIKANER: Nein, mein Vater, gebt nicht alle Hoffnung verloren! Gerade inmitten des heftigsten Sturms hilft Gott seiner Kirche. Lasset uns

hoffen, daß die Augustiner das Heil der Religion bewahren und neu erwirken werden, und trösten wir uns darüber, daß wir nicht selbst das edle Werk vollbracht haben, im Gedanken, daß wir wenigstens danach strebten.

DER AUGUSTINER: Aus dem Blut Eures Märtyrers werden herrliche Blüten ersprießen.

ERSTER DOMINIKANER: Man läutet zum Angelus!

*Alle Glocken Roms beginnen zu läuten; die zahlreichen Gruppen der Spaziergänger auf dem Monte Pincio unterbrechen ihre Unterhaltungen. Die Frauen knien nieder, die Männer entblößen das Haupt, alle bekreuzigen sich und sprechen den engelischen Gruß.**

DER AUGUSTINER: Lasset uns beten, so wie all die Menge betet und, da wir wohl wissen, was wir vom Himmel erbitten müssen, wollen wir dieses kurze Gebet hinzufügen: Füge, o heiligste Mutter Gottes, daß uns eine Erneuerung der Kirche gegeben werde, denn ohne dies Heilmittel ist das Christenvolk verloren!

Die Mönche knien nieder und verharren im Gebet.

Mailand

Der herzogliche Palast.

Ein Saal, den reich geschnitzte Truhen, goldene und silberne Vasen schmücken; an einer wohlbesetzten Tafel sitzen speisend König Franz I. mit seiner Freundin, Marie Gaudin, Florimond Robertet, Clément Marot, de Pinnes, de Lautrec und andere Höflinge. Truchsessen und Pagen in königlicher Livree eilen auf beiden Seiten der Tafel hin und her, reichen den Tafelnden Speisen und bedienen sie mit Getränken.

* Anm. Salutatio angelica, katholisches Gebet. (Engelisch von Engel.)

DER KÖNIG: Nein, der Papst hat nicht erwartet, mich so bald hier zu sehen! Ich bin ebenso rasch in Italien eingebrochen wie meine Vorgänger. Aber sie sind rasch wieder abgezogen, ich hingegen werde mich nicht hinauswerfen lassen.

DE LAUTREC: Ich trinke auf das Wohl Mars', des Unbesieglichen, des Ritters aller Ritter!

DER KÖNIG: Danke, Lautrec; übrigens, die Zeiten sind nicht mehr dieselben; ich will nicht mehr, daß man uns Franzosen wie Barbaren und ungebildetes Volk behandele. Warum sollen wir nicht ebensogut wie das Volk diesseits der Alpen edle Sitten pflegen, vulgäre Umgangsformen meiden und uns literarischen Studien ergeben?

CLÉMENT MAROT: Daß wir den Degen zu führen und die Lanze zu gebrauchen wissen, ist kein Grund, zeitlebens die Rolle des Wildlings zu spielen!

DER KÖNIG: Sicherlich! Aber, auf Ehrenwort, wir werden Mühe haben, diese Wahrheit in die harten Schädel unserer Kameraden hineinzubringen. Euch ausgenommen, die Ihr hier heute abend beisammen seid, und noch einige wenige andere, sind unsere Franzosen zumeist linkische Tölpel, die nichts begreifen! Je unwissender sie sind, um so mehr halten sie von sich selbst. Der Graf Castiglione sagte mir das und er hatte nicht so unrecht.

FLORIMOND ROBERTET: Er hatte nur zu recht. Hat Eure Majestät das Lächeln nicht bemerkt, das über die Lippen der Herzogin von Ferrara glitt, als Ihr ihr unlängst diesen Herrn de Picardie vorstelltet, der ihr um jeden Preis erklären wollte, warum der heilige Maclou in der Kirche seines Heimatdorfes viel schöner sei als das Meisterwerk des Ghiberti, das unserer Bewunderung dargeboten wurde? — Beim Blute

Christi, rief der brave Kriegsmann und drehte seinen Schnauzbart, unser heiliger Maclou ist farbig bemalt von Kopf bis zu Fuß, und Eure Figur da ist nur ein weißer Stein!

DER KÖNIG: Ich gebe zu, Robertet, daß ich bei diesen Worten und angesichts der Miene der Herzogin fühlte, wie ich bis zu den Ohren errötete. In der Tat, wir sind Nichtswisser! Aber auf Ehrenwort, das wird sich ändern! Ich will, daß Frankreich ebenso schön sei wie Italien und nicht minder reich an Zierde. Alles, was bis jetzt in meinem Reich besteht, werden wir von Grund aus zerstören, und Paris und meine Städte, alle ohne Unterschied, werden den Strahlen der Sonne ebenso schöne Bauwerke, ebenso herrliche Meisterwerke der Kunst zeigen können, wie man sie hier diesseits der Alpen aufzuweisen hat. Weg mit unsern alten Kathedralen, mit unsern altertümlichen Schlössern, mit all dem plumpen Kram unserer Ahnen! Wenn Gott mir Lebensdauer gewährt, werden wir, das verspreche ich Euch, der Welt ebenso schätzenswert sein wegen unserer Verdienste um Apollo und seine neun schönen Gefährtinnen, wie wir es bisher waren wegen unserer Verdienste um den Gott des Krieges und vielleicht auch um die Göttin der Liebe. Was haltet Ihr davon, Madame?

MARIE GAUDIN *(leise):* Bei Gott, Sire, Eure Majestät versteht sich darauf die Worte so schön zu setzen, daß sie unser Ohr erfrischen wie ein erlesenes Labsal des Geistes.

DER KÖNIG: Schmeichlerin! . . . Wer war der wohlgekleidete Galant, den wir heute morgen Euch aufsuchen sahen?

MARIE GAUDIN: Bitte, Sire, es war ein Feind der Ungläubigen!

DER KÖNIG: Gut, dann habe ich nichts von ihm zu fürchten . . . Aber wer war es?
MARIE GAUDIN: Ich sage Euch, es war ein Johanniterritter.
DER KÖNIG: Dieser wackere Kriegsheld findet es angenehmer, schönen Damen seine Aufwartung zu machen, als gegen die Türken zu Felde zu ziehen.
MARIE GAUDIN: Ihr behauptet zuweilen, daß das weitaus gefährlicher ist. Wer sagt Euch, daß dabei nicht ebensoviel Grausamkeiten geschehen?
DER KÖNIG: Auf Ehre, Ihr bringt mich um meinen Verstand!
MARIE GAUDIN: Herr de Lautrec! . . . Herr de Lautrec! . . . Der König ist eifersüchtig! Und wißt Ihr, auf wen — ?
DER KÖNIG: Gott soll mich strafen, wenn ich eifersüchtig bin!
DE LAUTREC: Man könnte es um einer minderschönen Sache willen sein.
MARIE GAUDIN: Ja, der König ist eifersüchtig auf einen Johanniterritter, der heute morgen zu mir kam; und dieser Kavalier hat mir zwei Pfänder hinterlassen!
DER KÖNIG: Zwei Pfänder? Sein Herz und . . .
MARIE GAUDIN: Das Herz, denke ich, war außerhalb des Geschäfts, es ist gar nicht in Frage gekommen. Aber da ich gerade in Stimmung bin, Vertraulichkeiten auszuplaudern, will ich Euch alles sagen. Der schöne Bote besuchte mich nicht in eigener Sache, sondern im Auftrage eines andern.
DER KÖNIG: In wessen Auftrag?
MARIE GAUDIN *(lachend)*: Im Auftrage eines andern, sage ich Euch, neugieriger Frager, der Ihr seid! Denkt Ihr, ich will alles erzählen?
DE PINNES: Seht doch, unser Herr ist in Unruhe!

DER KÖNIG: Beim Teufel, nein! Ich kümmere mich weder um den Absender, noch um den Abgesandten, weder um den Herrn, noch um seinen Diener . . . Wer kam je auf die Idee, süße Liebesbriefe durch einen Ritter des heiligen Johannes bestellen zu lassen?
MARIE GAUDIN: Ich habe Euch nicht gesagt, daß ich einen Liebesbrief bekommen habe . . . allein, ihr ratet gut . . . und das beweist die Feinheit Eures Geistes . . . Aber ich habe Euch noch nicht alles gesagt. Wartet — drängt nicht! Ihr sollt alles erfahren. *(Sie stellt ein Kästchen auf den Tisch und hält ein Blatt Papier in der Hand, mit dem sie sich Luft zufächelt.)*
ALLE GÄSTE *(auf einmal):* Laßt sehen! Laßt sehen!
DER KÖNIG *(ergreift das Kästchen):* Erlaubt, meine Herren, daß ich es als erster betrachte. Ich bin ein wenig interessiert und, scheint mir, genug nachsichtig . . . Um zu beginnen, das Kästchen ist reizend, Elfenbein, geschnitzt und mit Gold und Silber verziert. Diese Türkise und diese Rubine machen sich sehr gut . . . Der Schlüssel ist aufs feinste ziseliert . . . Darf ich öffnen?
MARIE GAUDIN: Wie scheu Ihr seid! Öffnet, es ist erlaubt!
DER KÖNIG: Ich gehorche . . . Ah, wahrhaftig! Das ist sehr galant! . . . Nein! Nein! Nein! Sehr galant, man muß es zugeben! Nur Italiener verfertigen so reizende Sachen und wissen Damen ihre Geschenke auf so vornehme Art darzubringen. Seht doch, ihr Herren! Es ist ein Bild des Heiligen Vaters, in große Diamanten gefaßt.
MARIE GAUDIN: Ich bin empfindlich für dies Porträt; aber ich weiß auch die Fassung zu schätzen.
CLÉMENT MAROT: Seid versichert, Madame, daß der Papst das vorausgesehen hat.

FLORIMOND ROBERTET: Wozu diente sonst, bei Gott, die Erleuchtung des heiligen Geistes?

DER KÖNIG: Das war es also, was der Johanniterritter brachte?

MARIE GAUDIN: Und dies Billett hier . . . Ihr verdientet, daß ich es Euch nicht gebe. Ihr habt Euch nicht dazu befunden, nur eine Minute unruhig zu sein.

DER KÖNIG: Ist es schlecht, blind auf die Treue der Geliebten zu vertrauen?

MARIE GAUDIN: Ich würde recht töricht sein, wenn ich mich der gleichen Tugend befleißigen sollte . . . Nehmt! Lest!

DER KÖNIG *(den Brief öffnend):* An die vornehme und edle Dame, Frau Marie Gaudin, unsere liebe Tochter in Christo . . . Ah, ich lese erst für mich . . . Der Heilige Vater rühmt Eure Schönheit . . ., dann Eure Klugheit . . .

MARIE GAUDIN: Dieser letzteren Pflicht hätte er sich entbinden können.

DER KÖNIG: Dann teilt er Euch seinen Wunsch mit, Parma und Piacenza zurück zu erhalten und bittet Euch, mich um ihre Herausgabe zu ersuchen . . . Es möge Euch nicht mißfallen, aber die Vermittlung wird ihm keinen großen Nutzen bringen.

MARIE GAUDIN: Das hoffe ich auch; aber die Diamanten sind schön, nicht wahr, Herr Clément?

CLÉMENT MAROT: Wahrhaftig, Madame, nicht so schön wie Eure Augen!

DER KÖNIG: Willst du wohl schweigen, Schlange? Schließlich, unser armer Papst sucht die zerrissenen Maschen seines Netzes wieder zusammenzuflicken, und zwar mittels der verführerischsten Hände der Welt . . . Er weiß, daß diese zarten Finger da meine Arme gefangen halten.

MARIE GAUDIN: Ist's wahr? Diese Arme, die jüngst bei Marignano das Schwert so wacker führten?

DER KÖNIG: Ja, dieser einzige Finger, den ich mit Eurer Erlaubnis küsse, könnte mich rascher und besser zu Boden werfen, als die Hellebardenträger der Schweizer Cantone; und dennoch . . .

MARIE GAUDIN: Und dennoch erwarte ich von der Ritterlichkeit meines Palladins, daß er meine Erklärungen nicht verleugnen wird, die ich heute morgen dem Abgesandten des Heiligen Vaters abgab . . .

DER KÖNIG: Was waren das denn für Erklärungen? Ihr macht mir Furcht!

MARIE GAUDIN: Ich sagte dem Johanniterritter: Herr, wenn der König in seiner kindlichen Ergebenheit für die Kirche sich geneigt fühlt, dem Wunsch des Papstes nachzugeben und ihm Parma und Piacenza auszuliefern — sein Vorgänger, König Ludwig, hat davon nie etwas hören wollen — und wenn er zufällig mir die Ehre erwiese, meinen Rat einzuholen, dann würde ich mich meinem Meister zu Füßen werfen und ihn anflehen, nichts und gar keines von den Rechten seiner Krone preiszugeben. — Er war etwas betreten über die Leidenschaft, mit der ich sprach, ich wollte ihm den Brief und das Kästchen wiedergeben, aber er wollte es nicht zurücknehmen und ist abgereist, nicht ohne mich zu grüßen . . .

DIE GÄSTE: Sehr gut geantwortet! Sehr wohl getan! Es lebe Madame Marie Gaudin!

DER KÖNIG *(sehr leise):* Ich werde Euch morgen früh die Perlen schicken, die Ihr so sehr verlangtet, und ich verspreche, das Land gut zu bezahlen, das Ihr in der Touraine gekauft habt.

MARIE GAUDIN: Ach, ganz unnötig, Sire . . . Ich werde Euch nicht mehr lieben, als ich Euch jetzt liebe!

Habt Ihr die „Gioconda“ von Lionardo da Vinci gekauft?
DER KÖNIG: Ja und ich habe in Florenz Meister Andrea del Sarto beauftragt, alle Kunstwerke aufzukaufen, von denen er Kunde erhält. Der König von Spanien hat, wie ich weiß, dieselben Wünsche wie ich; aber seht, meine Freunde, ich werde ihm auf diesem Gebiete nicht mehr nachgeben als auf anderem. Nach dem Tode Maximilians, auf den man nicht lange wird warten müssen, wird Karl die Kaiserkrone zu erhalten suchen; aber, auf Ehrenwort, ich bin es, der sie tragen wird! Alle Maßnahmen sind getroffen. Der Sohn Johanna der Irrsinnigen wünscht, in Italien die Vorherrschaft zu erlangen; ich werde ihm auf die Finger klopfen! Er will sich in den Ruf setzen, die Gelehrten zu lieben und ihr Lob zu verdienen; ich werde ihn darin überbieten, und die Ehre wird mir zufallen. Ach — das wäre schön, Salamanca gelehrter zu finden als die Universität von Paris.
CLÉMENT MAROT: Ich weine vor Freude! Nie hatte Frankreich einen ähnlichen Herrscher! Euer Ruhm, Sire, wird bis zum fernsten Menschengeschlecht währen!
DER KÖNIG: Ach, meine Freunde, Gott erhöre Euch und wolle, daß ich mich über meine Nebenbuhler erhebe! Ruhm! Ja, Ruhm ist es, was ich will! Viel Ruhm, viel Freude, viel Fröhlichkeit, viel Vergnügen und mehr als genug von alledem, was dem Leben Reiz verleiht. Pracht, Geist, Glanz, Liebe — mehr Liebe, als das Herz zu fassen vermag, unendliche, höchste Liebe!
MARIE GAUDIN: Es lebe der König!
ALLE: Es lebe der König!
DER KÖNIG: Was den Papst betrifft, mein schönes Kind und Ihr teuere Freunde, was macht er sich da

für Hoffnungen! Die Zeiten sind vergangen, da er die Völker zu schrecken und ihre Fürsten zu beugen vermochte.
FLORIMOND ROBERTET: Haben wir nicht gesehen, daß der verstorbene Papst Julius Euern Vorgänger, König Ludwig, aus der Kirche ausstieß wie einen Schuft, und daß der sich doch wohler fühlte denn je?
DER KÖNIG: Ja, das haben wir gesehen. Keiner unserer Untertanen hat daran Anstoß genommen. Niemand in der Welt kümmert sich noch um den Papst; man weiß, was der römische Hof treibt, und daß die Lebenshaltung seiner Prälaten nicht der der Apostel gleicht! Leo X. verlangt von den Christen weder Glaube noch Hoffnung, noch Liebe, aber Geld . . . und ich bin entschlossen, seiner Geldgier ein Ziel zu setzen.
DE LAUTREC: Ich ziehe vor, das Geld in den Taschen des Königs und seiner Diener zu wissen, statt in denen der Kardinäle.
FLORIMOND ROBERTET: Kein Mann von Verstand denkt anders.
MARIE GAUDIN: Auch keine Frau von Verstand.
DER KÖNIG: Auf Ehre, wir verstehen es ebensogut, die Taler unserer Völker springen zu lassen wie die Borgia, Rovere und Medici! Aber wißt Ihr, daß auch die Deutschen anfangen, sich gegen die päpstlichen Geldsammler zu empören? Ich bin sehr gespannt zu erfahren, was mein Bruder Karl über die Wirren in Wittenberg denkt!
DE LAUTREC: Nur Unsinn, wenn er nicht den Rat Eurer Majestät empfängt.
DER KÖNIG: Ich wäre gar nicht böse, die Kirche zu jenem bescheidenen Leben zurückgeführt zu sehen, das im Evangelium empfohlen wird.
MARIE GAUDIN: Der Papst sollte Euch all die

schönen Sachen überlassen, für die er im Grunde keine Verwendung hat. Ihr werdet uns doch, Sire, daran teilhaben lassen?

DER KÖNIG: Bei meiner Ehre, ich will nichts für mich! Alles für Euch, mein Kind, und für meine Freunde!

MARIE GAUDIN: Ich will nichts als Euer Herz! Auf Euer Wohl, mein Gebieter!

ALLE: Hoch lebe der König! Tausend und aber tausend Jahre! Hoch!

Rom

Ein Saal im Vatican.

Leo X. sitzt an einem Fenster; die Kardinäle Bibbiena, Bembo und Sadoletto. Im Hintergrunde des Saales, an der Türe, Herr von Maltitz, ein sächsischer Adeliger, in Erwartung, vorgerufen zu werden.

LEO X.: Ich werde mich selbst mit dieser Wittenberger Sache befassen und ich denke, sie auf eine Art zu lenken, daß die Dummheiten ein Ende nehmen, durch die man sie verwirrt hat. Dieser Lutherus, gegen den die Franziskaner so leidenschaftlich Beschwerde erheben, ist kein alberner Mensch; er ist kein ungebildeter Mönch, wie die meisten von ihnen. Er hat Geist, Kenntnisse, Vernunft. Er hat mir in verständigstem Ton geschrieben und ich werde ihn gegen diesen Tetzel, diesen Eccius* und diese ganze Bande lächerlicher Fanatiker schützen! Diese Leute möchten wohl ganz Deutschland in Brand setzen! Ich werde das nicht zugeben!

BIBBIENA: Eure Heiligkeit scheinen mir auf dem Wege der Billigkeit und der Verständigung zu sein.

---

* Eck.

LEO X.: Seid dessen sicher. Es handelt sich da nicht um eine Glaubensfrage; es ist wahrlich nur eine Formstreitigkeit. Unsere Leute haben einen falschen Weg eingeschlagen, um das Geld aufzubringen, das wir brauchen, und ich werde ihnen unrecht geben.
SADOLETTO: Wenn die Vorgänger Eurer Heiligkeit immer so weisen Grundsätzen gefolgt wären, so hätten wir die unseligen Geschichten des Johannes Huß und des Hieronymus von Prag nicht zu beklagen.
LEO X.: Und vor allem nicht die des Savonarola. Seid gewiß, ich werde nicht gestatten, daß man wieder derlei beginnt. Dieser Bruder Girolamo, der, alles in allem, nur ein Besessener und ein Feind meiner Familie war, ist durch die abgeschmackte Strenge, die man gegen ihn angewandt hat, zum Rufe eines Heiligen gelangt. Martinus Lutherus wird die Märtyrerkrone nicht aus meinen Händen empfangen.
BEMBO: Dieser gute Pater schreibt einen bewundernswerten Stil.
LEO X.: Ich empfinde den größten Abscheu gegen die Empfindsamkeit in den Klöstern und Sakristeien. Der Papst ist ein mächtiger Fürst, das ist eine Wahrheit, die Ihr nie aus den Augen verlieren dürft. In einigen Jahren wird es auf Erden keine Macht geben als ihn, den Kaiser, die Könige von Frankreich und England und den Türken. Die anderen Herrscher werden nichts sein als reiche Herren ohne Herrschgewalt. Demnach ist doch klar, daß der Papst sein Leben nicht nach den Grundsätzen und Erwägungen von Mönchen einrichten kann. Sagt Herrn von Maltitz, er möge nähertreten.
SADOLETTO: Tretet näher, Herr von Maltitz, Seine Heiligkeit verlangt nach Euch.
VON MALTITZ: Ich stehe Seiner Heiligkeit zu Gebote und bitte um die Gnade, seine Füße küssen zu dürfen.

LEO X. *(macht das Zeichen des Kreuzes über ihm):* Herr von Maltitz, wir sind alte Bekannte. Ihr habt mir wohl gedient. Die Statthalter der Kirche haben mir über Eure Unternehmungen, Eure Begabung und Eure Treue so schmeichelhafte Berichte erstattet, daß ich in einer so bedeutsamen Sache wie der vorliegenden, niemandes andern Rat einholen möchte als den Euern.

VON MALTITZ: Hochheiliger Vater, dieser Augenblick ist mir ein höherer Lohn, als alle meine Verdienste beanspruchen können.

LEO X.: Für den Auftrag, den ich Euch erteilen will, brauche ich einen Kriegsmann und zu gleicher Zeit einen gewiegten Hofmann und einen Weisen. Ich glaube diese drei Charaktere in Euch vereinigt zu sehen und segne dafür mein gutes Glück.

VON MALTITZ: Alles, was ich vermag, ist dem Dienste Eurer Heiligkeit gewiß.

LEO X.: Ihr werdet also in meinem Auftrag Euren natürlichen Herrn, den Herzog von Sachsen, aufsuchen. Er ist ein Fürst von ungewöhnlicher Weisheit, und ich freue mich, ihn von allen Kronen und von allen klugen Politikern geehrt zu sehen. Ihr werdet ihm sagen, daß ich dem Schutze freudig zustimme, den er unserem geliebten Sohne in Christo, Martin Luther, gewährt. Dieser Fromme vom Orden des Heiligen Augustinus ist ein Gelehrter von reichem Wissen; ich will nicht, daß er gefährdet werde durch Zudringliche und Dummköpfe, welches mir der Inquisitor Tetzel, Eccius, der Professor Hoffmann und die andern zu sein scheinen. Ihr werdet Seine Hoheit den Kurfürsten bitten, Euch mit Herrn Martin in Verbindung zu setzen und zwischen uns und dem guten Pater zu vermitteln, was ihm sicher leicht gelingen wird. Es geht nicht an, daß Übelgesinnte dauernd dem

Rufe eines so fähigen Mannes schaden, indem sie das Gerücht ausstreuen, er verweigere der Heiligen Kirche den Gehorsam — wozu er doch, wie ich weiß, ganz und gar nicht geneigt ist. Um schließlich Seiner Kurfürstlichen Hoheit einen unwiderlegbaren Beweis aller meiner väterlichen Zuneigung zu geben, werdet Ihr Seiner Hoheit die „Goldene Rose" überbringen. Ich habe sie ausdrücklich für ihn bestimmt.

VON MALTITZ: Der Kurfürst, mein Herr, wird sicherlich von grenzenloser Dankbarkeit erfüllt sein.

LEO X.: Ermangelt nicht, auch Herrn Martinus dringlichst davon zu überzeugen, daß ich weder alberne Zänkereien, noch mißliche Controversen zu verursachen gewillt bin. Der Heilige Vater ist davon in Kenntnis gesetzt, daß sich mancherlei Irrtümer in die Meinungen eigeschlichen haben, die mit mehr oder weniger Recht von Gelehrten verteidigt und genährt werden, deren Rechtgläubigkeit vielleicht nicht frei von Tadel ist. Lasset uns also die Meinungsverschiedenheiten ohne Lärm und im Geiste gegenseitiger Milde ausgleichen.

VON MALTITZ: Es ist wahrscheinlich, daß die Schwierigkeiten, wenn man ihnen auf diese Art begegnet, beigelegt werden. Eure Heiligkeit atmet solche Güte, daß nicht die geringste Gereiztheit davor bestehen könnte.

LEO X.: Kardinal Sadoletto, reicht mir die beiden Briefe, die auf diesem Tische liegen.

SADOLETTO: Hier sind sie, Hochheiliger Vater.

LEO X.: Ich übergebe sie Euch, Herr von Maltitz. Der eine ist an Herrn Georg Spalatin gerichtet, der andere an den ehrwürdigen Meister Degenhard Pfeffinger. In dem Kreis der Räte Eures Herrn wüßte ich keinen, den ich einer so bedeutenden Sache würdiger hielte, als jene beiden.

VON MALTITZ: Sie verdienen vielleicht eine so große Ehre durch die Verehrung, die sie dem Heiligen Apostolischen Stuhle, und die Ergebenheit, die sie Eurer geheiligten Person selbst zollen.
LEO X.: Ich weiß, Herr von Maltitz, ich weiß. Ihr werdet in meinem Namen bitten, den Kurfürsten gut über den wirklichen Gesichtspunkt in dieser Frage aufzuklären. Es ist wesentlich, daß weder er, noch Herr Martinus sich in diesem Punkte täuschen. Man hat zweifellos mit dem Ablaßverkauf Mißbrauch getrieben, und vor allem wäre ich nicht überrascht, wenn in der Form, wie er gehandhabt wird, Unregelmäßigkeiten vorgekommen wären. Man möge mir annehmbare Änderungsmaßnahmen vorschlagen, ich bin bereit, sie anzuordnen. Wichtig ist nur, daß das Geld, auf das die Apostolische Kammer weder verzichten will, noch kann, ordnungsgemäß hier einläuft. Der Weg, wie es aufgebracht wird, ist gleichgültig.
VON MALTITZ: Ich setze voraus, daß es nicht in der Absicht des Kurfürsten liegen kann, der Apostolischen Kammer durch eine voreilige Entscheidung pekuniären Schaden zuzufügen.
LEO X.: Ich glaube das ebensowenig und will es, würde es in keinem Falle gestatten, denn daraus würden — ich erkläre es Euch in höchster Aufrichtigkeit — ernste Schwierigkeiten erwachsen. Wenn ich auch betreffs der anderen Fragen leicht nachgebe, würde man mich in diesem Belange unnachgiebig finden. Ihr habt lange genug in Rom und in meinen Staaten gelebt, um zu wissen, daß unsere Einkünfte und die Steuern, welche die Kirche den christlichen Ländern auferlegt, nicht verringert werden können, ohne Unerträglichkeiten zur Folge zu haben, die von der Kirche fernzuhalten für mich Ehrensache ist. So wäre das also geordnet. Ich bin geneigt, in jeder

Beziehung entgegenkommend zu sein, vorausgesetzt, daß die Wünsche der Apostolischen Kammer befriedigt werden. Geht mit Gott, Herr von Maltitz.

VON MALTITZ: Ich erflehe den Segen Eurer Heiligkeit. *(Er sinkt auf die Knie und küßt den Pantoffel des Papstes.)*

LEO X. *(erhebt die rechte Hand und macht das Zeichen über ihm):* Benedico te in nomine . . . Ich werde Euch einen auserlesenen sizilianischen Wein senden, um Euern Reiseproviant zu vervollständigen. Lebt wohl, Maltitz. Cardinal Bibbiena, Ihr kommt doch heute abend zu unserem kleinen Konzert. Und Ihr, Bembo, werden wir heute nicht zusammen eine Jagd veranstalten?

CARDINAL BEMBO: Ich bin sehr gerne bereit, Hochheiliger Vater.

LEO X.: Folgt mir also, Nimrod. Man sagt mir, daß der Wildstand ausgezeichnet sei; verlieren wir keine Zeit mehr.

(Sie gehen ab.)

BIBBIENA: Lieber Maltitz. Ihr begreift wohl, daß wir uns nicht darum kümmern. ob das Geld durch den Ablaßhandel oder auf andre Art aufgebracht wird. Aber erinnert Euch wohl, daß wir in jedem Fall Geld wollen, nur Geld, und man muß sich nie einbilden, daß wir nur auf einen Obulus von diesem Geld verzichten werden.

VON MALTITZ: Ich bin ein wenig verlegen, denn ich fürchte, daß der Kurfürst diese Frage nicht wie Ihr allen andern voraussetzen wird.

BIBBIENA: Das wäre sehr schlecht. Sagt Friedrich dem Weisen, er täte gut daran, unsern Hunger nicht zu reizen; wir würden sonst zu Tigern werden.

VON MALTITZ: Meine Beredsamkeit wird ihr bestes daransetzen. Lebt wohl, hochwürdige Herren; ich

muß Vorbereitungen treffen, um morgen früh meine Reise antreten zu können. Ich küsse Euch die Hände und empfehle mich Euch zu Gnaden. *(Er geht ab.)*
SADOLETTO: Und wenn er seinen Auftrag nicht ausführt?
BIBBIENA: Es wird ihm schwer fallen sich durchzusetzen. Im übrigen wankt bereits alles unter unseren Füßen.
SADOLETTO: Und zu gleicher Zeit arbeiten wir daran, ein Gebäude zu errichten, das bis zum Himmel reicht.
BIBBIENA: Die Fundamente sind unsicher
SADOLETTO: Wir werden sie nach unserem besten Ermessen mit Silberbarren stützen, mit gewaltigen Silberbarren, und das Bedürfnis nach diesem Material wird täglich dringender.
BIBBIENA: Und jeden Tag wird es schwieriger die Geldmittel aufzubringen. Wir erschließen uns überall Hilfsquellen. Die Abgaben steigen und steigen! Bürger und Bauern murren und drohen. Wir bringen sie an den Bettelstab und der schon schwer geschädigte Handelsstand geht zugrunde. Die Freiheiten der Städte werden verletzt, und wir strecken alle zehn Finger aus, um uns des wenigen zu bemächtigen, das sich noch findet. Wir verkaufen die Ämter, wir verkaufen die Pfarreien, die Bistümer, die Patriarchen- und Kardinalswürden, wir erfinden tagtäglich irgendeine kirchliche Ware, um sie zu verschachern. Was gibt es, was wir nicht verkaufen? Wir haben während des Krieges von Urbino wegen der Verschwörung des Battista Vercelli den Cardinal Petrucci leichtfertig zugrunde gehen lassen, und wenn die Cardinäle Sauli und Riario entkommen sind, so wißt Ihr wohl, was ihr Leben sie kostete.
SADOLETTO: Ja, sie und viele andere. Man hat

mittels dieses unseligen Verfahrens für das Vermögen des heiligen Collegiums Geld gemacht.
BIBBIENA: Ihr habt recht. Erinnert Ihr Euch der vierunddreißig Promotionen, die man in Verfolg dieses Geschäftes vorgenommen hat unter dem Vorwande, uns Anhänger zu gewinnen? Der Ertrag dieser Finanzoperation war bedeutend, aber das öffentliche Gewissen hatte noch nie eine so schwere Last zu tragen gehabt. Ja, jetzt versuchen wir im Ausland ähnliche Geschäfte zu machen, es ist ganz dasselbe. Wir suchen in allen Taschen. Wir verdienen an den Annaten, am Peterspfennig, am Ämterverkauf und an dem berühmten Ablaßhandel, der uns im Augenblick so viel Verlegenheit bereitet und, trotz aller dieser Mühen, dieser Anstrengungen, nennen wir's doch beim Namen — dieser Räubereien —, genügt der Ertrag nie, um die Leere zu füllen, und jeder Tag, der vergeht, treibt uns in ein noch jämmerlicheres Elend. Wir sind gezwungen, kläglich um Hilfe zu rufen. Unser Geldmangel drückt und erwürgt uns; wir wissen immer weniger wie wir ihm entgehen sollen und — seid überzeugt! — es wird damit enden, daß wir einen heftigen Protest der empörten Christenheit auf uns ziehen. Ein allgemeines Zetergeschrei wird sich gegen uns erheben; die Regierungen, große und kleine, werden uns ihr endgültiges Halt zurufen: Ihr habt uns genug arm gemacht, jetzt erhaltet Ihr nichts mehr!
SADOLETTO: Mein lieber Freund, auch ich erwarte, daß man sich schon frage, unter welchem Rechtstitel wir den Wohlstand der Welt zerstören.
BIBBIENA: Man könnte da zu unseren Gunsten einige Vernunftsgründe geltend machen. Die Kirche repräsentiert die Intelligenz; die Schätze, welche wir an uns reißen, dienen dazu, die Wissenschaft, die Künste und anderes edles Werk zu nähren und zu fördern.

SADOLETTO: Sie dienen aber auch, wie Ihr zugeben müßt, der Verherrlichung und Begünstigung der Weichlichkeit, des Lasters und der Verderbtheit.

BIBBIENA: Das gebe ich zu; aber jedes Ding hat seine Kehrseite. Jede kultivierte Gesellschaft ist eine verdorbene Gesellschaft. Soll man deshalb zur Barbarei zurückkehren? Die Barbarei ist vielleicht unempfindlich für die bezahlten Liebenswürdigkeiten der Courtisanen, aber sie schneidet den Kriegsgefangenen den Bauch auf und besudelt die widerwärtige Fratze ihrer Götzen mit Blut . . . Verzeiht, wenn ich jetzt unser Gespräch unterbreche. Ich habe mich mit unserem teuren Raffaello verabredet; ich will ihm über eine bestimmte Sache ins Gewissen reden. Wenn Ihr keine dringende Beschäftigung habt, kommt mit mir und unterstützt meine Moral durch die Eure. Was haltet Ihr davon?

SADOLETTO: Gern, mein Freund, gehen wir.

(Bibbiena und Sadoletto verlassen majestätischen Schrittes den Saal und durchqueren die päpstlichen Galerien und Gemächer. Die Menge der Beamten und Soldaten des päpstlichen Palastes begrüßt sie ehrfurchtsvoll und zieht sich vor ihnen zurück. Unten an der Stiege begegnen sie ihren eigenen Offizieren, Sekretären, Schleppträgern, Kämmerern, Edelleuten und Dienern aller Grade. Man führt reich geschmückte Maulesel vor und hilft den beiden Würdenträgern, sie zu besteigen. Man bricht auf und betritt die Straßen Roms. Das Gefolge bahnt den Weg durch die Menge, die zurückweicht und sich hinter dem Zuge wieder schließt. Von Zeit zu Zeit hebt einer der beiden Kurfürsten den Arm und segnet die Mönche, die Frauen, die Händler und die Leute aus dem Volke, die bei ihrem Anblick niederknien.)

BIBBIENA: Betrachtet doch die bunte Mannigfaltigkeit der Figuren und Trachten.
SADOLETTO: Es ist ein Anblick, den zu genießen ich nie ermüde. Er müßte, scheint mir, selbst die schlaffste Phantasie erregen. Wir sehen hier ein Gemisch aus allen Völkern des Erdballs.
BIBBIENA: Was für eine arrogante Miene diese Spanier doch aufsetzen! Sie sind das Herrenvolk unserer Zeit; weil sie Neu-Indien entdeckt haben, setzt ihr Stolz und ihre Gier sich keine Grenzen. Der Letzte von ihnen hält sich für einen kleinen König.
SADOLETTO: Und seht doch, in jener Ecke, die drei Portugiesen! Am Ausdruck ihrer Gesichter erkennt man, daß die Eroberer von Goa und Diu ihren Nachbaren von Guadiania an Größenwahn und Eigendünkel nichts nachgeben. Doch seht nur jene Franzosen, wie sie die Nasen hoch tragen, mit den Degen klirren, scherzen und in sich selbst verliebt sind!
BIBBIENA: Und da, da! Diese wackeren Schweizer, die sich, halb betrunken, mit Deutschen herumprügeln.
SADOLETTO: Ich meinerseits möchte Euch auf diese beiden Engländer aufmerksam machen, die kalt wie Statuen dort stehen, um einer Gruppe von Syriern und Griechen zuzusehen. Glücklicherweise kommt da der Herr Pompeio Frangipani mit seinen Söldnern; er rüttelt die Insulaner auf und schleudert sie zur Seite. Es ist ein großes Glück, sie hätten sich sonst den ganzen Tag nicht gerührt. Wißt Ihr, was für Erwägungen mir durch den Kopf gehen?
BIBBIENA: Ganze Welten stürmen auf mich ein! Mein Kopf verwirrt sich, wenn ich diese langen Reihen prächtiger Paläste, diese Kirchen, diese hohen Türme, diese Ruhmessäulen sehe, deren Architrave durch das Walten der Zeit verwittert und zerstört sind und welche noch immer das Angedenken einer unnachahmlichen

Vergangenheit zu verkünden scheinen. Welch ein Rahmen für ein Bild von unerhörter Lebendigkeit!
SADOLETTO: Ich frage mich, wie viele Jahre noch all diese Leute von so verschiedenartiger Herkunft dem Reiz dieser großen Metropole erliegen werden, die ihnen, scheint es, keinen andern Dienst leistet als den, ihnen ihr mühsam erworbenes Geld abzunehmen.
BIBBIENA: Ich fürchte sehr, daß es nicht mehr Jahre, sondern nur mehr Monate sein werden.
SADOLETTO: Bei Gott, Ihr blickt düster in die Zukunft. Ist es denn so sicher, daß die Völker sich jemals darüber Rechenschaft ablegen werden, was ihnen nützlich oder schädlich ist? Seit langer Zeit zehrt die heilige Kirche vom Vermögen dieser Völker; und die Gewohnheit ist ein höchst seltsames Joch. Es genügt, daß eine Sache sei, um die Mehrzahl der Geister zu dem Schluß zu bringen, sie müsse sein. Und übrigens, was wünscht der gemeine Mann von der Religion? Die Reinheit? Die Wahrheit? . . . Er zerbricht sich nicht den Kopf darüber. Weder seine Sinne noch sein Herz haben auch nur das geringste Bedürfnis danach. Ihm muß man Gemeinplätze und zu jeglicher Zeit eine Unmenge mehr oder minder alberner Gebräuche zubilligen, die wir von den Resten des Heidentums aufbewahrt haben und die das Heidentum selbst von noch weiter her übernommen hat. Das ist es, was die Massen Religion nennen und wonach sie jederzeit Bedürfnis haben. Die augenblickliche Gefahr liegt in gewissen Ideen, welche immer wieder erstehen; sie sind der Luxus einer Minderzahl von Menschen, aber eine Minderzahl braucht viel Zeit, um in die allgemeine Dummheit eine Bresche zu schlagen.
BIBBIENA: Ich bitte Euch, gewährt doch dieser alten Frau, die Euch da kniend ihre beiden Kinder entgegenhält, Euern Segen.

SADOLETTO: Gern, sie ist übrigens eine höchst ehrfurchtgebietende Erscheinung. Man gebe ihr einen Dukaten . . . Um auf unser Thema zurückzukommen: die Gelehrten fügen uns mit ihrer maßlosen Begeisterung für die Vergangenheit das größte Übel zu.
BIBBIENA: Ihr habt recht. Indessen wollet nicht leugnen, daß der Styl der heiligen Kirchenväter kläglich ist und was den Styl der Decretate betrifft, so will ich Euch offen sagen, daß er mich in größte Verwirrung bringt.
SADOLETTO: Das bestreite ich Euch nicht, aber bedenket wohl, wir leben davon. Man entzieht uns unser bestes Gut, man schmäht es und wir selbst schmähen es, Ihr, Bembo, und ich. Und der Papst noch mehr als wir alle. Er versäumt keine Gelegenheit, einen guten oder schlechten Scherz über die Mönche vorzubringen. Wer immer Geist und Geschmack hat, tut desgleichen. Ich will nicht sagen, daß wir damit unrecht haben, aber wie kann man dabei bleiben, eine Einrichtung von früh bis abend für heilig zu erklären, in die wir selbst die höchsten Zweifel setzen?
BIBBIENA: Wißt Ihr ein Heilmittel?
SADOLETTO: Es gibt Krankheiten, die vom Temperament herkommen. Das Temperament der Kirche ist, von Mißbräuchen zu leben. Es bedürfte so vieler und ach so tiefgreifender Reformen! Wenn ich mir vorstelle, daß ich der Reformator wäre und mich dazu verstehen müßte Weber zu sein, wie der heilige Paulus, und in einem dreckigen Kellerloch eine rohe Zwiebel als Abendbrot zu verzehren . . .!
BIBBIENA: Ihr macht mich schaudern!
SADOLETTO: Urteilt doch, was Leo X. und jeder einzelne von unseren hochehrwürdigen Amtsbrüdern auf den Vorschlag, ein derartiges Leben zu führen, antworten würde. Sie würden ihren Unwillen teilen

mit allen Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten und Mönchen der Christenheit, die von ihrer Pfründe leben, und übrigens auch mit den Fürsten; sie alle würden mich der Scheinheiligkeit, des Fanatismus und der Volksverhetzung verdächtigen, und hätten damit vielleicht nicht unrecht. Ich bin trotz alledem weit davon entfernt zuzugeben, daß von Zeit zu Zeit eine asketische Anwandlung heilsam ist. Es ist nicht schlecht, wenn ein Meister der Narrheit zuweilen auf dem Boden seiner Zelle Abenteuer des Geistes sucht, sich an Wasser und Brot hält und sich selbst züchtigt. Zunächst einmal gefallen diese Narrheiten dem gemeinen Volke, weil sie die Überlieferungen der Einsiedler der Thebaïs, erneuern, die ihrerseits nur Nachfolger der ehrbaren Korybanten und Isispriester sind. Des weiteren dienen sie seit Weltbeginn dazu, schöne Kirchen in Porphyr und Marmor zu bauen und sie der Anrufung jener heiligen Asketen zu weihen, zu ihrer Ehre bewunderungswürdige Gemälde zu malen, Statuen von wunderbarer Schönheit zu meißeln und endlich reiche Pfründen für die Männer der Kirche zu stiften, die nichts gemein haben mit ihrem heiligen Vorbilde. Aber welchen Ertrag könnten diese Narrheiten sonst einbringen? Ich wüßte keine zu nennen.

BIBBIENA: Mein Gott, wie toll sind doch die Menschen! Gibt es denn etwas Besseres und Leichteres als zu leben und leben zu lassen, da doch die Welt so schön ist? Welch ein Übermaß von Schönheit birgt sie in ihrer Mannigfaltigkeit! Oh, könnte man doch seine Zeit, seinen Geist und sein Herz an diese liebenswürdigen und herzerfreuenden Dinge verschwenden!

SADOLETTO: Und würde selbst unter Verzicht auf alles übrige nicht allein unsere Wißbegierde genügen, um unserem Leben Reiz zu verleihen? Ist es nicht über alle Maßen interessant, die Weltgeschehnisse zu

beobachten? So ist zum Beispiel die Weisheit der Venezianer Gegenstand mancher lehrreicher Erwägung. Die Unbeständigkeit der Florentiner eine Quelle heiterer Überraschungen! Und seht doch da diese Franzosen, die uns die Liebe zu den Künsten nachahmen, und den neuen Cäsar der Deutschen, diesen Carl V., diesen jungen Menschen, von dem man noch nichts weiß. Seit Ihr nicht begierig, seine ersten Schritte zu beobachten? — Aber was für ein Geschrei? Welch ein Lärm? Was tut Ihr da, Ambrosio? Warum verhaftet Ihr diesen Menschen?

DER BEFRAGTE OFFIZIER: Hochehrwürdiger Herr, er ist ein Dieb, die Sbirren sind hinter ihm her und er sucht zu entkommen . . . Wir halten ihn fest!

SADOLETTO: Laß ihn doch laufen, den armen Dieb! Geh, mein Junge, mach dich fort, rette dich und suche dich zu bessern . . . Was sagte ich doch? — Aber seht da, wir sind vor Eurem Tore, und da sehe ich auch schon den Meister Raffaello. Halten wir an.

RAFFAELLO *(gefolgt von einigen Schülern und Dienern, tritt näher und begrüßt die beiden Kardinäle):* Eminenzen, ich küsse Eure Füße.

BIBBIENA: Sei gegrüßt, ich bin erfreut dich zu sehen!

SADOLETTO: Seid begrüßt, lieber Meister, reicht mir Eure Hand!

Die Cardinäle steigen ab. Sie treten, Höflichkeiten austauschend, in den Palast, Raffaello folgt ihnen und, zu dritt plaudernd, steigen sie die Treppe hinan. Ihr Gefolge bleibt in einer geräumigen Galerie zurück. Sie gehen weiter und betreten einen Saal, der mit Gemälden, Goldzierat und ungeheuren Portiéren aus levantinischen Stoffen verziert ist.

BIBBIENA: Nehmt Platz, mein Freund, ich bitte Euch, auf diesem Lehnstuhl! Setz auch du dich, Raffaello,

mein Sohn, setz dich hier auf diesen Schemel. Du kommst hierher, um von mir eine Lection zu erhalten.
RAFFAELLO *(lächelnd):* Ich habe nicht daran gezweifelt als ich Euern Brief erhielt. Betrifft Eure Lection das Gespräch, das ich gestern mit zweien Eurer hochehrwürdigen Amtsbrüder geführt habe?
BIBBIENA: Was hast du zu ihnen gesagt, Raffaello?
RAFFAELLO: Sie standen vor meinem Gemälde der Apostel und behaupteten, daß Petrus und Paulus allzu rot geraten wären. Ich habe ihnen darauf geantwortet, daß sie nicht anders können, da sie ja sehen, wie die Kirche sich aufführt. Ich versichere Euch, die beiden Herren sind gegangen, ohne weiter zu fragen.
BIBBIENA *(zu Sadoletto):* Hört Ihr? Es ist der Commentar zu unserem Gespräch. Jetzt aber, Raffaello, handelt es sich um andere Dinge . . . Um deine Angelegenheiten, mein Sohn. Cardinal Sadoletto ist dir nicht minder wohl gewogen als ich, wir können also ganz offen vor ihm sprechen.
RAFFAELLO: Ihr verschwendet einer wie der andere Eure Güte für mich. Ich wäre der letzte unter allen Undankbaren, wenn ich das verkennte.
BIBBIENA: Seit dem Tode deiner Braut, meiner armen Nichte, meiner lieben Maria, bin ich ratlos, wie ich dir ein Heim begründen könnte. Sag uns doch selbst, hast du diesbezüglich irgendeinen Plan? Es ist an der Zeit daran zu denken. Du wirst nicht immer jung sein und du hast zur Stunde bereits dein siebenunddreißigstes Jahr erreicht. Ich für mein Teil, ich werde alt. Ich würde deine Zukunft gern gesichert sehen und dein Leben wohl geschützt, heiter und ruhig genug, um frei und ungehemmt die Meisterwerke hervorzubringen, welche man billigerweise von dir verlangen kann, denn du bist auf dieser Erde ein einzigartiges Geschöpf.

SADOLETTO: Du und Michel-Angelo, euch beide kann man wohl so nennen, wie Horaz die Dioskuren nannte: Lucida sidera.

RAFFAELLO: Ich habe den vorzeitigen Tod meiner Braut, der Maria di Bibbiena, beweint; ich habe das arme Mädchen beklagt um ihrer eigenen Vorzüge willen, die nun dahin sind, und auch weil sie Euch so nahe stand und Ihr sie mir zur Gattin bestimmt hattet. Indessen, ich habe Euch nicht vorenthalten, daß ich zu dieser Ehe niemals Vertrauen hatte. Es gibt Güter, die mich nicht verführen. Ich liebe meine Freiheit, ich liebe die schrankenlose Weite vor meinen Augen; ich liebe das Leben und, um Euch das Tiefste meines Herzens zu entschleiern, ich liebe bis zur Abgötterei das Andenken einer andern, die ich verloren habe und die allein auf dieser Welt mich dazu vermocht hätte, meine Meinung über diese Dinge zu ändern.

BIBBIENA: Sprich nicht von deiner armen Beatrice, sprich nicht von ihr; die Erinnerung erfüllt dich mit Trauer.

RAFFAELLO: Wenn sie mich bekümmert, so veredelt sie mich auch. Dieses angebetete Geschöpf hat mir wohl zu wissen gegeben, welch grenzenloser Selbstlosigkeit und Güte ein Herz fähig ist, das eine tiefe Zuneigung empfindet. Noch aus ihrem Grabe heraus schenkt sie mir das Gefühl einer himmlischen Melancholie, die so rein ist, wie ich sie sonst nie erfahren hätte. Die Erinnerung an sie hüllt mich in einen Trauerschleier ein, dessen schwere Falten ich nicht drückend empfinde und den ich niemals ablegen möchte. Die Liebe, welche uns vereinigte, brennt in mir wie eine Lampe, die an den Fackeln der Unsterblichkeit entzündet ward. Um Euch zu gefallen, habe ich einer Verbindung zugestimmt, zu der mich, wie Ihr wohl wißt, kein eigener

Wunsch hindrängte. Der Himmel hat sie nicht gewährt. Wollen wir nicht mehr über diese Dinge sprechen.
BIBBIENA: So gedenkst du also in der ungefestigten Freiheit der Jugend weiterzuleben? Ich anerkenne deine Beweggründe, aber ist es darum minder wahr, daß du ein Mann des Unvorhergesehenen und des Abenteuers bleiben wirst? Daß du niemals zu jener sicheren Fülle gelangen wirst, die allein zur bürgerlichen Wohlgeachtetheit führt und die auch das Genie selbst nicht zu entbehren vermag?
RAFFAELLO: Wie Ihr doch diese Dinge wichtig nehmt, ehrwürdigster Herr; und ich erkenne aus den Mienen des Monsignore Sadoletto, daß er Eure Meinung teilt.
SADOLETTO: Mein Sohn, die Kunst ist eine herrliche Schöpfung Gottes, und meines Erachtens gibt sie der Literatur an Würde und Macht nichts nach. Nichtsdestoweniger bringt eine wohlgefestigte und ausgeglichene Lebenshaltung dem, der ihrer teilhaftig ist, den nötigen Trost in all den Fährnissen des Lebens.
RAFFAELLO: Mir scheint, dieses Ziel könnte man erreichen, ohne daß es nötig wäre eine Frau zu nehmen. Verderbnis der Sitten und Gewohnheiten sind mir entsetzlich, denn sie sind einer der Gründe, um welcher willen ein Künstler seine Schaffenskraft einbüßt, und die Ursache schmählicher Sklaverei. Aber es fehlt mir ebenso an der Möglichkeit, wie am Willen, dieser Sklaverei zu entgehen. Ich bin sicherlich der reichste unter uns Künstlern, und trotz des etwas verschwenderischen Lebens, das ich führe, und das mir unentbehrlich scheint für die Befriedigung meines Geschmacks und die Freiheit meines Geistes, unterlasse ich es nicht, die notwendige Aufmerksamkeit auch diesen Interessen zu widmen. Ich besitze zur Stunde hier in Rom ein Vermögen von zweitausend Dukaten,

das mir ein Einkommen von fünfzig Talern in Gold sichert. Der Papst hat mir seit dem Tode des Bramante die Oberaufsicht über die Arbeiten von Sanct Peter übertragen; diese bringt mir eine jährliche Einnahme von dreihundert Dukaten, und ich habe wohl Grund, noch höhere Einnahmen ähnlicher Art zu erhoffen. Seine Heiligkeit hat mir aufgetragen, einen neuen Saal im Vatican mit Bildern zu versehen und hat mir für diese Arbeit zweihundert Dukaten zugebilligt. Ich bin in diesen letzten Tagen zum Inspektor der antiken Monumente ernannt worden, das heißt, ich habe ein Amt erhalten, das mir bedeutende Einkünfte sichert und endlich, man verlangt allenthalben Bilder von mir, und ich erhalte dafür den Preis, den zu verlangen mir gefällt. In einer solchen Lage bin ich wohl imstande mir nach meinem Geschmack treue und aufmerksame Diener zu halten und ein Leben ohnegleichen zu führen, und ich habe kein Bedürfnis, mir eine Frau ins Haus zu nehmen und einen Haushalt einzurichten, der mehr Ärger als Freude einträgt. Nachdem wir das festgestellt haben, werdet Ihr gut tun, mit mir zu kommen, um meine Arbeiten in Sanct Peter zu besehen. Und nachher wollen wir in meine Villa gehen, um einen Sorbet zu nehmen.

SADOLETTO: Seine Überlegungen sind so falsch nicht. Was denkt Ihr davon? In der Tat, er ist ein Priester wie Ihr, wenn er auch einer profanen Gottheit dient, und was auch ich am meisten von meinen geistlichen Pflichten schätze, ist das Glück, das Unglück des Cölibats zu ertragen.

BIBBIENA: Sei es denn! Ich werde also nicht mehr davon sprechen, aber ich wollte, Raffaello, du kümmertest dich mehr um deine Gesundheit. Du arbeitest zu viel und lebst zu sehr dem Genuß. Man beunruhigt mich mit deinen Fieberanfällen; ich habe

große Furcht deswegen. Du verbrauchst dich selbst rascher als notwendig wäre.
RAFFAELLO: Niemals habe ich mich so stark und frei gefühlt wie jetzt. Ich habe soeben den Ausgrabungen auf dem Campo Vaccino beigewohnt; ich habe drei oder vier Stunden in den Gräben zugebracht. Wie war ich von diesem Morgen entzückt! — Jetzt laßt uns nach Sanct Peter gehen.
BIBBIENA: Gut, gehen wir! Es sind mindestens zwei Tage her, daß ich dich nicht gesehen habe, und die Zeit schien mir lang.
SADOLETTO: So wollen wir es jetzt nachholen. Ich werde Euch heute abend, wenn wir gut ausgeruht sind, die köstliche Elegie vorlesen, die unser Freund Guido Postomo Silvestro an den Papst gerichtet hat. Sie ist eine der ergreifendsten lateinischen Dichtungen, die ich kenne. Heu! Quam nostra levis, quam non diuturna voluntas, quam juvat ingratum saepe quod ante fuit! Das ganze Gedicht ist bewunderungswürdig!

Die Werkstatt des Michel-Angelo.

Ein kalter dunkler Raum. Tiefe Nacht. Eine Statue, nur mühevoll erkennbar, auf welche das Licht einer kleinen Kupferlampe fällt und die Antonio Urbino, der Diener des Künstlers, in der Hand hält. Letzterer ist damit beschäftigt, eine Art Helm aus Pappe herzustellen, dessen Decke offen ist und dermaßen geeignet erscheint, als Lampenschirm zu dienen.

MICHEL-ANGELO: Siehst du, Urbino, ich sagte dir, ich würde nicht zu Ende kommen; nun bin ich vollends fertig. Reich mir jetzt die Lampe.
URBINO: Sie wird aber da drin nicht festhalten, sie wird herausfallen und Eure Haare in Brand stecken. Eine schöne Erfindung, die Ihr da gemacht habt!

MICHEL-ANGELO: Ich sage dir, daß sie halten wird. Warum willst du nicht, daß sie halte?

URBINO: Nicht ich bin es, der das will. Sie wird aber nicht halten.

MICHEL-ANGELO: Vorwärts, Starrkopf! Reich mir die Lampe, richte diesen Eisendraht fest um ihren Fuß . . . noch einmal . . . gut! Jetzt setze ich die Maschine da hinein, ich befestige den Draht hier . . . gut. Siehst du, sie hält!

URBINO: Wenn Ihr es auf dem Kopf haben werdet und es sich schwankend hin und her bewegt, wird der Carton Feuer fangen.

MICHEL-ANGELO: Keineswegs, denn die Öffnung ist breit und die Flamme hat allen nötigen Raum zur Verfügung, um nach rechts und links zu flackern. Ausgezeichnet! Von nun an werde ich nachts arbeiten und der Wiederschein des Lichts auf dem Marmor wird mir die schönsten Erfolge erbringen.

URBINO: Ihr würdet besser tun, Euch zu Bett zu begeben. Ihr habt alle Tage Ideen, wie sie kein anderer außer Euch hat.

MICHEL-ANGELO: Es ist übrigens sehr bequem zu tragen. Ich empfinde den Kopf gänzlich unbeschwert. Reich mir den Hammer und den Meißel . . . hierher, auf die Holzkiste!

URBINO: Und ich für meinen Teil sage Euch, daß Ihr viel besser tätet, schlafen zu gehen, statt zu arbeiten wie ein armer Lohnarbeiter. Ihr wißt wohl, daß Ihre Excellenz, die Marquise, nicht damit einverstanden ist, wenn Ihr Euch allzusehr ermüdet.

MICHEL-ANGELO: Gut, du wirst morgen früh zu ihr gehen, um Auskunft über ihr Befinden zu erbitten, und wirst ihr sagen, daß meine Frau nicht will, daß ich schlafe.

URBINO: Eure Frau? Eure Frau? Was ist das, was bedeutet das?
MICHEL-ANGELO: Sie steht da, mir zur Seite, und blickt mich mit ihren großen schönen Augen an; sie hält meinen Arm und sagt zu mir: Michel-Angelo, arbeite, arbeite für deinen und meinen Ruhm, und sie zeigt mir einen grünen Blätterzweig, den sie in der Hand hält: Es ist ein Lorbeerzweig.
URBINO: Das sind Redensarten, die Euch nicht hindern, Euch zu Tode zu erschöpfen.
MICHEL-ANGELO: Seit langer Zeit war ich nicht so glücklich! Es ist tiefe Nacht, und beim Schimmer dieser kleinen Lampe werde ich einer Welt von Ideen gewahr . . . Wieviel Uhr kann es wohl sein?
URBINO: Ich denke, es wird nicht weit vor Mitternacht sein. Ihr werdet gut tun, Euch schlafen zu legen.
MICHEL-ANGELO: Draußen geht ein Regenguß nieder. Man hört, wie das Wasser auf die Dächer klatscht, auf die Steinfliesen des Hofes fällt und gleichsam einen breiten Bach bildet. Das Gewitter war schrecklich, Blitze durchzuckten die gleißende Schwärze der Fenster. Aber auf dem Grunde dieses rauhen Getöses — welche Stille! Fernes Grollen des Sturmes und majestätisches Brausen... — aber keine Menschenstimme, keine falsche, lügnerische, plärrende, freche, unverschämte Stimme wird laut, um mich zu stören. Jetzt kann ich schöpferisch sein . . . jetzt ist der Geist frei, jetzt bin ich glücklich! Ich bin in jener Welt, an die ich mich ganz hingeben wollte... und der streng verschlossene Schoß des Marmors tut sich auf, schon beginnt dies lebende Haupt sich aus den Fesseln zu befreien. Strahlend weiß zittert es unter dem Meißel, der jeden Zug seines Antlitzes dem groben Stoff entreißt . . . man spricht . . . Urbino?
URBINO: Meister!

MICHEL-ANGELO: Du schläfst auf deinem Schemel ein. Du bist es, der besser täte, zu Bett zu gehen.
URBINO: Ich kann nicht. Wenn Ihr schlafen werdet, dann will auch ich zur Ruhe gehen. Nicht vorher.
MICHEL-ANGELO: Welch seltsamer Eigensinn.
URBINO: Es ist wohl wahr, daß ich nicht mehr jung bin und daß die Nachtwachen mich ermüden, aber die Frau Marquise sagte mir: Wenn dein Herr nicht ruht, dann sollst auch du nicht ruhen, wir wollen sehen, ob er die Kräfte seines alten Dieners mißbrauchen wird.
MICHEL-ANGELO: Bewillige mir noch einige Augenblicke; ich habe da eine Sache zu beendigen.
URBINO: Einige Augenblicke, aber nicht mehr. Die Frau Marquise wünscht ausdrücklich . . .
MICHEL-ANGELO: Gut, 's ist gut! Erzähle mir eine Geschichte, um mich wach zu halten.
URBINO: Ich bin heute bei Eurem Notar gewesen.
MICHEL-ANGELO: Davon wollen wir nicht sprechen.
URBINO: Er sagt, daß die beiden jungen Mädchen, denen Ihr Brautausstattungen geschenkt habt, wirklich sehr schätzenswert sind.
MICHEL-ANGELO: Sehr gut . . . ich freue mich dessen, Urbino. Ich wollte, sie würden glücklich; sie sind liebenswürdige Kinder, obwohl sie sehr häßlich sind.
URBINO: Ich habe auch Euern Neffen gesehen. Er war hier, als Ihr weggegangen wart.
MICHEL-ANGELO: Sehr gut . . . wenn er zufällig wiederkommt, sollst du ihm sagen, er möge mich in Ruhe lassen und seinen Geschäften nachgehen.
URBINO: Er glaubt — und damit hat er recht —, daß es sein unaufschiebbarstes Geschäft sei, Euch für die dreitausend Taler zu danken, die Ihr ihm geschenkt habt, obwohl Ihr selbst kein reicher Mann seid.

MICHEL-ANGELO: Er weiß, daß ich ihn liebe; also braucht er mir nicht zu danken.
URBINO: Meister . . . die Uhr schlägt . . . Ein Uhr nach Mitternacht . . .
MICHEL-ANGELO: Ich bin fertig. Aber ich sterbe vor Hunger. Hast du nichts zu essen im Hause? Sieh im Schranke nach.
URBINO: Ich gehe, nachzusehen . . . ach, Euer Haus wird wahrlich nicht auf großem Fuß geführt. Sobald Ihr aber etwas Geld habt, verwendet Ihr's, um es dem ersten besten, der zu Euch kommt, zu schenken.
MICHEL-ANGELO: Der Mensch braucht nicht viel für seinen Körper. Seine Kräfte genügen doch nicht, um seine Seele zu erheben.
URBINO: Brot ist da . . . es ist ein wenig hart . . . und ein Stück Käse und sogar ein Rest Wein in der Flasche . . .
MICHEL-ANGELO: Ausgezeichnet! Bring mir das alles. *(Er nimmt seinen Helm aus Pappe ab, setzt die Lampe auf die Diele und ißt stehend, während er seine Statue betrachtet. Es klopft heftig an der Türe.)* Wer kann um diese Stunde kommen? Sieh durchs Türfenster.
EINE STIMME: Ich bin's, Antonio Mini . . . Öffnet, Meister! . . . Ich bin's, Euer Schüler! Ich habe wichtige Nachrichten für Euch!
MICHEL-ANGELO: Mein Schüler Mini . . . Öffne ihm! Hat sich ein Unglück ereignet?
ANTONIO MINI *(tritt ein):* Ach, Meister, ein großes Unglück!
MICHEL-ANGELO: Was ist mit dir, du bist ganz blaß!
ANTONIO MINI: Raffaello stirbt! Er ist ohne Zweifel zur Stunde schon tot.
MICHEL-ANGELO: Raffaello! Gott im Himmel!

ANTONIO MINI: Ich war in seiner Werkstatt mit zweien von seinen Schülern, mit Timoteo Viti und dem Garofalo. Es mochte gegen drei Uhr sein, da kam ein Diener, um zu melden, daß der Meister sich schlecht fühle. Er hatte seit gestern abend Fieber.
MICHEL-ANGELO: Seit gestern? Nun, das wundert mich nicht. Er ist ein Mensch von zarter Körperbildung, halb ein Weib, halb ein Kind. Er widmet zuviel Zeit der Arbeit und allzuviel Zeit seinen Vergnügungen. Ich sah ihn vor vier Tagen auf dem Campo Vaccino die Ausgrabungen leiten, und ich warnte ihn davor, zu dieser Jahreszeit Erdgrabungen machen zu lassen. Du sagst, daß er sehr krank ist?
ANTONIO MINI: Wenn er noch nicht tot ist, so wird er doch das Licht des kommenden Tages nicht mehr sehen. Er hat sich in seine Werkstatt bringen lassen. Ich habe ihn gesehen, weiß wie ein Laken, schon halb erloschen, die Augen auf sein Bild gerichtet, das die Verklärung darstellt . . . Neben dem Bett, das man in überstürzter Eile für ihn aufgeschlagen hat, waren seine Freunde, die Cardinäle Bibbiena, Sadoletto und Bembo und andere Herren, die ich nicht kenne. Am Kopfende des Bettes der Heilige Vater . . . Leo X. weinte und trocknete seine Tränen . . .
MICHEL-ANGELO: Urbino, reich mir meine Mütze, meinen Mantel. Ich muß zu ihm eilen. Raffaello . . . Raffaello . . . Sterben! Ach, mein Gott, ist's möglich! Mach rasch, gehen wir!
URBINO: Hier, Herr, hier! Laßt mir Zeit die Laterne anzuzünden, ich werde Euch leuchten.
MICHEL-ANGELO: Du sagst, daß es keine Hilfe mehr gibt? Bist du dessen sicher? Hat man Ärzte herbeigerufen? Was haben sie gesagt? Was haben sie unternommen? Gehen wir!
ANTONIO MINI: An Ärzten war kein Mangel; es war

da der Arzt des Heiligen Vaters, Meister Jacopo da Brescia; dann Meister Gaëtano Marini und andere. Alle sahen sehr hoffnungslos aus, schüttelten die Köpfe, und ihre Blicke ließen erkennen, daß ihre Wissenschaft zu Ende war.

MICHEL-ANGELO: Gehen wir! Bist du bereit, Urbino?

URBINO: Hier bin ich, Meister!

MICHEL-ANGELO: Vorwärts also, rasch!

(Sie treten aus dem Haus, es ist dunkel. Es hat inzwischen aufgehört zu regnen. Zwischen den wild vom Winde dahingetriebenen Wolken entsteht ein Riß, in welchem man klaren Himmel und die Mondscheibe erblickt, deren weißes Licht die Giebel der Häuser und den Weg ein wenig erleuchtet. Man hört das Geräusch vieler Schritte.)

MICHEL-ANGELO: Was ist das für eine Menge von Menschen?

URBINO: Wir werden es erfahren, sobald wir um die Straßenecke biegen . . .

ANTONIO MINI: Vorwärts! Achtet auf diese Pfütze, Meister. *(Er stützt Michel-Angelos Arm.)*

Eine zahlreiche Menge von Offizieren, Soldaten, Dienern und Fackelträgern, deren Fackeln ihr rotes Licht auf die Häuser werfen, eilen in Unordnung vorüber. Inmitten des Zuges die Sänfte des Papstes mit herabgelassenen Vorhängen.

MICHEL-ANGELO *(zu einem Kämmerer):* Was bedeutet das, Herr?

DER KÄMMERER: 's ist der Heilige Vater, der in den Vatican zurückkehrt.

MICHEL-ANGELO: Und Raffaello?

EINE STIMME: Raffaello ist tot und Michel-Angelo bleibt allein in Italien!

Der Zug eilt vorüber. Michel-Angelo läßt sich auf eine Steinbank niederfallen. Der bewölkte Himmel hat sich geklärt, der Mond leuchtet an einem tiefklaren Himmel.
MICHEL-ANGELO: Ich bleibe, das ist wahr . . . Ich bleibe allein. Im letztvergangenen Jahr war's Lionardo . . . jetzt ist's er . . . und alle, die wir drei gekannt und auf deren Worte wir gehört haben, sind dahin seit langer Zeit. Es ist wahr, ich bleibe allein. Es gab eine Zeit, da ich es gern gewollt hätte, allein zu sein, der größte, der einzige Vertraute der Geheimnisse des Himmelsschöpfers! Ich dachte mir wohl, daß sonnengleich im Mittelpunkt der Welt zu stehen, ohne seinesgleichen, ohne Nebenbuhler, das bewundernswerteste Glück wäre, das wir erreichen können. Ach, als ob es eine schlimmere Sache gäbe als die, allein zu sein auf der Erde! Während all dieser Jahre liebte ich Lionardo nicht . . . im geheimsten Herzen war ich feindlich wider Raffaello . . . Ich wiederholte mir das immer wieder, um mich selbst glauben zu machen, ich achtete sie nicht . . . ja, ja, es gab Tage, an welchen du, Michel-Angelo, nur ein ärmlicher Jämmerling warst, kurzsichtig und engschauend, gewillt, alles zu tadeln und zu verachten, was dir nicht ähnlich, aber darum nicht minder wertvoll, ja vielleicht sogar wertvoller war als du! Jetzt habe ich erreicht, was meine Torheit ersehnte! Die Sterne am Himmel sind erloschen und ich bin allein . . . ganz allein . . . und ich seufze unter meiner Einsamkeit. Noch lebt zwar Tiziano . . . er ist ein großes Genie, ein großer Geist . . . noch lebt Andrea del Sarto . . . noch lebt . . . Doch nein, bei Gott! Sie sind nicht so groß, sie gleichen nicht dem Lionardo, und dem, der nun dahingegangen ist . . . Ah, dieser, er, die Schönheit, die Vornehmheit, die Grazie, die Liebenswürdigkeit, in jedem seiner Worte, seiner Blicke, die göttliche Zartheit . . . alles

das, was ich nicht besitze und nie erreichen werde ... alles das, was ich nicht bin! Er, der so heiß geliebt wurde und es so sehr verdiente, geliebt zu werden! Ach, mein Gott, mein Gott, was empfinde ich doch? Was ist's, das mich weinen läßt, daß die Tränen aus meinen Augen preßt, die nie weinen wollten? Worüber grüble ich? Ja, ein Strom des Schmerzes bricht aus meinem Innern hervor; die Tränen entrollen meinen Lidern, sie quellen hervor und fallen auf den, dem ich immer und jeglicher Zeit grollte, den ich mied und der so viel besser, vom Himmel um so viel begnadeter war als ich. Sie hat es mir gesagt, sie ... Vittoria ... sie hat es mir unzählige Male gesagt, und ich wollte es ihr nicht zugeben. Aber ich weiß es wohl, ja im Grunde wußte ich's immer . . . und jetzt, da der Blick des Todes ihn getroffen und uns getrennt hat, bleibe ich allein hier, meine Füße besudelt noch der Schmutz der Welt, während er, der Edle, Liebenswerte, im Schoße Gottes ruht, erleuchtet von dem himmlischen Licht . . . jetzt weiß ich, wie klein, wie wenig aufrichtig ich war! Nein . . . nein, Tiziano und die andern, so bewundernswürdig sie sein mögen, sie gleichen nicht den Großen, die mir nun entschwunden sind. In ihrer und meiner Welt erblindet die Sonne, sie sinkt und Schatten spannen sich über den Erdball. Ja ich bin allein, und der eisige Hauch des Grabes, das sich vor mir auftut, weht mich an. Was wird aus der Kunst werden? Und wir, die wir so viel erhofft, erstrebt, erdacht, gewirkt haben . . . was haben wir endlich erreicht? Was hinterlassen wir der Nachwelt, die uns folgen wird? Kaum ein Viertel dessen, was wir hätten vollbringen müssen! *(Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen.)*

URBINO: Kommt, Meister, kommt, Ihr werdet Euch erkälten.

ANTONIO MINI: Leiht mir den Arm, kehren wir zurück in Euer Haus.
MICHEL-ANGELO: Gut denn, kommt. Wir müssen unsere Kräfte nutzen und schaffen, solange wir mit den Ketten des Lebens gefesselt sind.

Piazza Navona

Ein französischer und ein englischer Edelmann, ein flämischer Franciskaner, ein Fremdenführer.

DER FÜHRER: Hochverehrte Herrschaften, sobald ich euer nur von ferne her ansichtig wurde, habe ich mir gesagt, ihr müsset bedeutende Persönlichkeiten sein, denen meine Ehrerbietung zu erzeigen und meine Dienste anzutragen meine Schuldigkeit ist.
DER FRANZOSE: Ich, was mich betrifft, stamme aus der Champagne und mein Gut Brandicourt ist weithin berühmt. Mein Freund ist aus London und wir haben auf gemeinsame Kosten diesen guten Vater in unsern Dienst genommen. Er folgt uns, säubert unsere Kleider und bringt die Beobachtungen, die wir auf unserer Reise machen, zu Papier.
DER FÜHRER: Ich weiß mein Glück zu schätzen, das mir eine so schmeichelhafte Bekanntschaft wie Eurer Excellenz verschafft hat. Ich genieße in dieser Stadt ein recht beträchtliches Ansehen und bei Gott, ich muß zugeben, ich verdanke es weniger meinen geringen Verdiensten, als meiner hohen Geburt und der Achtung, die meine Verwandten beim Heiligen Vater genossen. Ihr findet mich glücklich, Euch all das, was ich bin, zu Füßen zu legen; ich werde Euch leiten, Rom zu betrachten in seinen kostbarsten Schönheiten und ich werde Euch seine Sehenswürdigkeiten Punkt für Punkt erklären.

DER ENGLÄNDER: Sehr angenehm, aber vielleicht verlangt Ihr einen allzu hohen Preis?
DER FÜHRER: Hochedle Herren, ihr werdet mich ganz nach eurem Belieben entlohnen. Seid auf jeden Fall überzeugt, daß ich mich durch eure Güte überreich beschenkt wissen werde.
DER ENGLÄNDER: Ich will alles sehen.
DER FÜHRER: Nichts leichter als das.
DER FRANZOSE: Versteht Ihr uns recht? Mein Freund und ich, wir sind zu keinem andern Zweck nach Italien gekommen, als um nachher in angenehmer Gesellschaft erzählen zu können: Ich habe das und das gesehen. Es wäre dann höchst ärgerlich, zu spät zu erfahren, daß es irgendwas gibt, was wir nicht gesehen haben.
DER FÜHRER: Habt keine Furcht. Wollen wir, bitte, unverzüglich beginnen. Nehmen wir diese Straße. Im Vorübergehen werde ich den Campo Vaccino Eurer Bewunderung empfehlen, den Platz, auf dem die alten Römer ihre Versammlungen abzuhalten pflegten.
DER ENGLÄNDER: Ich will ihn sofort sehen.
DER FÜHRER: Im Augenblick werden wir dort sein. Hier, an dieser Stelle, wurde der berühmte Pompejus ermordet.
DER FRANZOSE: Pater Johannes, schreibt's auf Eure Liste.

(Pater Johannes schreibt.)

DER FÜHRER: Dann wollen wir den Vatican besuchen; dort wird einer meiner Vettern, der das volle Vertrauen des Heiligen Vaters genießt, uns für eine Kleinigkeit führen.
DER FRANZOSE: Ich will die Gemälde dieses Malers sehen, der jüngst gestorben ist und dem man eine so herrliche Leichenfeier bereitet hat. Wie hieß er nur?
DER FÜHRER: Es ist Meister Raffaello, den Ihr meint.

DER FRANZOSE: Man sagt, daß er ein außerordentlich . . . ein außerordentlich geschickter Mensch war. Ich habe mir sagen lassen, daß sogar der König bei ihm arbeiten ließ . . .

DER ENGLÄNDER: Ach ja, er war ein Mensch, den ich allzugern gesehen hätte. Aber da er nun einmal tot ist . . . Wenn wir den Vatican gesehen haben, wollen wir das Speisehaus aufsuchen, in dem man am besten ißt.

DER FÜHRER: Erlauchte Herren, euer Wunsch ist der meine und ich will euch eine Mahlzeit vorsetzen lassen, über die ihr staunen sollt.

DER ENGLÄNDER: Pater Johannes, Ihr werdet die Gerichte und die Art ihrer Zubereitung sorgfältig aufschreiben.

DER FRANZOSE: Und könnt Ihr uns nicht auch die Bekanntschaft einiger gefälliger Damen vermitteln?

DER FÜHRER: Darüber sinne ich eben nach; ich kenne zwei, zu welchen ich euch heute abend bringen will; ihr werdet von ihnen entzückt sein. Wir werden bei ihnen das Abenbrot einnehmen; wir werden ein Konzert hören, und ihr werdet dort Unterhaltungen finden, für die ihr mir zeit eures Lebens danken werdet; denn ich verheimliche euch nicht, daß sie höchst liebenswürdige Damen sind, die Beziehungen zu den vornehmsten Kreisen Roms unterhalten. Da sie eine ungewöhnliche Vorliebe für Fremde haben, mache ich mir zuweilen das Vergnügen, ihnen die Bekanntschaft solcher zu vermitteln.

DER ENGLÄNDER: Pater Johannes, versäumt nicht die Namen dieser Damen in Euren Listen aufzuzeichnen, damit wir, wenn wir heimgekehrt sind, mit ihnen paradieren können.

DER FÜHRER: Gehen wir also, wenn es euch beliebt, denn ich sehe da, rechts und links, zwei Cavaliere,

die allem Anschein nach sich anschicken, euch ihre Dienste anzutragen. Ich möchte euch nicht in ihre schlechten Hände fallen lassen.

DER FRANZOSE: Pest und Tod! Welch hübscher Palast! Wem gehört er denn?

DER FÜHRER: Es ist der Palast des Ammirato.

DER FRANZOSE: Schreibt, Pater Johannes, daß wir den Palast Murads gesehen haben. Murad . . . das ist doch der Großsultan der Türken?

DER FÜHRER: Ganz richtig, hochedler Herr.

(Sie gehen ab.)

Ferrara

Das Zimmer der Donna Lucrezia im herzoglichen Palast.

Donna Lucrezia sitzt an einem offenen Fenster, das die Aussicht auf einen der Innenhöfe des Schlosses gewährt. Sie trägt ein einfaches Kleid aus schwarzer Seide, ihre Ärmel und ihre Halskrause sind von spärlich verziertem Musselin. Ihre schwarzen Haare, die bedachtsam in einem Samthäubchen geordnet sind, lassen einzele weiße und graue Strähnen erkennen. In ihrem Gesicht prägen sich Ernst und Ruhe aus. Donna Lucrezia liest aufmerksam in einem kleinen, in mattrotem Maroquin gebundenen Buche, dessen Rücken den Titel „De Unitatione Christi" trägt. — Nach einigen Augenblicken legt sie das Buch offen auf das Fensterbrett, tritt zu einem großen Tisch, setzt sich, nimmt einen Bogen Papier, taucht die Feder in die Tinte und schreibt folgenden Brief:

An Seine Ehrwürdige Excellenz, den Herrn Kardinal Bembo in Rom.

Wenn ich mich hier der lateinischen Sprache bediene, sehr verehrter und teurer Herr, so wollet

sicher sein, daß ich damit nicht einem eitlen Wunsche nachgebe, vor Euren Augen mit meinen bescheidenen Kenntnissen zu prunken. Noch weniger aber möget Ihr denken, daß ich wagte, meine Beredsamkeit mit dem überlegenen Genie des Mannes zu messen, der bei uns den hohen Stil und die ehrwürdige Sprache des Autors wieder aufleben ließ, welcher über das Greisenalter und über die Pflichten schrieb. Früher einmal habe ich vielleicht so unbescheidenen Gedanken nachgehangen; heute bediene ich mich des Lateinischen aus dem doppelten Grunde, weil es erstens eine so gewichtige Sprache ist und daher unserem vorgeschrittenen Alter wohl ansteht, dann aber, weil sie Euch lieb ist und weil ich vor Euch immer in einer Gestalt erscheinen möchte, die mich Euch willkommen macht.

Wenn ich auf Euern Brief von Mitte September nicht unmittelbar geantwortet habe, so geschah dies, weil ich Sorgen hatte, mit welchen ich Euer treues Mitgefühl nicht belasten wollte. Mein edler Herr, der Herzog, ist leidend gewesen, und zwar so sehr, daß seine Krankheit mich mit lebhaften Besorgnissen erfüllte. Er ist nicht mehr jung, und die Wechselwirkung der Drangsale und Mühen seiner Kriege und der Sorgen seiner Regierung macht sich in seinem Körper fühlbar. Ich habe an seinem Schmerzenslager traurige Tage verbracht. Jetzt geht es ihm besser, und so trete ich denn einigermaßen getröstet und mit neubeseeltem Mute, wenn auch nicht restlos von meinem Kummer geheilt, vor Euch. Das Leben ist mir allzulang geworden. Allzuviel Reue, allzuviel Kummer um allerdings längst vergangene Dinge lasten auf meinem Herzen. Selbst die Liebe zur Literatur, die sonst so machtvoll meine Mußestunden an sich zog, hat an Wirkungskraft verloren; nur die

Religion gewährt mir Hilfe; aber schwere Drohungen sprechen aus ihr neben frommen Verheißungen.

Das also sind Empfindungen, welche man mit einem so liebwerten Freund, wie Ihr es mir seid, Ehrwürdigste Excellenz, nicht zu teilen liebt. Ihr habt Eure Mühsal, Eure eigenen Sorgen; ich wollte, ich könnte Euch trösten. Wäre das wohl ein geeignetes Mittel, wenn ich Euch mit meiner eigenen Pein ermüden wollte? Ich glaubte es nicht, und darum habe ich Euch wenig geschrieben; aber sowie ich mich versichert glaube, unausgelöscht in Euerm Gedenken fortzuleben, müsset auch Ihr wissen, daß Euer Bild unausgesetzt in meinem Herzen weilt. Bedenket das und beachtet es besonders in Augenblicken, in welchen Ihr mich am Gottesdienste teilnehmen lassen könnt. Gott allein hilft mir und ich will Gott und sonst nichts, und bin erstaunt, daß meine Blicke jemals nach anderen Zielen abschweifen konnten. Ich zittere vor seinem Gericht, dessen Strenge ich zweifellos nur allzusehr auf mich herabbeschworen habe. Aber Ihr habt mich gelehrt, auf sein Erbarmen zu hoffen, und zuweilen scheint mir, daß meine Sünden, indem sie mich um so mehr seiner Güte unterwerfen, mir dazu dienen, die Glut meiner Liebe zu ihm mehr und mehr anzufachen.

Lebt wohl, mein Freund. Vergesset nicht, Seiner Heiligkeit für die gütigen Worte zu danken, mit welchen seine Dienerin zu ehren ihm neuerlich gefiel, und nochmals, betet für mich, die ich Eures Gebetes so dringend bedarf.

Gegeben in Ferrara, an den Calenden des Januar.

Lucrezia Borgia,
Herzogin von Ferrara."

Brügge

Ein mit geschnitztem Holz getäfelter Saal. Auf den Friesen die Wappen der belgischen Provinzen, gemalt und vergoldet. Oberhalb des großen Kamins das Wappen des Deutschen Reiches. Auf der Mauer gegenüber Fenster von buntem Glas, ein großes Gemälde deutscher Schule, welches das Jüngste Gericht darstellt. Anbruch der Nacht. Auf einem Tische eine brennende Lampe, daneben offene Depeschen. — Karl V. sitzt in einem Lehnstuhl vor dem Tisch, mit Schreiben beschäftigt.

EIN PAGE *(tritt ein):* Der hochehrwürdige Kardinal von Utrecht hält sich Eurer Kaiserlichen Majestät zu Befehl.

KARL V.: Laß ihn eintreten.

HADRIAN: Der Cäsar hat nach mir verlangt?

KARL V.: Ich erhalte Nachrichten vom unvorhergesehenen Tode Leo X.; ich will darüber mit dir sprechen.

HADRIAN: Leo X. ist tot? Das kommt unerwartet. Er war nicht älter als sechsundvierzig Jahre. Habt Ihr Einzelheiten in Euerm Bericht?

KARL V.: Meine Abgesandten schreiben mir, daß der Papst einem Schlagfluß erlegen ist, und zwar aus Freude über die Nachricht, daß seine Truppen Mailand zurückerobert und die Franzosen in die Flucht geschlagen haben. Aber hier habe ich auch einen Geheimbericht des Verwalters der päpstlichen Paläste, Paris de' Grassis, der mir Grund gibt, an einen Giftmord zu denken.

HADRIAN: Und warum soll man den Papst vergiftet haben?

KARL V.: Hat er nicht Petrucci umbringen und so viele Leute ihres Besitztums berauben lassen? Aber

wie dem nun auch sein mag, Leo X. ist tot. Setz dich. *(Hadrian setzt sich an den Tisch.)* Was hältst du von diesem Ereignis?

HADRIAN: Die Christenheit bleibt in einem traurigen Zustand zurück; die Franzosen sind geschlagen und verjagt, aber sie werden versuchen wiederzukommen.

KARL V.: Du hast recht. Franz I. wird nicht in Frieden leben. Er hat eine kampfgierige Natur und viele Fehler und Eigenschaften, derentwegen man ihn fürchten muß. Er strebte nach der Kaiserkrone; ich habe sie ihm weggenommen. Er will Burgund, er will Flandern; alles, wonach sein Sinn steht, müßte er mir entreißen, und das werde ich, so Gott mir hilft, nicht zulassen.

HADRIAN: Das sind ernste Erwägungen; aber ich gestehe Euch, Sire, daß ich mich in diesem Moment um noch viel ernstere und traurigere bekümmere, wenn ich bedenke, daß der Heilige Stuhl nunmehr unbesetzt ist. Niemals noch war die Religion in einer so gewaltigen Gefahr. Seit Jahren eilt sie einer Katastrophe entgegen und jetzt ist sie an ihrem Beginn angelangt.

KARL V.: Sie ist am Rand des Abgrundes angekommen, und der Abgrund ist ohne Boden. Du sagst die Wahrheit, wenn du betonst, daß diese Gefahr größer und beachtenswerter ist als alle anderen, denn alles auf der Welt hängt von dieser Macht ab, von der Religion, die berufen ist, Himmel und Erde zu meistern. Wenn diese Macht in Gefahr kommt, wird das ganze Weltgebäude ohne Gnade einstürzen.

HADRIAN: Ihr habt schon Großes unternommen, um die religiösen Fragen in Deutschland zur Lösung zu bringen.

KARL V.: Die Gefahren, die uns von dieser Seite

drohen, sind ungeheuerlich, und das Unheil wäre bereits unabwendbar gewesen, wenn ich nicht den Wagen entschlossen aufgehalten hätte, den die scheugewordenen Rosse fortzuschleppen im Begriff waren. Ich will keine Ketzerei dulden. Ich werde niemals mit diesen niedrigsten aller Rebellen gemeinsame Sache machen, und ich werde die Anstifter dieser skandalösen, vergiftenden und unverzeihlichen Wirren nicht aufatmen lassen in einer Ruhepause, die mir nur unverbesserlichen Schaden zufügen würde. Wie denn — der Glaube Christi ist bedroht. Und wer verteidigt ihn? Ich, das bedeutet der Kaiser! Was den Statthalter Christi auf Erden betrifft, so findet er — nein, glücklicherweise täusche ich mich, er fand —, daß Luther einen guten Stil schreibt. Ihn amüsierten seine Briefe, und er sprach nur in milder Geduld über diesen Brandstifter . . . Aber ich bin auf meinem Platze! Ohne mich würde die Hölle triumphieren.
HADRIAN: Gott hat Euch berufen, wie einst Gideon.
KARL V.: Es ist seltsam, daß weder der Papst noch Franz I. begriffen haben, wohin diese Neuerungen uns führen müssen. Man braucht doch nur die Eile zu sehen, mit welcher die kleinen Fürsten sie sich aneignen und mit welcher die Bürger sich in sie vernarren. Diese verdammenswerten Lehren atmen den Gifthauch der Rebellion und der Anarchie. Sie geben den Kurfürsten wider mich, den Vasallen wider ihren Herrn, dem murrenden Pöbel wider die Städter Recht. Der Papst bildete sich ein, daß, gäbe man jedermann das Recht nach seinem Geschmack drauflos zu raisonnieren, dabei weiter nicht mehr Schaden entstünde als wenn man den Rüpeln erlaubt, sich Sonntag abends zu besaufen. Aber es kommt die Zeit, da der Säufer in Raserei verfällt und, klar gesehen, es ist höchste Zeit, diese Zuchtlosigkeit einzudämmen. Die Welt ist voll von den

Pamphleten eines Ulrich von Hutten, die andern gar nicht zu zählen. Bist du meiner Ansicht?
HADRIAN: Zweifelt nicht daran. Zwei Laster haben einander die Hand gereicht, um den Aufruhr anzustacheln, diesen Todfeind der Religion und — neben ihr — der ganzen Welt: Die Verdorbenheit der Kirche und die aller Frömmigkeit bare Toleranz, die Schwester der schlechten Sitten.
KARL V.: Du bist also auch meiner Meinung, daß der künftige Papst mit den weltlichen Gepflogenheiten seiner Vorgänger brechen muß?
HADRIAN: Wenn er zögert, sind wir verloren! Die Wahl muß einen Mann treffen, der Papst ist und nicht weltlicher Fürst; einen Theologen, nicht einen Mann der Literatur und der Wissenschaften; einen Asketen, nicht einen Menschen der sinnlichen Begierden; einen, der von hartem Brot und gemeinen Gemüsen lebt, nicht von raffiniert ersonnenen Speisen, die ihm auf goldenen Schüsseln vorgelegt werden; ich will, daß er in einem Napf aus Holz seine Mahlzeit finde! Er muß mit seinem Bettelstabe die Götzenbilder der alten Heiden zertrümmern, mit denen die Heiligen Paläste angefüllt sind zum schrecklichen Ärgernis aller Gläubigen, und — weit davon entfernt, den weitschweifigen Redeschwall des Bembo und des Vida mit Vergnügen anzuhören, muß er dieses ganze Pack in die Gefängnisse der Inquisition werfen und dort der bittersten Buße unterwerfen. Ja, mein Lieber, die Buße, sie allein kann uns retten. Ich sage, daß sie allein uns retten kann vor den schrecklichen Greueln, welche die allgemeine Verwirrung zur Folge gehabt hat und dort, im ewigen Leben, vor den rächenden Flammen, deren Qualen wir mehr und mehr verdient haben.
KARL V.: Und wenn nun ein zum äußersten entschlossener und heiliger Papst und ein unbeugsamer

Kaiser zusammenwirkten, und wenn sie nie erlahmten in der Verteidigung und Verherrlichung des Glaubens, glaubst du, daß diese beiden Mächte, einander eng verbunden, es zustandebrächten, die Welt zu retten?

HADRIAN: Es gibt hier unten auf der Erde nur eine bestimmte, scharf umgrenzte Herrschermacht; sie ist nie größer und nie kleiner, aber die verschiedenen Epochen, die verschiedenen Gruppierungen der Kräfte innerhalb der Staaten verteilen sie auf gar mannigfache Art. Das, was jetzt dieser Luther und seine Schutzherren wollen und was die tollgewordenen Priester des päpstlichen Hofes dulden wollen, ist die äußerste Zersplitterung dieser kostbaren Kraft; sie wird in die Hände der Unwürdigen fallen. Aber wenn der Kaiser und der Papst sich einigen wollten, um die Herrschergewalt eng zu verknüpfen und sie nur zum Triumphe des Kreuzes anzuwenden . . . welch ein Schauspiel! Welch ein Glück für die Welt!

KARL V.: Ich bin der Kaiser und du bist der Papst!

HADRIAN: Ich fürchte mich nicht, Euch zu sagen, daß es ein großes Unglück für mich wäre, denn in den letzten Lebensjahren bedarf man der Ruhe. Aber für die Seelen wäre es ein Glück, denn ich würde keine Mühe sparen, um ihr Heil zu erwirken.

KARL V.: Du hast mich nicht verstanden. Lies diese Depeschen! Das Conclave hat sich unverzüglich nach dem Tode Leo X. versammelt. Ich habe den Cardinälen die Augen geöffnet, damit sie die Wahrheit sehen sollen. Sie haben begriffen. Sie haben dich gewählt. Der Heilige Geist ist auf dich herabgestiegen. Du bist der Papst, ich sage es dir, sowie ich der Kaiser bin.

(Hadrian faltet die Hände und hält sie an seine Brust gedrückt. Seine Augen sind geschlossen, seine Lippen murmeln leise ein Gebet. — Ein Augenblick des Schweigens.)

HADRIAN: Ich habe mich gefaßt. Welcher Umstand vermöchte ein schwaches Geschöpf mehr zu erregen? Die Hand Gottes ist über mir; möge alles nach seinem heiligen Willen geschehen. Ich weiß nicht, mein Sohn, ob Eure weltliche Weisheit in dem, was mir da geschieht, nicht gegen die Freiheit der Wahl gewirkt hat. Aber wir haben nicht mehr Zeit, darüber nachzugrübeln. Ich habe die Tiara nicht gewollt und nicht ersehnt. Mit Euch oder wider Euch — Gott hat wohlgetan. Ich bin ein armer Mensch, ohne die Vorteile einer edlen Geburt, verloren bis heute in den nebligen Städten des Nordens; ich habe Italien nie gesehen und ich werde in den Vatican einziehen wie ein Landstreicher in zerschlissenen Lumpen, dessen Anwesenheit allein schon eine Beleidigung für den Glanz des Palastes der Könige ist. Ich will ihn hart beleidigen! Wenn es meinem Herrn, der mich berufen hat, gefällt, will ich die Demut und die christliche Einfachheit an die Stelle jenes Glanzes setzen; denn wir bedürfen dieser Tugenden sehr.

KARL V.: Zählt auf mich, Hochheiliger Vater, als auf Euern gehorsamen Sohn. Wir beide, wir vermögen so viel für das Gute zu tun! Wir müssen alles daransetzen, es zum Siege zu führen. Die Heere, die Schätze des Kaisers, all sein Sinnen und Trachten werden für Euch am Werke sein. Aber ich muß Euch das offen erklären, jetzt, in diesem Augenblick, da wir einander Hand in Hand gegenüberstehen und wir uns nichts zu verheimlichen haben: Werdet nicht schwach, weicht nicht zurück, fallet nicht! . . . Denn ich, ich schreite unbeirrbar vorwärts, täglich Schritt für Schritt, und wenn die Kirche schwankt oder zögert, werde ich sie auf meine Seite ziehen — auch gegen ihren Willen!

FÜNFTES BUCH

MICHEL-ANGELO

Vor Rom

1527.

Das Lager der kaiserlichen Truppen.

Drei Uhr nachts. — Lange Reihe von Lagerfeuern bezeichnen die Lage der Biwaks; Feldwachen sind aufgestellt. Compagnien und Bataillone lagern auf freiem Felde; die Leute schlafen. Die Ruhe wird zuweilen durch Gewehrschüsse und Schreie unterbrochen. Ein einziges Zelt ist aufgeschlagen, es ist das des Generals, des Connetables von Bourbon. Davor ein plumper Holztisch, auf dem eine Talgkerze steht. Der Connetabel ist in voller Rüstung, aber ohne Helm, er geht in höchster Erregung auf und ab. Don Fernando d'Avalos, Marques de Pescara, ein spanischer General.

DER CONNETABEL: Was bin ich also nach all dem? Was bin ich, der ich eine so gräßliche Untat, eine solche Ungeheuerlichkeit begehe, die den künftigen Jahrhunderten unverständlich aber auch ebenso unverzeihlich erscheinen wird! Rom im Sturm zu nehmen! Rom einnehmen, Rom entehren, plündern, vergewaltigen, Rom! Nur die wildesten Barbaren haben es je gewagt! Ihnen allein hat der Himmel diese Greueltat zugebilligt und ich, ich muß sie erneuern! Ja, wer bin ich, daß ich meinen Namen mit solcher Schandtat verbinde? Ich bin ein Sproß des edelsten Stammes, den die Erde je hervorgebracht. Nachkomme

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

von Königen, von Heiligen, Eroberern, Siegern, und ich werde aus diesem Unternehmen blutbesudelt und mit Schmach bedeckt hervorgehen. Doch nein, ich bin nicht der, von dem ich Euch eben sprach, Marques! Glaubt kein Wort von all diesem Geschwätz . . . Ich? Ich bin nie und nimmer der Connetabel von Bourbon. Ich bin ein nichtiger Mensch, auf jegliche Art entehrt und beschimpft von der Herrin Savoyens, von Herrn de Bonnivet, von den Günstlingen des Hofes, von der niedrigsten aller Dirnen, von Kupplern, Spitzbuben und Schurken, die mit dem Vertrauen des Königs begnadet sind. Man hat mich verraten, betrogen, verhöhnt, geplündert und davongejagt. Ich wollte meine beleidigte Ehre rächen, erwachte eines Morgens, von Wut zerwühlt, mit schamroter Stirne, aber Ehre vor mir, im Dienste des Kaisers. Doch unter dem Spottnamen eines Feldherrn und Generals bin ich der geringste Lakai, der Diener einer niedrigen, grausamen, blutgierigen und würdelosen Politik. Ich sage Euch das alles. Ich bin so tief gefallen, daß ich ein Spielzeug geworden bin in den Händen einer Soldateska, die Hungers stirbt, die mich vor sich herstößt, damit ich sie dahin führe, wo man sie haben will, und die mir die Verantwortung für ihre Untaten aufbürdet. Und hinter dieser Horde steht der Kaiser und ruft mir zu: Vorwärts, marschiert! Marschiert!

DER MARQUES: Es ist wahr, edler Herr. Ich habe niemals einen Menschen gekannt, dessen Unglück größer war als das Eure.

DER CONNETABEL: Was vermag ich? Was soll ich beginnen, um mich aus den Fesseln zu befreien, in die ich seit Jahren gekettet bin? Das Bequemste wäre gewesen, mich in die Arme der Frau von Savoyen gleiten zu lassen und von ihrer guten Gnade zu leben. Man hätte mich mit Gunst aller Art bedacht . . . man

hätte geruht . . . ja, geruht! . . . mich für ein so niedriges Gewerbe zu bezahlen, indem man mir das Erbe meiner Familie zuerkannt hätte. König Franz hätte mir in Anbetracht meiner Niedrigkeit meine Verdienste verziehen. Ich würde als einer seiner Vertrauten zu seinen wüsten Vergnügungen zugezogen worden sein, und man hätte mich dazu beglückwünscht! Mein Ehrgefühl hat es nicht gewollt . . . Begreift Ihr wohl, Marques, welch böses Tier dieses Ehrgefühl ist?! Widerspenstig, meuchlerisch und voll Haß ist es wider jeden Menschen von friedlicher Gesinnung. Ich wäre bereit gewesen, mich zurückzuziehen, abseits zu leben auf meinen Gütern, den Landjunker zu spielen, alles auszulöschen und zu ersticken in mir. Was ich an Tatkraft und Sehnsucht nach dem Guten in mir empfinde . . . Schließlich, ich gäbe mich zufrieden, in der Stammesgeschichte meiner Familie nichts zu sein als einer jener guten Nichtstuer, deren einziges lobenswertes Verdienst ist, daß sie die Familie nicht aussterben lassen. — Nein! Ich hätte alles verdorben! Sollte ich den Hof fliehen? Nicht huldigen, nicht Weihrauch streuen und nicht das Amen dieser heiligen Messe sprechen, die ohne Unterlaß zur Verherrlichung des allerheiligsten Königtums celebriert wird! . . . Ich mache den Eindruck eines Mißvergnügten! Konnte man mir denn Ruhe gewähren? Man quälte, bedrohte mich, man jagte mich wie ein Wild; ich floh, und nach den Rechtsbegriffen, die dort gelten, wurde ich als Ungeheuer gestempelt . . . und dieser greise Ehrenmann, der vor unsern Augen, Marques, starb, dieser Herr de Bayart, hat mich verflucht, während er sein Leben aushauchte, er, dem der Himmel das hohe Glück zuteil werden ließ, ein einfaches und friedliches Leben zu führen. Bei meiner Seele, zuweilen bin ich versucht, meinerseits dem Himmel, den Engeln

und Gott zu fluchen, denn sie haben mich gezwungen, diesen Weg zu gehen, den ich im Vollbesitz meines freien Willens zu betreten nie geneigt gewesen wäre!
DER MARQUES: Ihr seid hart geprüft worden, edler Herr! Indessen, wer wüßte das Euch vorher zu sagen? Vielleicht wird Euch Gerechtigkeit widerfahren.
DER CONNETABEL: Ich nun, ich sage Euch, ich habe in langen Jahren erprobt, daß es keine Gerechtigkeit gibt. Sie ist ein hohles Wort, ein hassenswertes Trugbild! Es gibt nur Notwendigkeiten, die uns unser Blut vorzeichnen und deren Grund wir nie begreifen werden. Die Quelle, aus der sie entspringen, wird uns ewig geheim bleiben. Was ich begreife, ist, daß Gut und Böse von nun an ihren Namen, ihr Gewand und ihre Rolle tauschen. In unseren Tagen gibt es weder Fürsten, noch Edelmänner, ach, um alles zu sagen, es gibt keine Männer mehr, denn die Namen Fürst und Edelmann bedeuten nichts, wenn sie nicht Männer auszeichnen, die menschlicher sind als alle übrigen. Es gibt noch Herren, es gibt noch Knechte, es gibt noch Hunde, die man prügelt, und wenn die Lakaien nicht gut, nicht genug würdelos sind gegenüber ihren Herren, dann prügelt man sie eben wie Hunde . . . Das ist das Bild der Gegenwart und das ist auch das Gleichnis der Zukunft. König Ludwig XI. hat diese Methode erfunden, sie wird immer weiter vollendet und vervollkommnet.
DER MARQUES: Hat sich Papst Clemens dem Willen des Kaisers unterworfen? Erkennt er die Gefahr nicht? Nichts vermag ihn zu retten als bedingungsloser Gehorsam.
DER CONNETABEL: Seit gestern gibt der Papst keinerlei Lebenszeichen. Er scheint vom Entsetzen so gelähmt zu sein, daß er weder den Mut findet, mit sich zu Rate zu gehen, noch irgend etwas zu unternehmen.

Vielleicht nimmt er seine Zuflucht zu der traurigen List dieser Insekten, die, wenn sie sich bedroht fühlen, sich zu Kugeln zusammenrollen, ihre Glieder in den Rumpf, ihren Kopf in den Hals einziehen, sich fallen lassen, ohne sich zu rühren und sich im übrigen dem Schicksal anvertrauen.

DER MARQUES: Das Schicksal wird ihm ohne Erbarmen den Gnadenstoß geben, denn dies Schicksal heißt Karl V. und verzeiht nie.

DER CONNETABEL: Es verzeiht nie, Ihr habt recht. Es stößt zu . . . und das Werkzeug dieses Schicksals bin ich; der Kaiser wird nicht verfehlen, nachher zu sagen, daß es nie sein Wunsch war, solches Unheil heraufzubeschwören. Er wird sein Werkzeug mit gut gespielter Verachtung von sich schleudern. Er wird mich verleugnen. Ich bin so fest davon überzeugt, daß ich mein Amt niederlegen möchte. Man hat das vorausgesehen und Ihr wißt, welcher Art meine Freiheit ist.

DER MARQUES: Von unseren spanischen Regimentern abzusehen, deren Zahl gering ist. sind Eure deutschen und italienischen Banden offenbar aus den ausgemachtesten Schuften zusammengesetzt, die jemals in so großer Zahl beisammen waren.

DER CONNETABEL: Ihr seid eben im Lager eingetroffen und Ihr beurteilt sie auf den ersten Blick hin richtig. Bevor mich die Erfahrung belehrte, wußte ich selbst nicht, welche Art von Soldaten mir der Kaiser zur Verfügung gestellt hat; sie sind glühendes Eisen. Die lutherischen Abenteurer, von denen man Deutschland glücklich gesäubert hat, bilden den Kern meiner Truppen. Man behauptet, daß Papst Alexander und Julius II. sie seinerzeit sogar anwerben ließen; diese Türken dürften, im Vergleich mit meinen Ketzern, Lämmer gewesen sein. Für diese bedeutet, einen

Priester zu beleidigen oder zu erschlagen eine fromme Tat. Mit diesen Soldaten ziehe ich durch die Gefilde dieses unseligen Italien, das mich für die Untaten und Unsitten dieser Elenden verantwortlich macht.

DER MARQUES: Der Kaiser ist vom Himmel mit einem tiefgründigen Geist begnadet worden. Gott mag die dunklen Beweggründe und Überlegungen erforschen und beurteilen, die ihn zu diesen Unternehmungen führen.

DER CONNETABLE: Ich kann es nicht, soweit sie nicht mich angehen. Aber in meiner eigenen Angelegenheit sehe ich klar. Nichts schärft die Beobachtungsgabe mehr als dauerndes Unglück und langwährendes Geknechtetsein. Ich empfinde, ja ich errate, ahne alles, was gegen mich gerichtet ist und errate sofort die Beweggründe. Der Kaiser mißbraucht mich, sowie man das Pferd eines andern mißbraucht. Er will seinen spanischen, deutschen, flämischen Generalen keine Aufgaben zuteilen, die seine Diener niederdrücken, ihnen das Rückgrat brechen und die Weichen mit Kot bespritzen. Aber auf meine Schultern lädt er sie, mir zwingt er sie auf, mir, da mein böser Stern mich in seine Hand gegeben hat, mir, dessen Ehre und Leben ihm gleichgültig sind. So geschah diese Ungeheuerlichkeit: Ohne mich ins Vertrauen zu ziehen, stellt er mich an die Spitze seiner Armee; erst als ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, um mich blickte und mir meine Offiziere und Soldaten angesehen hatte, erst dann erkannte ich, daß sie teils Spione, teils schlimmster Auswurf des Menschengeschlechts waren. Ja, Marques, ich bin von Gnaden des Kaisers Häuptling von Banditen geworden; das ist das Schicksal und der Beruf des Connetabel . . . Findet Ihr nicht, daß der Fluch des Herrn de Bayart rasch genug Früchte getragen hat?

DER MARQUES: Jedes Eurer Worte zerpreßt mein Herz. Ich erkenne, daß alles, was Ihr sagt, wahr ist. Der Kaiser hat sich den Schein eines Edelmutes geben wollen, den sein Rang ihm zur Pflicht macht, aber er wollte nichts anderes, als in Euch das Haus Frankreich treffen. Er sucht seinen Nebenbuhler zu erniedrigen und zu demütigen, wie immer er nur kann. Ja, edler Herr, Ihr habt Grund genug, den Himmel anzuklagen. Das Schicksal hatte kein Recht, Euch so zu mißhandeln. Als Ihr Euer Mutterland und Euern natürlichen Herrn verließet, habt Ihr nichts getan, was ich nicht an Eurer Stelle gleichfalls getan hätte. Ich weiß, daß heutzutage die Meinung sich durchzusetzen beginnt, man müsse sich in allem und jedem unterwerfen: Auch dem Unrecht, der Grausamkeit, der Unehre; man müsse alle Würdelosigkeiten mit dankbarem Handkuß ertragen, wofern sie uns von jenen Leuten auferlegt werden, die mit ihren Händen die Drähte jenes hohlen und lächerlichen Marionettentheaters ziehen, das man Vaterland nennt. Es ist ein hölzernes Götzenbild, dieses Vaterland. Es schüttelt Arme und Beine, klappt das Maul auf und zu und rollt seine gierigen Augen. Die erstbesten dahergelaufenen Betrüger setzen es in Bewegung. Sie sprechen für diesen Götzen, denn er selbst lebt gar nicht. Immerhin, man hat zugunsten dieser Schelme und im Namen dieser plumpgemachten Maschinerie eine Unmenge schöner Phrasen erfunden; aber es sind nur Lebensregeln für Sklaven, Heloten, für Jämmerlinge, die zwei Drittel ihrer Männlichkeit verloren haben. Ein Mann hat das Recht, so viel zu fordern, wie er gibt; wenn das Vaterland und der Herrscher von uns Ehrerbietung verlangen, so mögen sie auch uns Achtung erweisen; achten sie uns nicht, haben sie auch nichts zu fordern. Euer Herrscher, Euer Vaterland hat Euch ins Gesicht geschlagen, und

Ihr, nun, Ihr habt ihm den Schlag zurückgegeben. Ihr habt recht getan und verdient darum keineswegs die schreckliche Strafe, der Willkür des Kaisers anheim zu fallen und in diese Flut hineingerissen zu werden, die jetzt zu Euerm wahren Unheil mit Eurer Hilfe die Mauern Roms zum Einsturz bringen wird.

DER CONNETABEL: Es ist Zeit für Euch zu gehen, Marques. Der Kaiser behandelt Euch mit einer Rücksicht. die er mir nicht zu schulden glaubt. Eure Befehle sind nicht mißzuverstehen; Ihr müßt mit Euren Compagnien die Armee verlassen und noch heute Nacht gegen Neapel marschieren.

DER MARQUES: Mein Herz blutet, ich wollte gerne bei Euch bleiben und Euren Bemühungen dienen, wenigstens das Schlimmste zu vermeiden.

DER CONNETABEL: Ihr könnt und dürft es nicht. Euch ist der Kaiser ein hochherziger Gebieter. Gehorcht ihm. Lebt wohl!

DER MARQUES: Wir sehen uns wieder.

DER CONNETABEL: Ich weiß es nicht . . . ich erflehe es nicht vom Schicksal. Lebt wohl! Wenn Ihr wieder bei der edlen Marquesa sein werdet, versichert sie der Ehrfurcht ihres Dieners.

DER MARQUES: Frau Vittoria kennt Eure Seelengröße, ich sah oft, wie Tränen ihre Augen netzten, ja wie ihre Augen von Tränen überströmten, wenn von Euern Leiden die Rede war.

DER CONNETABEL: Lebt wohl! Bis ans Ende meines Lebens werde ich dein Gedenken im Herzen tragen, edler Fernando d'Avalos. Ich werde nicht vergessen, daß du dem Enterbten die Freundschaft bewahrtest . . . deinen Mut im Kampf, die Vornehmheit deiner Seele, die noch größer ist als die deines Ranges . . . Ich werde mich deiner erinnern, Fernando! Umarme mich . . . Leb wohl!

DER MARQUES: Lebt wohl, edler Herr, und möchte der Himmel müde werden, Euch mit Unglück zu überhäufen, das Ihr nicht verdient! . . .

DER CONNETABEL: Nichts mehr davon! Leb wohl! Das erste Grauen des neuen Morgens darf dich nicht mehr hier finden. Übrigens, ich höre meine Schergen, meine Herren, meine Offiziere kommen. Sie kommen, mir ihre Wünsche aufzuzwingen, unter dem Vorwand, die meinen zu erfüllen. Ich möchte nicht, daß reinste Ehrenhaftigkeit und gemeinste Niedrigkeit einander hier ein Stelldichein geben . . . Geh!

(Sie drücken einander die Hände. Der Marques geht. — Es tritt auf Hauptmann Georg von Frundsberg, Führer der lutherischen Landsknechte. Er ist ein eifriger Parteigänger der Reformation, durch und durch Soldat und ein großer Beutejäger, trägt einen langen weißen Bart, der auf seinen Panzer herabwallt; der Capitän Alessandro Vitelli und Pietro-Maria de' Rossi, Führer leichtberittener Italiener; Don Antonio de Leyva; Alarcon und Lannoy, spanische Generale.)

FRUNDSBERG: Edler Herr, wir stehen zu Eurem Befehl. Wenn Euch beliebt, wollen wir Rat halten und die letzten Maßnahmen treffen, damit bei Tagesanbruch ohne weiteres und unverzüglich der Sturm beginnen kann.

DER CONNETABEL: Setzt euch auf diese Schemel, meine Herren. Ich habe euch einen Plan vorzuschlagen.

DON ANTONIO DE LEYVA: Wir hören.

DER CONNETABEL: Wenn ihr alle, meine Capitäne, oder wenigstens ein großer Teil von euch, meinen Vorschlag annehmt, dann wollen wir noch jetzt — und zwar augenblicklich — einen Unterhändler zum Papst senden.

FRUNDSBERG: Wozu das? Wir alle werden als

Unterhändler zu ihm gehen, und wenn wir vor Clemens VII. stehen und er vor uns, dann wird man sich aufs rascheste einigen.
DER CONNETABEL: Ich glaube nicht, daß es der Wunsch des Kaisers ist, die Dinge derart zu überstürzen und es zum äußersten kommen zu lassen.
LANNOY: Zweifellos wißt Ihr, edler Herr, besser als wir, was Ihr von den Plänen des Kaisers zu halten habt; wir aber, um die Rede auf uns zu bringen, meine Kameraden und ich, wir sind gekommen, um die Löhnung für unsere Truppen zu holen; unsere Soldaten sind seit zwei Jahren nicht bezahlt worden. Ihr habt uns versprochen, daß wir Mailand plündern dürfen, später habt Ihr uns Florenz und schließlich Bologna versprochen . . . Habt Ihr Wort gehalten?
FRUNDSBERG: Nein, wahrlich, edler Herr, Ihr habt nicht Wort gehalten, und jetzt ist's an der Zeit, zu Ende zu kommen. Man muß den Soldaten ihr Brot geben.
LANNOY: Unsere Aufgabe ist, Rom zu nehmen, und ich kann nur abschließend sagen, daß jetzt nicht mehr der Augenblick ist, uns mit Redensarten bezahlt zu machen! Also vorwärts.
DER CONNETABEL: Ihr sprecht sehr hochmütig zu mir, Herr von Lannoy.
LANNOY: Ich bin aufrichtig und gerade, wie ein Schwert; ich schätze Euch unendlich hoch, aber ich werde tun, was notwendig ist.
FRUNDSBERG: Und wir auch. Sprecht, Lannoy, sprecht; was Ihr sagt, ist wohlgesprochen.
DIE ANDEREN OFFIZIERE: Sehr gut. Wir haben lange genug gezaudert.
LANNOY: So, da ich also, wie Ihr seht, auch die Meinung der andern Berater ausgesprochen habe, entscheidet Euch, edler Herr! Ich für meinen Teil habe

meinen Entschluß gefaßt! Unverzüglich, wenn der Tag anbricht — wahrhaftig, schon graut der Morgen in diesem Augenblick! —, werden seine ersten Sonnenstrahlen mich an der Spitze meiner Truppen sehen. Halt — da hört Ihr sie schon! Hört Ihr die Trommeln, die Trompeten und Hörner? Vorwärts, edler Herr! Zum Sturm! Wenn Ihr nicht mit uns kommt, wenn Ihr zögert, Euch an unsere Spitze zu stellen . . .

DER CONNETABEL: Ich weigere mich nicht . . . aber ich sage . . .

FRUNDSBERG: Ich sage, daß Ihr marschieren werdet! Vorwärts, edler Herr! Der Rat ist aufgehoben. Ich habe meinen Leuten die Befehle, die Ihr uns jetzt zu geben gewillt seid, bereits weitergegeben. Öffnet das Zelt! Aufs Pferd!

(Die Vorhänge des Zeltes werden gewaltsam aufgerissen. Der Tag bricht an, man hört von allen Seiten her militärische Kommandorufe erschallen. Infanterie und Cavallerie drängen auf die Mauern Roms zu. Von links Kanonendonner; wildes Geschrei mischt sich mit vielfachen Gewehrsalven. Compagnien umringen unter Lärm und Geschrei das Zelt.

SOLDATEN: Auf zum Sturm! Sturm! Der Connetabel, wo ist der Connetabel? Er möge sich beeilen! Vorwärts, gnädiger Herr! Herr de Bourbon kommt! Tod dem Papst! Tod den Kardinälen, nieder mit ihnen! Nieder!

FRUNDSBERG: Entscheidet Euch, edler Herr! Was wollt ihr? Wenn Ihr zögert, bin ich für nichts verantwortlich!

DER CONNETABEL: Ich will mein Pferd . . .

DIE SOLDATEN: Da ist es! Steigt auf, steigt auf! Kommt! Hoch Bourbon! Tod dem Papst! Plündern wir die Stadt! Vorwärts!

(Der Connetabel, Georg von Frundsberg und die Capitäne steigen zu Pferd, die Soldaten umringen sie und ziehen sie mit sich fort.)

FRUNDSBERG: Liebwerte Kameraden! Seht da, seht auf meinen Sattelbogen! Seht die Stricke! Ich habe sie mitgebracht, um den Papst und seine Gehilfen damit zu fesseln.

DIE SOLDATEN: Ja! Ja! Fangt sie! Zu Tode mit ihnen! Nieder mit ihnen! Wir wollen Rom plündern!

EIN OFFIZIER *(sprengt im Galopp heran):* Ich komme von der Porta del Popolo! Der Eingang ist erzwungen! Die Artillerie hat alles in Stücke zerschossen; aber die Bürger setzen sich zur Wehr und holen Verstärkung.

FRUNDSBERG: Vorwärts, drauf und dran, edler Herr! Ihr sollt die Ehre haben, als Erster die Stadt zu betreten.

(Die Offiziere eilen fort, gefolgt von den Soldaten und Landsknechten, die wild schreien und einen lutherischen Psalm anstimmen.)

DIE SOLDATEN: Singt mit uns, Connetabel, singt mit uns!

FRUNDSBERG: Singt, edler Herr! Die Kerle da werden um so rascher vorwärts stürmen!

DER CONNETABEL: Ich bin kein Lutheraner, ich...

FRUNDSBERG: Ihr seid unser General und dürft nichts unterlassen, was unserem Erfolg dient! Vorwärts, gnädiger Herr, laßt uns singen!

(Er fällt mit Donnerstimme in den Gesang ein, schwingt sein Schwert und reitet fort. Kanonenschüsse, in die sich Gewehrsalven mischen, auf der ganzen Linie; die Verteidiger Roms antworten nur schwach.)

Auf den Wällen von Rom

Einige italienische Schützen, einige Schweizer, beide in geringer Zahl; schwach bewaffnete Bürger.

ERSTER BÜRGER *(feuert seine Arquebuse ab):* Seht, bei jedem Schuß fällt einer.
ZWEITER BÜRGER: Warte, ich werde den da auf die Seite legen. *(Er zielt.)*
DRITTER BÜRGER: Wie wenig Soldaten wir haben! Beim Blute Christi, man will uns hier umbringen lassen!

(Ein Trupp junger Leute und Künstler eilt herbei.)

ROSSO: Feuert auf das Ketzergesindel!

(Allgemeines Gewehrfeuer.)

BENVENUTO CELLINI: Tod und Teufel! Verflucht! Platz da, Platz! Ihr werdet einen Schuß von meiner Hand zu sehen bekommen! Meine Flinte hat noch nie gefehlt! *(Er zielt und schießt.)*
EIN KÜNSTLER: Gefehlt!
BENVENUTO CELLINI: Ihr seid blind! Seht doch! Seht doch, jetzt verzieht sich der Rauch! Ich habe mitten in dies Rudel von Leuten mit Helmbüschen und vergoldeten Panzern gezielt! Einer ist gefallen, dessen bin ich sicher! Ein Pferd flieht mit leerem Sattel!
EIN BÜRGER: Die Schweizer verlassen uns und auch die Schützen! Warum? Holla, Ihr, Herr Offizier, wenn Ihr uns die Soldaten wegnehmt, was soll aus uns werden?
DER OFFIZIER: Was Ihr wollt . . . Die Tore sind gesprengt! Der Papst hat sich in die Engelsburg zurückgezogen. Ich habe Befehl, unsere Leute zu sammeln, und ich rate Euch, geht nach Hause!
BENVENUTO CELLINI: Meiner Treu, er hat recht! Die Deutschen zeigen sich bereits am Ende der Straße!

Sie schlagen sich wie die Wilden! Rette sich, wer kann! Jetzt ist nicht der Moment, ruhig zu warten! *(Er springt von der Mauer herab; die Anwesenden zerstreuen sich; die letzten verfallen den Hellebarden der Landsknechte.)*

In der Engelsburg

Ein Saal. — Papst Clemens VII., Don Hugo de Moncada, der Gesandte des Kaisers.

DER PAPST *(in höchster Erregung):* Das ist Frevel an Gott! Diesmal sündigt der Ketzer gegen Gott, wenn er wagt, seine Hand an mich zu legen! Er wird mit seinem Seelenheil dafür haften!

MONCADA: Ich zweifle nicht, Hochheiliger Vater, daß der Kaiser von Schmerz gebeugt sein wird, wenn er erfährt, was hier geschieht. Ihr habt dieses gräßliche Unheil heraufbeschworen, diese schreckliche Katastrophe entfesselt; nicht er ist's, der all das verschuldet.

DER PAPST: Wie? Wie denn nicht er? Wagt Ihr in diesem Moment, in dem die Schreie meiner Untertanen, die dahingemordet werden, bis hierher dringen, in dem vor Euern Augen der Nachfolger Petri in seinen letzten Schlupfwinkel gehetzt wird wie ein Stück Rotwild, wagt Ihr da noch zu leugnen, daß die Vollstrecker dieser Greuel die Soldaten des Kaisers sind? Daß diese entsetzlichen Mörder unter seinen Fahnen marschieren? Sind es etwa nicht Eure Generale, die sie führen? Was wollt Ihr also von mir, kommt Ihr, mich zu ermorden?

MONCADA: Hochheiliger Vater, ich beschwöre Euch auf den Knien, beruhigt Euch! Beruhigt Euch doch! Ihr lauft keinerlei Gefahr . . . wenigstens in diesem Moment nicht . . .

CLEMENS VII.: Begreift Ihr nicht, daß zwischen mir

und diesen Tigern, die nach meinem Blute lechzen, nur eine Mauer ist? Sie ist schwach, diese Mauer, ich weiß . . . und meine Soldaten? Ihr habt sie gezählt, es sind ihrer nur wenige . . . Was wollt Ihr mit mir machen, Herr de Moncada?

MONCADA: Wir haben Euch angefleht, dies trügerische und schwächliche Bündnis mit Frankreich aufzugeben. Wir haben Euch beschworen, nicht mit den Venezianern, den Florentinern und den Schweizern gemeinsame Sache zu machen, mit diesem Pack ehrloser und ohnmächtiger Burschen, die von Franz I., einem treulosen Menschen, der gestern noch unser Gefangener war, gegen das unwandelbare, unüberwindbare Glück des Kaisers aufgebracht worden sind! Ihr habt nicht auf uns gehört. Ihr habt die Bösen unterstützt! Und während es unser einziges Ziel war, die Religion zu retten, den Frieden und die Ordnung in Italien wiederherzustellen, habt Ihr, Hochheiliger Vater, die Wirrnis begünstigt, und noch jetzt haltet Ihr die Fahne des Frevels hoch und folgt den Irrwegen Eurer Vorgänger! Die Erfahrung hätte Euch doch lehren müssen, derlei Gefahren zu meiden.

DER PAPST: Nein! Nein! Nein! Ich tat, was jeder Fürst an meiner Stelle getan hätte! Ich wollte die Würde des Heiligen Stuhles, die Unabhängigkeit des Kirchenstaates wahren. Euer kaiserlicher Adler schlägt seine scharfen Klauen in die Flanken des entsetzten Europas; alles will er zerfleischen, alles verschlingen! Wenn der Kaiser ans Ziel seiner uferlosen Wünsche gelangt, wird nirgends auf der Welt irgend etwas frei bleiben! Haben wir es denn nicht selbst gesehen, ja haben wir's denn nicht gesehen, wie er seinen Willen auch noch dem päpstlichen Stuhle aufzwang, indem er dieses Schattenbald eines Papstes daraufsetzte, unsern Vorgänger, seinen Schullehrer, einen nichtigen

Menschen, der glücklicherweise nicht lange den höchsten Thron der Erde lächerlich machen konnte?
MONCADA: Der Kaiser will das Gute und nur das Gute! Er wird es auch tun! Seid sicher, denn es scheint, Ihr habt darauf vergessen, daß es auf der Welt nur zwei rechtmäßige Mächte gibt, die Gott selbst ausersah, die Ordnung zu halten: den Papst und den Kaiser. Alles übrige ist Teufelswerk und eitles Spiel des Zufalls. Der Kaiser und der Papst sind gleich . . . aber wenn einer von beiden seine Pflicht vergißt, dann geziemt es dem andern, beide Zepter in seiner Hand zu vereinigen und zu erfüllen, was unsere heilige Religion uns vorschreibt. Einst sind die schwäbischen Kaiser ihren Pflichten untreu geworden; sie wollten die Völker dem Schoß der Kirche entfremden; die großen Päpste Innocenz III und Gregor VII. schlugen sie gerechterweise mit ihrem machtvollen Hirtenstabe; seit Beginn dieses Jahrhunderts und schon länger sind es die Päpste, die nun ihrerseits den rechten Pfad verloren haben; sie sind sittenlos, willenlos, sie lassen die Gläubigen und den Clerus auf gut Glück auf den Weideplätzen der Verderbtheit, der Ausschweifung und Ketzerei grasen. Sie selbst sind Heiden! Darum also muß der Kaiser das Schwert ziehen und das Werk des Erlösers erneuern!
DER PAPST: Tut er das, indem er die gottverlassensten Lümmel aus dieser lutherischen Gosse auf die Stadt losläßt?
MONCADA: Es liegt an Euch, Hochheiliger Vater, und an Euerm Vorgänger, der zusah, wie dieses Krebsgeschwür am Leibe der Kirche fraß. Ihr hattet für diesen Menschen aus Wittenberg nur Liebenswürdigkeiten und verderblichste Schwäche! Ihr ließet zu, daß die Fürsten des Reichs sich in die Lehren dieses Verräters verliebten, und es ist nur zu bekannt, daß, wenn

es nur von Euch abgehangen hätte, die Kirche für einen Bettel — mein Gott! — bereit war, ein schamloses Abkommen mit diesen Neuerern zu treffen, für eine Summe Geldes, um die Ihr Eure Bedürfnises hättet einschränken müssen.

DER PAPST: Ihr beschimpft das Andenken Leos!

MONCADA: Er beschäftigte sich nur mit Statuen, Gemälden, Büchern, Versen, mit Verschwendung, Festen und Vergnügungen, und zweifelt nicht daran, die Geschichte wird seinen Ruhm nicht schmälern. Indessen, die Religion war im Begriff, auf dem Faulbett der Vergessenheit zu sterben. Schließlich hat der Kaiser, der in all diesem Elend niemand fand, der die Sorgen seiner Frömmigkeit teilte, sich entschlossen, der Zügellosigkeit des Jahrhunderts Einhalt zu gebieten und die verwirrten Seelen wieder dem heiligen Glauben zurückzugewinnen. Zu gleicher Zeit hat er es unternommen, all diese Aufrührer jeglicher Art, die in diesen barbarischen Zeitläuften zu ihrem eigenen Unheil dazu gelangt sind, sich unabhängig zu machen, wieder unter kaiserliche Botmäßigkeit zu bringen. Der Kaiser spricht im Namen Gottes, er ist der Kaiser und hat das Recht dazu! Es handelt sich um nichts Geringeres, als darum, die Seelen dem Himmel zu retten und das Römische Kaiserreich zu erhalten. Es handelt sich nicht um die Phantastereien Italiens, das nur eine Provinz dieses Reiches ist, weder um die Freiheiten der einen, noch um die Tollheit der andern; es handelt sich, ich wiederhole es Euch, um das Heil aller Menschen in dieser und auch in der andern Welt, und Ihr, der Papst, werdet als erster, da Ihr nicht habt mit dem Kaiser gehen wollen, ihm Gehorsam leisten und Euer Haupt beugen müssen!

DER PAPST: So haben jene Tyrannen gesprochen, deren Namen der Schmach verfallen sind! Ich bin

das Haupt der Kirche, und selbst der Pesthauch der Hölle vermag nichts wider mich! Mag ich auch leiden, mag ich auch als einzelner untergehen, der Papst stirbt nie!

MONCADA: Wir verehren den Papst. Möge es Gott nie gefallen, daß mein Herr den Statthalter Christi auf Erden antaste! Wir denken nicht daran, auch nur das geringste seiner Rechte zu verletzen Aber, Hochheiliger Vater, es muß klar ausgesprochen werden: Wir, deren reine Glaubenstreue niemand in der Welt anzuzweifeln wagt, wir, die uns nicht der leichteste Verdacht der Ketzerei treffen kann, wir haben in Spanien, in Flandern, in Indien, überall die leisesten Spuren der Auflehnung wider die Kirche ausgetilgt, und zwar mit einer Strenge und Unerbittlichkeit, deren Ihr nie fähig gewesen wäret; wir, die wir keine verdächtige, geschweige denn eine als gefährlich erkannte Idee dulden, wir, die wir ohne Bedenken und Scheu jeden, der sich gegen die Traditionen auflehnt, auf den Scheiterhaufen werfen — ich sage es Euch frei heraus —, wir werden Giulio di Medici, der sich heute Clemens VII. nennt, mit gerechter und unbeirrbarer Strenge behandeln; wir werden so weit gehen, ihn zur Abdankung zu zwingen, wir werden ihm den päpstlichen Purpur von den Schultern reißen, wir werden ihn verbannen und in den Kerker werfen, wenn wir alle Hoffnung aufgeben müssen, ihn zu verbessern und zur Vernunft zu bringen!

DER PAPST: Ihr . . . Ihr . . . Ihr, der Ihr Euch für einen Friedensvermittler ausgebt, der zu uns gesandt worden ist, Ihr wagt, an meinem letzten gebrechlichen Zufluchtsort eine solche Sprache zu führen! Ihr habt die Schwäche, zu der Ihr mich verführt habt, gut berechnet. Ihr betrachtet mich mit einem zuversichtlichen Lächeln, während mein Volk geknechtet,

die Heilige Stadt verheert, die Kirchen niedergebrannt werden, zwischen Flammen und Klagerufen, zwischen Blut und Verzweiflung! Das also ist es, was der Kaiser für die katholische Sache kämpfen nennt.
MONCADA: Es heißt ihr dienen, wenn man die Wölfe schlägt, die sich im entweihten Hirtengewand in die Herde eingeschlichen haben.
DER PAPST: Kurz, macht Schluß, was wollt Ihr von mir? Gewährt mir Abzug! Laßt mich ungehindert zwischen Euern schurkischen Banden hindurchziehen! Nehmt alles, plündert alles, triumphiert und laßt mich irgendwo ein Asyl finden, wo ich in Frieden die wenigen Tage, die Ihr mir vergönnt, beschließe . . .
MONCADA: Meine Befehle sind derartig, daß ich sie nicht umgehen kann; ich kann nicht im geringsten Belang von ihnen abgehen. Ihr werdet hierbleiben, Heiliger Vater, solange bis Ihr alle unsere gerechten Forderungen erfüllt haben werdet.
DER PAPST: Zählt sie auf! Was verlangt Ihr?
MONCADA: Alles, was dazu dient, den Triumph der Vernunft, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und das Wohl der Kirche sicherzustellen.
DER PAPST: Das sind Worte . . . Sprecht klar aus, was Ihr fordert. Sagt, was der Kaiser befiehlt. Vielleicht bin ich jetzt gedemütigt genug, um Euch einiges zuzubilligen. was ich Euch gestern oder noch vor zwei Stunden nicht gewährt hätte.
MONCADA: Wir fordern, daß Ihr dem Bündnisse mit den Franzosen, den Venezianern, den Florentinern und allen andern Euch Übelgesinnten entsagt. Wir fordern, daß Ihr Euch für immer mit uns verbündet, und zwar so eng, wie das Fleisch am Knochen hängt . . . und wie der Krummstab zum Zepter gehört!
DER PAPST: Ach, unseliges, tausendfach unseliges Italien! Was wird man nun aus dir machen! Deine

Fürsten, deine Gemeinden werden nur mehr die Diener dieser Flamländer sein! Diese Schmach also ist das Ende deiner glorreichen Kämpfe, die du ein Jahrhundert lang geführt hast! Aber sprecht, fahrt fort, ich höre!

MONCADA: Ihr werdet uns Ostia, Civitavecchia, Civita castellana, Parma, Piacenza, Modena, die Ihr noch immer besetzt haltet, ausliefern. Kaiserliche Garnisonen werden in diesen Städten die Bevölkerung dem Willen des Kaisers gefügig machen. Schließlich werdet Ihr vierhunderttausend Dukaten Entschädigung bezahlen, als Löhnung für die Truppen, die wir jetzt in Rom halten, und die sich daraufhin zurückziehen werden. Und endlich: Wir besetzen die Engelsburg.

DER PAPST *(verbirgt einen Moment sein Haupt zwischen den Händen, dann erhebt er es wieder und sagt):* Ich lehne diese Forderungen ab.

MONCADA: Also bleibt mir nichts mehr zu sagen übrig. Ich ziehe mich zurück. Aber vorher wünsche ich dem Kaiser melden zu können, daß Ihr über die Sachlage wohl aufgeklärt und Euch Eurer Verantwortung voll bewußt seid. Gewährt also, Hochheiliger Vater, daß ich Euch zu betrachten gebe, was hier geschieht. *(Er öffnet ein Fenster, das Aussicht auf die Stadt gewährt.)* Betrachtet Euer Werk! Seht hin und sagt, ob Ihr wollt, daß das fortgesetzt werde!

DER PAPST: Ja, ich will alles sehen, die Schändungen, die Ihr den Heiligtümern zufügt, alles das, was Ihr seit Monaten vorbedacht, angeordnet, erwogen und angestiftet habt! Ja, ich will es sehen! Glaubt nicht, ich sei ein weibischer Schwächling! Ich kann in Fassung das Kolossalgemälde all Eurer Verbrechen betrachten! Ich werde nicht schwach werden und in Tränen ausbrechen! Wohlan! Ja, laßt mich alles sehen, ja, jetzt sehe ich es! ... Ein Mensch, der einen

andern verfolgt! . . . Er durchbohrt ihn mit einem Hellebardenstoß! Ja, wahrlich, ich sehe es! Über wen kommt sein Blut? Ach. mein Gott, Frauen und Kinder gepeinigt von der Soldateska Eurer schamlosen Schufte! Ach, welche Ungeheuerlichkeit! Ja, laßt mich sehen . . . es ist unsühnbar! Mönche . . . geschlagen . . . blutig mißhandelt . . . Ach, unmöglich! Es ist unmöglich! Kardinäle, Greise im Purpurkleide . . . in Ketten gelegt, zu Boden geschleudert, auf dem Boden geschleift, geschlagen! . . . Ach! Nein . . . nein . . . ich will nichts mehr sehen . . . Welch entsetzlicher Traum!

(Er schwankt und fällt auf einen Lehnstuhl. Don Hugo de Moncada grüßt und zieht sich zurück.)

Eine Straße.

Pikenträger, Schützen, Schweizer.

ERSTER PIKENTRÄGER: Wir brauchen einen Mann, der uns die Beute fortschafft. Ihr werdet doch diese Koffer nicht auf Euren eigenen Schultern fortschleppen.

EIN SCHWEIZER: Wir hätten besser getan, diesen Burschen da zu schonen; er hätte uns als Lasttier dienen können.

ERSTER SCHÜTZE: Es ist immer ein Genuß, einen Kopfschuß anzubringen; ich bedaure den Schuß nicht.

ZWEITER PIKENTRÄGER: Übrigens rächen wir unsern General; denn so wie die Römer ihn getötet haben, töten wir die Römer! Hört ihr?! Seht doch da, eine Türe, die noch nicht zerschlagen ist!

DIE SCHWEIZER: So wollen wir sie einschlagen!

(Die Soldaten zerschlagen die Tür mittels Kolbenschlägen und Hellebardenstößen. Sie öffnet sich; Rosso tritt heraus.)

DIE SOLDATEN *(schlagen ihn):* Wie, du Lümmel, du öffnest nicht, wenn man dir Besuch macht? Du verdienst eine Lektion, Bursche! Plündert das Haus!
ROSSO: Meine Herren, ich bin arm, aber was ich habe, sei euer! Aber ich bin Maler und ich bitte euch, vernichtet meine Zeichnungen und Kunstgegenstände nicht!
ZWEITER SCHÜTZE: Du wirst gleich sehen, was wir von dir und deinen Kunstgegenständen halten! Zieht ihn nackt aus! Es wird lustig sein ihn als Maultier zu benützen, und nackt wird er den Stock besser spüren!
DIE SOLDATEN: Sehr gut! Nackt wie ein Wurm, und dann wohlgezielte Fußtritte!
ROSSO: Herren, ich flehe euch an!
DRITTER PIKENTRÄGER: Du sagst, du bist Maler!
ROSSO: Ja, ich bin Maler!
DRITTER PIKENTRÄGER: Mir scheint, es war ein Maler, der den Connetabel tötete. Wir werden dich das vergelten lassen!
EIN SCHWEIZER: Nein, beim Teufel! Wir haben vereinbart, daß er die Koffer trägt! Töten wollen wir ihn nachher. Aber laßt uns zunächst das Haus plündern!
DIE SOLDATEN: Gut gesprochen.
(Während ein Teil der Soldaten Rosso die Kleider vom Leibe reißt und ihn mißhandelt, wird das Haus verwüstet. Zerrissene Gemälde, Fetzen von Zeichnungen werden aus den Fenstern geworfen, Trümmer von Möbeln und Teppiche werden herausgeworfen, dann beginnt das Haus zu brennen. Ein Offizier geht vorüber.)
DER OFFIZIER: Was macht Ihr mit diesem Mann da?
DIE SOLDATEN: Nichts! Er hat die Güte, die Kisten fortzuschaffen, die wir eben gekauft haben.

ROSSO: Herr, ich flehe Euch an, befreit mich! Ich bin ein Maler, ich bin Rosso; schon habe ich alle meine Arbeiten verloren!
DER OFFIZIER: Laßt diesen Unglücklichen, gebt ihm seine Kleider wieder! Der Feldhauptmann Georg Frundsberg hat euch befohlen, euch unter eure Fahnen zu sammeln. Hört ihr, wie die Trompeten zum Sammeln blasen? Vorwärts! Laßt diesen Mann, sage ich euch!
EIN LANDSKNECHT: Und ich sage dir, daß ich dich gar nicht kenne, verstehst du? Bist du mein Hauptmann? Nein! Mein Leutnant? Nein! Wer haftet mir dafür, daß du dich nicht verkleidet hast, daß du nicht der Papst bist?!
DIE SOLDATEN: Ganz recht! Was will er uns vormachen, der Mensch da?
DER OFFIZIER: Ich habe Befehl von den Generalen.
DIE SOLDATEN: Der Teufel soll deine Generale holen und dich dazu! Verstehst du? Mach dich fort oder es geschieht ein Unheil!

(Der Offizier zieht sich zurück.)

EIN PIKENTRÄGER: Und du, wenn du dich beklagst, bei wem immer, so bekommst du meinen Dolch mitten in die Brust; du verstehst, hoffe ich. Vorwärts, Lümmel!

(Die Soldaten zerren Rosso fort und schlagen mit verdoppelter Wut auf ihn ein.)

Florenz

Ein öffentlicher Platz.

CELLINI: Nun, was geht hier vor?
VIELE STIMMEN: Wir jagen die Medici fort! Es lebe das freie Florenz!

CELLINI: Ich komme aus Rom und habe da schöne Dinge gesehen!
DAS VOLK: Ist der Papst befreit?
CELLINI: Er sitzt gefangen wie eine Ratte in der Falle. Man läßt nichts in die Engelsburg hinein; wovon er mit den Seinen lebt, kann nur Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit wissen. Kurz, sie sterben Hungers, und inzwischen fahren die Kaiserlichen fort, alles zu verwüsten.
DAS VOLK: Habt Ihr das mit eigenen Augen gesehen?
CELLINI: Ich komme eben von dort. Ich sah auf den verwüsteten Plätzen betrunkene und zuchtlose Soldaten herumtaumeln . . . Haufen von Leichen zur Rechten und zur Linken; an diesem Eckstein ein sterbender Mann, an jenem eine zusammengebrochene Frau mit herabhängenden Armen . . . ich sah eingeschlagene Kirchentüren, Chorhemden, Stolen und Meßgewänder zerrissen auf dem zertrampelten Boden der Basiliken und in erbärmlichen Fetzen an den Gitterstäben der Kapellen hängen. Die Kirchenleuchter zerbrochen, die Altarlichter erloschen, die Altäre umgestürzt und mit Glasscherben, zerschlagenen Flaschen, Schinkenknochen und schmutzigen Resten der Schlemmereien des Soldatenpacks bedeckt. Ich sah Statuen zertrümmert, die wertvollsten Gemälde von Pikenstichen durchlöchert; ich sah, wie man Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Datare und Protonotare verhöhnte, beschimpfte und schlug, ich will nicht mehr davon sprechen. Es ist eine übliche Sache, daß die hochwürdigsten Herren von einst von irgendwelchen elenden Vagabunden überfallen werden, und das Klatschen der Schläge, die auf die Wange manches Verehrungswürdigen fallen, ist eine so gewöhnliche Musik, daß niemand auf sie hört oder gar den Kopf umwendet, um mehr zu sehen . . .

DAS VOLK: Welcher Jammer! Welcher Jammer! Wir haben die Habgier und den Stolz der päpstlichen Machthaber verflucht, aber muß es denn sein, daß soviel Größe, die Frucht so blühender Jahrhunderte, von den Füßen so gemeinen Packs zertreten wird? Was sagt der Kaiser zu diesen Ungeheuerlichkeiten?
CELLINI: Der Kaiser lebt fern in seinen spanischen Schlössern und, soviel man erzählt, weint er und beklagt die Leiden des Nachfolgers der Apostel; er ordnet an, daß um die Beendigung dieses gräßlichen Ärgernisses gebetet wird; im übrigen denkt er nicht daran, dem Unheil ein Ende zu machen, denn er will den auf die Knie zwingen, dem die Menschheit ehrfürchtig die Schleppe küßt. Ein einziger Mensch hat in all dieser Not den Ruhm Italiens hochgehalten und selbst einen Ruf erlangt, der nie untergehen wird.
DAS VOLK: Von wem sprichst du?
CELLINI: Von mir selbst, denn ich habe Rom im voraus gerächt für alles, was es nun erleidet, ich habe mit einem Schuß meiner Büchse, die nie ihr Ziel verfehlt, den Connetabel von Bourbon getötet, und ihr wißt wohl, daß ich außer Michel-Angelo der größte Künstler meines Jahrhunderts bin. Jetzt aber, da ihr alles erfahren habt, was meine Augen in Rom sahen, laßt mich eurerseits wissen, was hier vorgeht.
DAS VOLK: Florenz hat seine Freiheit wieder, und wenn Mut und Tüchtigkeit nicht nur inhaltlose Worte sind, werden wir nie mehr in die Sklaverei von früher verfallen. Savonarola, der Heilige, der große, edle Bruder, hat nicht vergebens unter uns gelebt! Sein geringstes Wort ist lebendig geblieben, seine Lehren erwachen zu neuem Leben, und diesmal wird es niemand mehr möglich sein, uns zu verblenden! Was Savonarola anbefohlen hat, wollen wir nun zur Ausführung bringen, und niemals wollen wir davon ab-

weichen. Wir kennen unsere Feinde nur zu genau. Ein Papst aus der Familie Medici kann unser Freund nicht sein. Aber was kann er wider uns tun? Der Kaiser wird sein erzürntes Auge auf uns richten; aber er hat genug im Orient zu tun, wo ihm der Türke seine kaiserlichen Länder bedroht. Näher drohen ihm die Venezianer, die sich in der Romagna ausbreiten, und wenn er gegen Norden blickt, wird er die Franzosen sehen, die ihren Zusammenbruch von Pavia vergessen haben und mit nie gekannter Wut wiederkommen. Das sind unsere Rächer und unsere Helfer! In alle Ewigkeit wird die florentinische Freiheit währen.

CELLINI: Zählt auf mich, meine Kinder! Ich weihe euch mein Schwert, die Welt weiß, was es bedeutet. Ihr wißt doch zweifellos, mit welcher Dringlichkeit Franz I. meinen Rat einzuholen pflegt. Nun, ich wiederhole euch, zählt auf mich! Florenz ist für immer und alle Zeit sein eigener Herr, kein Prinz und kein Tyrann soll jemals seinen Fuß auf florentinischen Boden setzen.

DAS VOLK: Es lebe Florenz!

An einer Straßenecke.

Macchiavelli, die Arme auf dem Rücken verschränkt, sieht der Menge zu, die vorüberzieht und Freudenschreie ausstößt.

MACCHIAVELLI: Welch ein Lärm! Wie sie schreien! Wie sie singen! Wie ihre Augen leuchten! Wie dies Wort Freiheit sie verzückt! Man könnte meinen, es wäre das erstemal in ihrem Leben, daß sie es aussprechen und sich daran begeistern! Der Vogel lebt in der Luft, der Fisch im Wasser und das Pack im Lärm! *(Eine Gruppe zieht vorüber, die ein Wappenschild der*

Medici an einem Strick durch die Gosse zieht. Trommeln, Trompeten; das Volk folgt singend Cellini, der eine Fahne schwingt.)

CELLINI *(schreit aus vollem Halse):* Hoch Florenz!

DIE MENGE: Hoch Florenz! Tod den Medici!

CELLINI: Herr Macchiavelli, Ihr seid ein großer Bürger, ein Freund des Savonarola!

DIE MENGE: Hoch Savonarola! Hoch Macchiavelli! Hoch Cellini!

CELLINI: Bürger, ihr seid herrlich! Volk von Florenz, du bist ein großes Volk! Macchiavelli, kommt Ihr mit uns? Wir werden Euch auf unseren Schultern tragen! Ihr habt in den Kerkern der Tyrannei geschmachtet!

DIE MENGE: Ja, ja, nehmt ihn auf die Schultern, zum Triumph!

MACCHIAVELLI: Meine Freunde, ich danke euch! Gewiß, mein Herz quillt über von Dankbarkeit! Aber ich bin ein Greis, ich bin krank, ich bin zu nichts mehr gut und ich bitte euch, laßt mich zufrieden! Im übrigen, es lebe Florenz! Hoch die Freiheit, hoch das Volk, hoch Herr Cellini! . . . Ich frage mich vergeblich, was ich sonst noch schreien könnte . . .

CELLINI: Vorwärts, meine Kinder, gehen wir mit Mut und unbezähmbarer Energie daran, unser Werk zu vollenden. Legt Feuer an das Ballhaus, in dem die Despoten ihre Kräfte übten!

DIE MENGE: Ja, zünden wir das Ballhaus an!

MACCHIAVELLI: Eine ausgezeichnete Idee! Geht, das Ballhaus niederbrennen, sonst kann die Freiheit nie zustandekommen.

(Cellini schwingt seine Fahne, die Menge entfernt sich unter Geschrei und Rufen, Trommelwirbel und Trompetenschall, immer das Wappen durch die Gosse schleifend.)

MACCHIAVELLI: Es ist klüger, den Menschen als unbeteiligter Zuschauer zuzusehen, als sich selbst in ihre Angelegenheiten zu mischen. Ich bin keineswegs darüber erstaunt, daß viele Leute an Verschwörungen, Rebellionen und Empörungen soviel Geschmack finden. Von allen Glücksspielen sind es unleugbar diese, die die meisten Kräfte in Bewegung setzen. Jede Minute ein unvorhergesehenes Ereignis. Eine maßlose Erwartung verspricht die unsagbarsten Dinge; man redet, man schreit, man treibt alles mögliche, man denkt an nichts auf der Welt, sondern trinkt, säuft, berauscht sich, ohne bei irgendeiner Wendung zu verharren, denn auch sie hat den Geschmack der Vergänglichkeit, des beständigen Wechsels! Sehe einer doch diesen Benvenuto, diesen ausgemachten Großsprecher, diesen Schwätzer ohnegleichen! Er hat nicht eine einzige Tugend, aber er ist voll Geist; er vergnügt sich in diesem Augenblick wie ein Gott; er glaubt kein Wort von alledem, was er sagt, und die Freiheit von Florenz kümmert ihn genau so viel wie die Abessiniens; aber es unterhält sich gut, und das ist's, worauf es ihm ankommt.

(Michel-Angelo tritt auf.)

MICHEL-ANGELO: Seid Ihr's, Meister Niccoló? Ich bin sehr froh, Euch zu treffen; seit Jahren habe ich dieses Vergnügen vermißt; Ihr scheint mir blaß und abgezehrt.

MACCHIAVELLI: Mein alter Kamerad, ich bin wie ein abgespieltes Musikinstrument. Man hat darauf zu viele Stücke gespielt. Einige Saiten geben noch Ton ... die Mehrzahl ist zersprungen, die übrigen sind verstimmt. Ich erwäge mit einigem Vergnügen die Wahrscheinlichkeit, daß ich binnen kurzem aus dieser sterblichen Hülle schlüpfen werde, die mich so schlecht kleidet.

MICHEL-ANGELO: Ich begreife Eure Mißstimmung. Aber sprechen wir nicht darüber, wir würden uns sonst allzugut verstehen. Was wird nun aus Italien? Wohin gerät es? Ich habe Rom verlassen, um nicht in die Hände der kaiserlichen Vandalen zu fallen; ich komme nach Florenz und finde alles auf den Kopf gestellt, eine neue Revolution nach tausend anderen . . . Die Franzosen, die den Papst nicht zu verteidigen wußten und weder uns noch sich selbst irgendeinen Vorteil bringen, haben Pavia mit Blut und Feuer heimgesucht; überall Mord, Mord, Mord . . . gewiß, auch damals, als wir jung waren, wurde getötet . . .

MACCHIAVELLI: Aber mit einem großen Unterschied: Damals erhob sich das Leben über den Tod . . . aber heute? Aus dem Tod erwächst wieder nur Tod. Versteht Ihr mich recht?

MICHEL-ANGELO: Ja . . . so ziemlich.

MACCHIAVELLI: Gut. Damals, in jenen Zeitläuften, als wir jung waren, Ihr und ich, hinderten die Plünderungen, Gewalttaten jeglicher Art, die Blutbäder Italien — das jung war wie wir — keineswegs, immer größer zu werden, neue Kräfte hervorzubringen und seine Reize zu vervielfältigen. Jetzt ist nichts mehr von alledem . . . Beachtet wohl, daß damals die Angelegenheiten Italiens durch Italiener geregelt wurden. Heute sind es die Franzosen und die Kaiserlichen, die alles in der Hand haben, säen, arbeiten und ernten. Damals rief man die Barbaren zu Hilfe, sehr mit Unrecht zweifellos. Aber man bewertete sie als Hilfstruppen, deren man sich nach Niederringung des Feindes, der selbst Italiener war, raschestens wieder zu entledigen wußte. So haben die Sforza, der Papst und die Venezianer nacheinander Karl VIII., Ludwig XII. und Ferdinand von Arago ins Land gerufen. Der Valentino dachte nicht anders darüber. Die

wütendsten Gegner, deren Meinungen und Wünsche noch so verschieden waren, waren in diesem Punkte einig, das muß zu ihrer Ehre festgestellt werden. Heute sind der Papst, Mailand, Florenz, Neapel nur Theaterpuppen, die an Fäden hängen, die Franz I. und Karl ziehen, und unser eigener Wert ist nichts als ein Teil des Werts dieser Monarchen.

MICHEL-ANGELO: Unser Italien ist zu einer Provinz geworden, die man schon erobert hat oder demnächst erobern wird.

MACCHIAVELLI: Schlimmer als das. Wir sind entkräftete Greise, die von dem Feuer der Leidenschaft verzehrt worden sind; reich nur, um geplündert zu werden; geschickt nur, um mit Arbeiten betraut zu werden; weise nur, damit man hierher kommt, unser Wissen nimmt und ins Ausland führt. Wir sind verloren und wir versinken in tiefste Schmach.

MICHEL-ANGELO: Erinnert Ihr Euch, was Ihr einmal in der Sixtinischen Capelle zu Francesco Granacci und zu mir gesagt habt?

MACCHIAVELLI: Ich erwog damals die Wahrscheinlichkeiten und glaubte schließen zu müssen, der Heilige Stuhl sei bestimmt, das ganze Erbe in seiner Hand zu vereinigen. Ich begriff nicht, was Karl V. bedeutet, nicht einmal Franz I. schätzte ich richtig ein; der erstere ist der wahre Papst. Er will weder Veränderungen, noch Reformen oder Verbesserungen. Er will die alte Welt in ihren abgestorbenen Verdiensten, in ihrer regsamen Nichtigkeit weiterbestehen lassen, und wenn er den unfähigen Papst und den ohnmächtigen römischen Hof mit Füßen tritt, so geschieht das doch nur zur Erhaltung, zum Triumph und zur Sicherstellung eben jener Unfähigkeit und Greisenhaftigkeit. Glaubt mir, Michel-Angelo: Wir werden zweifellos seinen Schlägen erliegen, denn sein

Arm ist stark; aber er wird zugrunde gehen wie wir, er wird weder den Geist der Ketzerei, noch den der Zuchtlosigkeit, noch gar etwa beide überwinden; selbst der unerschütterlichste Wille kann die Fluten eines Wasserfalls, die bereits im Herabstürzen sind, nicht aufhalten.

MICHEL-ANGELO: Und dennoch — seht: Was Florenz anbelangt, gibt die gegenwärtige Lage Euch nicht recht. Noch einmal hat man die Medici vertrieben, und die Stadt kehrt zu ihrem alten republikanischen Glaubensbekenntnis zurück! Das Andenken Bruder Girolamos leuchtet wie das Heiligenlicht, das vor dem Tabernakel brennt. Man erneuert die Lehren des Reformators; man wiederholt seine Worte, erneuert seine Gebote . . . und heute wird kein Papst kommen, der, wie einst Alexander, uns das Todesurteil unserer Lehre spricht. Er hat allzuviel anderes zu besorgen! Wie soll er sich selbst retten? Könnte man sich nicht mit dem Kaiser verständigen und ihn dazu bringen, uns zu gewähren, daß wir eine Vergangenheit, die ihm so wenig bedrohlich ist, zu neuem Leben erwecken?

MACCHIAVELLI: Ich sage Euch, daß das Vergangene nie zu neuem Leben erwacht. Der Papst wird neuerlich vom Kaiser arg gequält; der Kaiser hält ihn gefangen, hungert ihn aus, schlägt ihn mit allen Peitschen . . . aber seht Ihr nicht, warum das geschieht? Weil beide derselben Sache dienen und weil der Kaiser seinen Gefährten schwächlich und faul findet. Sobald er ihn unterworfen, ihm seinen Willen aufgezwungen haben wird, wird er diesem armen Papst nur Gutes wünschen, denn die Sache dieses armen Papstes ist ganz ebenso auch seine eigene! Er würde Hadrian VI., den er wählen ließ, lieber auf dem Heiligen Stuhl sehen, einen unbedeutenden Pfaffen,

einen fanatischen Zeloten — wie er selbst einer ist —, der herrschsüchtig war wie kein anderer; aber den hat er nun nicht mehr, und so wird er sich wohl oder übel mit den Medici abfinden müssen. Darum wird er uns auch eines Tages die Sippschaft Clemens VII. zurückbringen, und damit sie nicht wieder gestürzt werde, wird er sie mit einer Machtfülle ausstatten, deren sich Lorenzo der Prachtliebende nie erfreute... und dann, ihr armen, üblen, schlechten, blöden, feigen, verdorbenen Hampelmänner der Freiheit, die ihr seid; traurige Gespenster ihr, werdet ihr die untertänigsten und elendesten Sklaven eines Fürsten sein, der selbst nur ein Bedienter ist!

MICHEL-ANGELO: Ihr sprecht hart, Meister Niccoló; Ihr selbst werdet zu den Leuten gehören, die Ihr so sehr verachtet.

MACCHIAVELLI: Ich werde nicht zu ihnen gehören. Schon hält mich der Tod am Kragen. Er wird mich dorthin führen, wo ich nicht mehr zu erröten brauche. Müßte ich doch in jener künftigen Welt nie auch nur einem einzigen Florentiner begegnen! Hört doch das Geschrei! Die Elenden, wie stark sind ihre Stimmen und wie schwach ihre Gehirne! Seht sie da laufen! Kein einziger unter ihnen, der auch nur mit einem Bruchteil all des Blutes, das in seinen Adern rinnt, eines ernsthaften Gedankens fähig wäre oder an das glaubte, was er da treibt! Nichts reizt sie als Unruhe und leere Eitelkeit!

MICHEL-ANGELO: Das ist übel, was Ihr da sagt, Niccoló. Ihr leidet schwer, Euer Körper und Euer Geist leidet, das entschuldigt Euch; aber ich bin sicher, trotz allem liebt Ihr Eure Vaterstadt, dieses Florenz, das durch die Schuld seiner Kinder so unglücklich geworden ist und darum doch nicht minder groß ist, eine vornehme Stadt, die der Ruhm gekrönt hat, zahl-

reicher Helden und unsterblicher Künstler Mutter, und ihre künftige Not — wenn alles das wahr ist, was Ihr in dem verschlossenen Buche der Zukunft gelesen habt — müßte sie Euch nur um so teurer machen.

MACCHIAVELLI: Ich hasse diese schönen Redensarten, die noch nicht einmal so wohlklingend wie verlogen sind. Wenn es wahr ist, daß Florenz aus seinem Schoße Helden hervorgehen sah, so ist es eine Rabenmutter gewesen. Es hat das Unmögliche nicht unversucht gelassen, um sie zu vernichten; und wenn es dazu nicht imstande war, hat es sie, sobald ihr Wert ihm erst in die Augen fiel, gequält, beraubt und fortgejagt . . . Erinnert Euch Dantes und so vieler anderer . . . ich aber, ich rufe dieser schamlosen Stadt zu: Florenz, sei verflucht um der Helden willen, die du deinem Schoß entsprießen sahst und die du zerfleischt hast wie ein wildes Tier! Ich sollte Florenz lieben? Ich hasse es! Und Ihr müßt es gleich mir hassen, denn nicht nur einmal hat es Euch gezwungen, das Heil außerhalb seiner Mauern zu suchen! Wenn Ihr nicht andere gefunden hättet, für Euch zu sorgen, als Florenz, hätte es Euch in Eurem eigenen Genie erstickt!

MICHEL-ANGELO: Und trotzdem liebe ich es und werde ihm dienen.

MACCHIAVELLI: Davon werdet weder Ihr noch die Stadt irgendwelchen Vorteil haben; aber im übrigen, Ihr . . . möglicherweise habt Ihr dabei nicht viel zu verlieren! Ihr seid Michel-Angelo! Ihr liebt Florenz, gut, das ist eine luxuriöse Leidenschaft; Ihr habt Florenz nicht nötig. Ihr lebt in Rom, und wenn Rom Euch nicht mehr angenehm ist, stehen Euch Venedig, Mailand und Paris offen. Der Kaiser würde Euch, um seinen Staaten Ehre zu bringen, eine breite Straße zum Triumph ebnen. Ich sage Euch: Ihr seid eben

Michel-Angelo. Vergnügt Euch hier, solange es Eurem Herzen gefällt. Ihr werdet zwar damit Eure Zeit vergeuden und Ihr tätet besser, Euch Euren künstlerischen Arbeiten zu widmen. Aber man wird sagen: Wie er seine Heimat liebt! Das wird einen sympathischen Zug für Eure Biographie abgeben. Ich aber, ich bin nicht einer von Euch Künstlern, deren wahres Vaterland die Welt ist; ich bin kein Weiser, der allerorts Ehre und Unterhalt findet; ich bin nur ein erbärmlicher Würdenträger des erbärmlichsten aller Staaten, ich hasse diesen Staat und hasse darum Florenz!

MICHEL-ANGELO: Ihr seid sehr unglücklich gewesen, und man hat Euch nie nach Verdienst behandelt.

MACCHIAVELLI: Ich habe eine Frau, habe Kinder; ich gehöre einer der ältesten Familien Toscanas an, Ihr wißt das, Ihr! Ich zähle ruhmreiche Vorfahren .. und doch ist nicht einmal Brot in meinem Hause!

MICHEL-ANGELO: Wahr, wahr, es ist eine Schmach!

MACCHIAVELLI: Ich habe viel studiert; meine Jugend habe ich der Wissenschaft geopfert; ich habe sozusagen mit der Muttermilch die Weisheit des Altertums in mich gesogen, so lernbegierig war ich . . . Was bin ich geworden? Ein kleiner Schreiber, nichts weiter.

MICHEL-ANGELO: Meister Niccoló, man war sehr ungerecht gegen Euch, und ich begreife die Bitterkeit Eures Herzens.

MACCHIAVELLI: Nein, Ihr begreift sie nicht. Seit jeher stand ich in der letzten Reihe, und ich mußte sehen, wie meine berechtigten Hoffnungen ihr Ziel immer mehr aus den Augen verloren, jeden Augenblick wurde ich gewahr, daß ich auf Mauern stieß, wohin immer ich mich wandte; man stieß mich zur Seite ... Der erstbeste dahergelaufene Schelm, ein Schuft, eine

niedrige Seele, ein Mensch ohne Fähigkeiten, ohne Gewissen und ohne Geburt wurde mir vorgezogen. Inzwischen überhäufte man mich mit Schmeicheleien; ich erhielt die schwierigsten und gefährlichsten Aufträge, ich entledigte mich ihrer aufs beste, und niemand war darüber erstaunt; aber die Schar der Lakaien kam mir immer zuvor, und die Lakaien riefen mir zu: Bleibt, wo Ihr seid! So bin ich zeitlebens dort geblieben und ich glaube, daß die Demütigung, der Verdruß, der Ekel, das Mißvergnügen in allen Winkeln meines Herzens ihr Werk der Zerstörung vollbracht haben, vielmehr noch als die Armut!

MICHEL-ANGELO: Leider! Leider! Das Leben ist düster und schlimm; und wenn ich mich erinnere, was auch ich von der Bosheit und schamlosen Dummheit zu ertragen hatte, begreife ich wohl, was Ihr gelitten habt.

MACCHIAVELLI: Nein, Ihr begreift nichts! . . . Als der Bruder Girolamo seine Lehre predigte, war ich ein junger Mensch; ich liebte die Menschen, ich liebte Italien, ich glaubte, daß Vernunft und Tugend möglich wären und setzte alle meine Kräfte daran, ihnen eine Stätte zu schaffen. Was war der Erfolg dieser Bemühungen? Sprechen wir nicht davon. Da ich trotz allem eine gewisse Leichtgläubigkeit nie abstreifen konnte, bildete ich mir ein, ein so fähiger Mensch wie der Valentino könnte doch ein Königreich vornehmen Stils gründen, ihm weise Gesetze, eine vernünftige Verfassung geben, die Fremden davonjagen und alles in allem die weitest gespannten Hoffnungen befriedigen. Der Valentino ist gescheitert. Heute gehört es zum guten Ton, von ihm zu sprechen, als ob er das gräßlichste Ungeheuer der Welt gewesen wäre, obwohl er, der gewiß im einzelnen und auch im allgemeinen zur Gewalttätigkeit neigte, sich nie träumen ließ, auch nur

die Hälfte der unnötigen Bluttaten auf sein Gewissen zu laden, die Karl V. begangen hat, wie die Plünderung von Rom unter anderm, und neuerdings die Wiedereinsetzung der Inquisition; aber der Volksgeist ist nun einmal so, daß er, um die Verbrechen einer Epoche zu begehen, eine bestimmte Anzahl von Sündenböcken haben muß. Natürlich wählt er dazu nicht gerade die schlimmsten und stärksten. Er wird sich immer die ausersehen, die sich am schlechtesten verteidigen können und die von den Hunden schon gehetzt und geschunden sind, denn er selbst ist vor allem feige.

MICHEL-ANGELO: Eure Worte sind allzu bitter; Ihr habt ein Herz, das von Kummer und Tränen überströmt.

MACCHIAVELLI: Ich habe keine Träne mehr zu vergießen. Ich mache mir, ganz im Gegenteil, einen Genuß daraus, wie diese Welt von Schuften und Tollhäuslern, von Schwachköpfen und selbstsüchtigen Lumpen, die mich in der Stellung eines hungrigen Unterbeamten niederhalten, es aus eigenem dahin gebracht hat, daß die schimpflichste Sklaverei und das unheilbarste Elend ihr teilgeworden ist! Ehre sei Gott! Dieses Pack ist mehr zu bedauern als ich! Ich werde sterben, aber diese italienische Welt wird in Unehre weiterleben. Ihr, Ihr seid große Männer, ich meine Euch und Eure Freunde; aber wenn Ihr erst entschwunden sein werdet — und das wird sehr bald sein —, wird nichts nachfolgen, als elende Nachahmer; dann kommen die Affen, sie werden an Stelle Eurer himmelstürmenden Ideen lächerliches Spottwerk setzen, und dort wird Euer Werk enden . . . gehen wir nach Hause!

MICHEL-ANGELO: Ja, gehen wir nach Hause. Erlaubt, daß ich Euch den Arm reiche und Euch nach Hause geleite. Unter diesen großen Männern, derer

Ihr da Erwähnung tatet, habt auch Ihr, Niccoló, Euern Platz.

MACCHIAVELLI: Keineswegs! Ich bin nichts als einer, der die Gedanken seiner Zeit prüfend wägt . . . und die Tatsachen haben ergeben, daß ich nur ein Träumer war. Vom Richtigsehen bis zum Hervorbringen des Richtigen ist unendlich weit. Selbst aus der Scheußlichkeit unsterbliche Schönheit zu machen, ist Euer Werk . . . sowie es Euch gegeben ist, aus dreckigem Ton die bezaubernsten Formen zu gestalten. Die Welt um Euch kann untergehen, aber Ihr bleibt bestehen, Ihr werdet leben und Gott gleich sein. Aber ich? Ich habe verstanden, was wert gewesen wäre geschaffen zu werden; ich habe gezeigt, was man wünschen soll. Aber hat man mir Folge geleistet? Nein! Was also bleibt übrig von mir? Ein armer, gebeugter Mann, der bald wegsterben wird . . . damit ist alles gesagt! Um so besser! Gehen wir nach Hause.

MICHEL-ANGELO: Ja, gehen wir. Ich für meinen Teil will Euch gestehen, daß ich, mit oder ohne Hoffnung, doch jederzeit dem Vaterlande dienen werde. Ich werde alle meine Kenntnisse aufbieten, um es zu verteidigen, und wenn es auch fallen muß, so werde ich zumindest meine Pflicht tun oder das, was ich für meine Pflicht halte.

MACCHIAVELLI: Fürchtet Euch nicht, selbst Euer Blut zu vergießen; was immer Ihr bei dieser Gelegenheit, wie auch bei jeder anderen, tun werdet, wird von der Nachwelt zu höchsten Preisen bezahlt werden. Sie wird sagen: Dieser Michel-Angelo, dieser große Künstler, hatte Florenz ganz und gar nicht nötig, aber trotz allem hat er seiner Vaterstadt dieses und jenes Opfer gebracht. Geht. Eure Kränze sind bereit; aber ich . . . ich wäre ein Dummkopf, wenn ich mich in die Ereignisse einmengen wollte, man würde mich dazu

verwenden, die Kleider dieser edlen Personen zu bürsten, die jegliche Revolution aus dem Kot zieht, und am Tage des Zusammenbruchs würde man zu mir sagen: Alter Narr! Wie habt Ihr Eure Genossen nicht besser durchschaut? Man wird recht haben. Lebt wohl, Michel-Angelo. Ich hoffe, Euch auf dieser Welt nicht wiederzusehen.

MICHEL-ANGELO *(drückt ihm die Hand):* Lebt wohl! *(Macchiavelli tritt in sein Haus und verschließt die Türe.)* Der arme Niccoló sieht nur zu klar. Gleichviel — in der Tat, es ist sicher, meine Flügel sind noch ungebrochen; ich kann gehen, wohin es mir gefällt. Das Schicksal hat manche Härte wider mich gewandt, aber es hat mich zumindest nicht der Willkür irgend jemandes preisgegeben. Ich werde Florenz verteidigen und wenn es im Unrecht ist, dies, mein Florenz, so werde ich wenigstens dem Drange meines Herzens nachgegeben haben.

Parma

Das Franciskanerkloster.

In der Kuppel der Kirche; der Pater Guardian; Mönche, ein Kirchenältester; Correggio.

DER PATER GUARDIAN: Ich habe Euch etwas zu sagen, Allegri. Ihr werdet Euch, hoffe ich, nicht kränken; ich möchte einige väterliche Worte an Euch richten und alles, was ich sagen werde, ist nur gut gemeint.

CORREGGIO: Seid meiner Verehrung gewiß, ehrwürdiger Vater. Ich weiß, daß ich zu Tadel manchen Anlaß gebe.

DER KIRCHENÄLTESTE: Ich werde selbst mit ihm sprechen, meine Kenntnisse auf dem Gebiet der

Malerei sind sehr gründlich und darum ist es schwer, mir auf diesem Gebiet etwas einzureden.

DER PATER GUARDIAN: Zweifellos, Ihr seid ein Mann von Kenntnissen, von vorzüglicher Bildung.

DER KIRCHENÄLTESTE: Ja, aber insbesonders in der Malerei bin ich sachkundig, und darum will ich Euch sagen, Meister . . . Wie nennt Ihr Euch doch?

CORREGGIO: Ich heiße Antonio Allegri, aber da ich in dem Dorfe Correggio geboren bin, einige Meilen von hier entfernt, und auch dort wohne, gibt man mir gemeinhin den Namen meines Wohnortes.

DER KIRCHENÄLTESTE: Ihr müßt also wissen, Meister Correggio, daß Ihr kein Maler seid. Damit ich Euch nur eine Probe gebe, betrachtet doch diesen Wirrwarr von Farben, mit dem Ihr geglaubt habt, die Kuppel dieser Kirche übermalen zu müssen.

CORREGGIO: Ich möchte mir erlauben, Eure Aufmerksamkeit darauf zu lenken, Messer . . .

DER KIRCHENÄLTESTE: Ich bin Kenner, was die Malerei betrifft, macht Euch keine Hoffnung, mir etwas aufbinden zu können. Die Arme da sind viel zu kurz, die Beine viel zu lang, und über diese Nasen möchte ich kein Wort verlieren. Was die Farben betrifft . . .

DER PRIOR: Hört aufmerksam zu, Allegri; Ihr habt es mit einem Manne zu tun, der durchaus auf dem Laufenden ist.

CORREGGIO: Ich höre mit Aufmerksamkeit zu, mein ehrwürdiger Vater.

DER KIRCHENÄLTESTE: Was also die Farben betrifft, so könnte einer sagen, Ihr hättet die Absicht gehabt, uns ein Gericht Frösche vorzusetzen.

(Die Mönche brechen in lautes Gelächter aus; Correggio errötet.)

DER PRIOR: Ich will hoffen, daß auf jeden Fall seine frommen Empfindungen ihm verwehrt haben etwas Ähnliches auch nur zu denken.
CORREGGIO: Gestattet, daß ich mich zurückziehe.
DER KIRCHENÄLTESTE: Seid Ihr etwa ungehalten über meine Offenheit?
CORREGGIO: Da ich Eurer Meinung nach, Messer, kein Maler bin, ist es besser, ich stelle meine Arbeit ein und lege den Auftrag zurück.
DER PRIOR: Ihr wollt Eure Arbeit nicht fortsetzen?
CORREGGIO: Nein, ehrwürdiger Vater, wollet sie irgend jemand anderem, wer immer Euch gefällig ist, übertragen.
DER PRIOR: Das ist ein höchst unzukömmliches Betragen!
DER KIRCHENÄLTESTE: Wißt Ihr, daß man Euch durch Gerichtsverfügung zwingen kann, Eure ungebührlichen Drohungen zurückzuziehen?
CORREGGIO: Ihr mögt dem Gericht sagen, was Ihr wollt, aber ein Mittel, mir den Pinsel in die Hand zu zwingen, gibt es nicht!
DER PRIOR UND DIE MÖNCHE *(gleichzeitig)*: Gut, so werden wir Euch nicht bezahlen!
CORREGGIO: Gott ist mein Zeuge, daß ich Geld brauche, denn die Not in meinem Hause ist groß; doch nein! Trotz allem, ich ziehe es vor, alles zu verlieren und zu gehen. Ich erinnere Euch nur, daß Ihr mir noch den Preis für mein Gemälde „Christus am Ölberg" schuldet.
DER KIRCHENÄLTESTE: Meine Meinung, hochwürdige Väter, ist, ihr sollet diesen habgierigen Menschen befriedigen; seine Geldgier weist keinesfalls darauf hin, daß er ein Künstler wäre.
DER PRIOR: Meister Allegri, dieser Vorfall erregt mein tiefstes Bedauern. Niemals, nein, niemals hätte

ich Euch soviel Hochmut und eine so wenig ehrbare Denkungsart zugemutet. Wir geben Euch vier Taler, damit wir keine weiteren Auseinandersetzungen mehr mit Euch haben.

DER KIRCHENÄLTESTE: Sie bezahlen diesen Menschen sehr freigebig.

CORREGGIO: Gebt mir die vier Taler, damit ich gehen kann.

DER PRIOR: Bruder Duorio, nehmt ihn mit Euch und bezahlt ihm, wohl verstanden, in Kupfermünzen, den Betrag aus, den er zu erhalten hat. Ich bin tief gekränkt, mein Sohn, und um die Wahrheit zu sagen, meine Seele ist betrübt durch Eure Art, Euch so zu betragen.

CORREGGIO: Meine Väter und Ihr, Messer, ich habe die Ehre, Euch zu grüßen; ich bin sehr traurig, daß meine Malerei Euch nicht besser gefällt.

(Er geht mit Bruder Duorio ab.)

DER KIRCHENÄLTESTE: Ihr müßt Euch über dieses Ärgernis nicht weiter verwundern, verehrungswürdige Herren. Diese Talente sind immer gewaltsam, cholerisch. anmaßend; mit ihnen in Berührung zu kommen ist eine recht unangenehme Sache. Sie meinen etwas Besseres zu sein als alle andern und wähnen sich jedermann überlegen; es ist unerträglich! Versucht man nur ein wenig ihnen Warheiten zu sagen, die ihnen nicht behagen, so seht ihr, wie man bei ihnen ankommt!

DER PRIOR: Ich habe immer gedacht, daß in der Tat die einfachsten Menschen meistens gewissen Leuten vorzuziehen sind, die . . .

DER KIRCHENÄLTESTE: . . . außergewöhnlich sind. Das ist auch meine Meinung. In jeder Beziehung überschätzt man die Künstler. Wir werden ohne Mühe einen braven, bescheidenen, ehrenhaften Burschen

finden, mit dem man ohne Zeremonien zu Ende kommt, um die Malerei in Eurer Kirche fertigzustellen. Ich werde mich der Sache annehmen, und ich hafte Euch dafür, daß die Kuppel aufs beste nach meinen Anweisungen ausgemalt werden wird, denn ich bin zwar kein Maler, das ist wahr, aber ich verstehe sehr viel von dieser Sorte von Geschäft.

Bologna

Eine Straße.

Bürger und Handwerksleute, traurig flüsternd, sind vor einem Hause versammelt. — Zwei Reisende zu Pferde kommen vorbei.

ERSTER REISENDER: Was will diese Menge? Warum diese traurigen Gesichter! Was ist geschehen?
ZWEITER REISENDER: Ein Unglück offenbar. Meine Herren, bitte, laßt uns passieren!
ERSTER REISENDER: Seht da, weinende Frauen! Fragen wir, was geschehen ist!
ZWEITER REISENDER: Meine Neugierde ist ebenso erregt wie die Eure; dieser Tischlermeister da macht den Eindruck eines anständigen Menschen. Fragt ihn!
ERSTER REISENDER *(hält sein Pferd an und beugt sich aus dem Sattel):* Vergebung, Herr! —
DER TISCHLER: *(inmitten einer Gruppe):* Was beliebt, Messer?
ERSTER REISENDER: Laßt uns doch wissen, worum es sich hier handelt, was diese Ansammlung von Leuten bedeutet und warum so viele Menschen betrübt sind?
DER TISCHLER: Ihr kennt doch ohne Zweifel den Namen der Properzia de Rossi?
ERSTER REISENDER: Meint Ihr jene junge bewunderungswürdige Frau, die so viele herrliche Statuen

geschaffen hat, vor allem die zwei Marmorengel, den Ruhm der Kathedrale San Petronio?
DER TISCHLER: Diese ist's, die ich meine. Italien hallt wider von ihrem Ruhm. Properzia stirbt.
ZWEITER REISENDER: Mein Gott! Was sagt Ihr?! So jung!
ERSTER REISENDER: Wir sind Lombarden, aber wir wissen den gerechten Schmerz der Bürger von Bologna zu würdigen.
ZWEITER REISENDER: Mein Gott, woran mag eine so schöne, begnadete Frau sterben? Sie, die so glänzend, so bewunderungswürdig, so glücklich ist.
EINE FRAU *(ihre Hände heftig wider die Stirn schlagend):* So glücklich! So glücklich! Gerade darum stirbt sie, weil sie nicht glücklich ist! Der Mann, den sie liebte, hat sie verlassen.

Im Hause der Properzia.
Ein weiter Saal.

Die Vorhänge sind vor den Fenstern herabgelassen. Es ist dunkel. Properzia liegt auf einem Bett, das in der Dunkelheit, die den Raum erfüllt, nur halb sichtbar ist; sie ist sehr blaß; ihr schwarzes Haar flutet über das Kissen; ihre Arme sind über der Bettdecke erkennbar. Die Bettvorhänge, aus weißem und grünem Damast, sind hochgezogen und an den Säulen befestigt. Ein Tischchen mit Phiolen, die Arzneien enthalten, eine Karaffe, ein vergoldetes Becken, feuchte und blutige Tücher. — Der Vater, die Mutter, der Gatte Properzias. Ein Arzt.

DER GATTE: Sprich, sage mir, meine Geliebte . . . Leidest du?
DER VATER: Ach, willst du uns denn kein einziges Wörtchen sagen? Sieh doch, sieh deine unglückliche

Mutter! Sie ist da, siehst du? Der Kummer wird sie töten . . . Du weißt das doch, nicht wahr?

DER GATTE *(zum Arzt):* Kommt . . . in diese Fensternische . . . ich muß Euch etwas sagen . . . Kommt her . . . wir wollen leise sprechen . . . niemand soll uns hören . . . sagt mir doch ehrlich die Wahrheit. Ich bin ein Mann . . . ich kann alles ertragen . . . Ihr wißt, daß ich Mut habe . . . oh, ich bin sehr mutig! *(Er seufzt.)*

DER ARZT: Wir wollen sehen . . . Beruhigt Euch doch, Herr Luigi, mein Freund!

DER GATTE: Ja, Euer Freund . . . sicher, ich bedarf der Freunde! Sprecht mit mir, wie es sein muß . . . wie viele, ach! wie viele Tage werden nötig sein, bis ich sie gesund sehen kann? Ja, sie . . . Properzia, meine Properzia! Ihr wißt, von wem ich spreche . . .

DER ARZT: Ach, armer Herr Luigi . . . ich habe Euch darauf vorbereitet . . . ich habe mein möglichstes getan . . . Ihr wißt, daß Bruder Bento verständigt worden ist, ich höre seine Schritte schon auf der Treppe, er bringt ihr die letzte Ölung . . .

DER GATTE: Aber Ihr wollt doch nicht sagen, nicht wahr, daß . . .

(Der Gatte kehrt zum Bett zurück.)

PROPERZIA *(mit schwacher Stimme):* Warum sterbe ich nicht?

DER VATER: Ich verstehe nicht, was du sprichst. Fühlst du dich besser?

PROPERZIA *(teilnahmslos):* Ja.

DER GATTE *(sich über sie neigend):* Ich bitte dich nur eines . . . verlasse mich nicht! Hörst du mich?

PROPERZIA: Ja.

DER GATTE: Du wirst erlauben, daß ich dich liebe . . . Du mußt mich nicht lieben, wenn du nicht willst.

Properzia sieht ihn an, blickt ihre Eltern und das Zimmer an, und wendet sich der Wand zu. — Bruder Bento tritt ein. Er setzt sich ans Kopfende des Bettes.)

BRUDER BENTO: Properzia, ich war Zeuge, als Ihr geboren wurdet. Ich habe die innigste Zuneigung zu Euch. Erinnert Ihr Euch dessen?

PROPERZIA: Nein.

BRUDER BENTO *(zu den Anwesenden):* Entfernt euch, ich bitte euch. Zieht euch auf die andere Seite des Gemachs zurück. Ich muß allein sein mit meinem Beichtkinde.

DER ARZT: Macht rasch, Bruder Bento, sie stirbt.

BRUDER BENTO: Meine Tochter, meine liebe Tochter . . . meine ruhmreiche Tochter! Du hast viel gelitten. Sage mir, daß du bereust . . . alles wird dir vergeben sein! Sprich. sprich rasch, im Namen der ewigen Seligkeit, ich beschwöre dich! Ach, heilige Jungfrau! Sie wird nicht mehr Zeit genug haben . . . ihre Augen brechen . . .

(Properzia bewegt sich, ihre ausgestreckte Hände scheinen etwas zu suchen.)

Properzia, mein Kind, nicht wahr, du bereust, du bereust?

PROPERZIA: Ich weiß nicht.

(Sie stirbt.)

Venedig

Das Atelier Tizianos.

Gemälde, teils beendet, teils in Arbeit. Tiziano, ein Greis mit langem, weißem Bart, eine schwarze Samtmütze auf dem Kopf, in einem Anzug aus rotem Taffet, eine goldene Kette als Adelszeichen um den Hals, sitzt

in einem Lehnstuhl. — Zu seiner Seite Aretino; sein Gesicht ist feurig, geistvoll, vornehm; seine Bewegungen sind sehr lebhaft.

ARETINO: Mein Freund, ich habe Eures Namens in meinem letzten Brief an den Kaiser Erwähnung getan. Vor einem Monat habe ich Euch hoch gerühmt in den Versen, die ich an den Papst richtete und die mir, dies so nebenbei, ganz ungenügend bezahlt worden sind, ich werde Euer Lob ferner noch dringlicher in meinem Brief sprechen, den ich jetzt an den König von England senden will. Paul III. wird sehr unzufrieden sein, sowie auch Clemens VII. sich höchlichst aufgebracht zeigte, sooft ich irgendeine anerkennende Phrase über diesen ketzerischen Monarchen schrieb. Aber warum spart der Römische Hof gerade an mir? Kurz gesagt, Ihr werdet mich sehr verpflichten, wenn Ihr mir zwanzig Goldtaler geben wollt.

TIZIANO: Ihr habt da ein wunderbares Gewerbe erfunden, Meister Pietro. Mit drei Blättern Papier, die Ihr mit plumpen Schmeicheleien, auf die Ihr Euch so gut versteht, anfüllt und die Ihr noch durch ein halbes Dutzend Lügen an die Adresse irgendeines Peter oder Jakob unterstreicht, verdient Ihr mehr Geld, als je irgendein Dichter, Weiser oder Gelehrter in dreißig Jahren der Nachtwachen und Plage einnehmen würde.

ARETINO: Und wißt Ihr auch, warum das so ist?

TIZIANO: Weil die Menschen lieben, gelobt zu werden.

ARETINO: Und fürchten, unbillig behandelt zu werden. Ich schmähe ebensogut wie ich liebkose, und es gibt niemand, der nicht äußerst ärgerlich wäre, in meinen fliegenden Blättern, die ganz Europa gierig aufnimmt, seinen Namen mit einigen kleinen Verleumdungen garniert zu sehen, an deren Wahrheit mir weiter nicht viel gelegen ist. Wer zahlt, wird gelobt. Wer nicht zahlt, ohne Gnade zerrissen; die Leser

glauben unbesehen, was ich drucken lasse. Was wollt Ihr mir übrigens für meine letzten Briefe zahlen?
TIZIANO: Zehn Goldtaler.
ARETINO: Ihr werdet mir zwanzig geben, Messer, mein Freund, ohne mit den Wimpern zu zucken über dieses Geschäft. Beim Teufel, mir will scheinen, ich habe Euch genug schöne Aufträge, genug Porträts verschafft! Ich bin nicht teuer für Euch.
TIZIANO: Sei es denn . . . Aber Ihr werdet mir das Vergnügen machen, auch zu sagen, dort oder da, daß alle diese Lumpen, die heutzutage in Venedig Malerei betreiben, nicht das wert sind, was sie von sich behaupten.
ARETINO: Ich setze voraus, daß Ihr die Namen des Veronese, des Tintoretto und Bassano meint, die bei dieser Gelegenheit durch meine Feder einige Ehrentitel abbekommen sollen, die ihnen gerade kein Vergnügen machen.
TIZIANO: Ganz richtig. Sie alle sind aus meinem Atelier hervorgegangen Sie haben mich auf die denkbar unehrenhafteste Art behandelt, ich finde es erbärmlich, zu sehen, wie sie es dazu bringen, ihre Bilder zum Schaden der meinen zu verkaufen, nur, weil sie mir gewisse Kenntnisse gestohlen haben, die ihnen mitzuteilen niemals in meiner Absicht lag. Indessen handelt es sich nicht nur um diese Nichtskönner.
ARETINO: Ich will Euch nicht verhehlen, daß diese Nichtskönner, wenigstens meiner Meinung nach, trotzdem recht schöne Bilder malen. Nichtsdestoweniger werde ich so viel Schlechtes über sie sagen, wie Ihr wollt, auch über jenen andern, dessen Namen ich noch erfahren muß.
TIZIANO: Dieser andere ist Paris Bordone. Dieser Landstreicher hat mich geradezu beschimpft.
ARETINO: Beschimpft? Wie meint Ihr das?

TIZIANO: Wie ich das meine? Ihr macht mich staunen . . . Hat dieser Taugenichts und Lügner es nicht durch seine Intriguen dahin gebracht, daß er den Auftrag erhielt, die Sanct-Nicolaus-Capelle der Franciscaner auszumalen? Glaubt Ihr, daß ich eine derartige Frechheit einfach hinnehmen werde? Ein elender Handwerker von kaum achtzehn Jahren soll eine Kapelle in Auftrag bekommen, solange ich, ein Greis, ich wage zu sagen, ein Meister seiner Kunst, da bin? Ich will die Kapelle malen und ich erlaube nicht, daß mir hier in Venedig irgendwer ins Gehege kommt.
ARETINO: Doch auch die andern Künstler müssen Gelegenheit finden, ihre Fähigkeiten zu zeigen und ihren Lebensunterhalt zu finden. Ich finde Euch nicht sehr einsichtsvoll, Messer Tiziano; Paris Bordone ist ein junger Mensch, wahrhaftig, sogar ein sehr junger Mensch; Ihr seid der größte Maler der Welt, niemand versucht es Euch abzustreiten; aber bedenke ich, daß Ihr Gott, Euerm Talent und ein wenig meinen Empfehlungen und Lobreden zudank der reichste Maler Italiens seid, die Porträts aller Potentaten gemalt habt und fast bei jedem guten Geschäft Eure Hände im Spiel habt, so scheint es mir einigermaßen hart, daß Ihr den andern Malern nicht erlauben wollt, ihre Kunst neben der Euren zu zeigen.
TIZIANO: Das sind leere Phrasen. Wenn ich nicht auf mich aufpaßte, würden diese schamlosen Intriganten, die jederzeit versuchen, ihr übles Gepinsel ins beste Licht zu setzen, gar bald machen, daß ich vergessen werde und Hungers sterbe. Lasset Eure Vorhaltungen, die mich nur ermüden, und wisset wohl, daß ich, solange ich lebe und so lange ich kann, keinen Nebenbuhler, keinen Wettbewerber neben mir dulden werde. Wollt Ihr mir dabei behilflich sein, ja oder nein?
ARETINO: Ihr müßt mir einräumen, daß Ihr ein

schrecklicher und erbarmungsloser Mensch seid. Wieviel Kummer habt Ihr nicht über Giorgione gebracht! Er starb daran! Während Eures Lebens, dem Gott glücklicherweise lange Dauer verlieh, habt Ihr zahlreiche Meisterwerke geschaffen, aber nicht weniger auch Niederträchtigkeiten gegen Eure Feinde begangen. Und wer sind Eure Feinde? Ihr selbst habt es klar ausgesprochen. Jedermann, wer immer in Venedig den Pinsel führt.

TIZIANO: Ich werde Euch zwei Rotstiftzeichnungen schenken; sie sind hier in dieser Mappe, und jede ist mindestens vierzig Goldtaler wert. Ich werde sie Euch schenken, aber Ihr werdet mir helfen, diese Sache mit dem Paris Bordone nach meinem Geschmack zu ordnen. Ich will, daß man ihm den Auftrag, die Franciscaner-Kapelle auszumalen, entzieht.

ARETINO: Ihr schenkt mir diese beiden Zeichnungen?

TIZIANO: Ich werde sie Euch geben, und ich meine, das ist ein ansehnliches Geschenk.

ARETINO: Alles in allem geht es mich wenig an, ob dieser Bordone seinen Weg macht oder nicht. Es ist nicht meine Sache. Ich werde gegen ihn schreiben und überdies mit dem Kirchenvorstand sprechen.

TIZIANO: Gut, das wäre also abgemacht. Macht Euch unverzüglich ans Werk. Ich für meinen Teil werde mich an den Dogen wenden; wenn es mir gelingt, diesen unverschämten Burschen wegjagen zu lassen, so wird das ein glänzendes Geschäft werden.

ARETINO: Was ich an Euch liebe, ist, daß Ihr in Euerm Alter so entschlußkräftig, so angriffslustig seid wie ein junger Mann.. Es ist keine gute Sache, Euch zu reizen, und ich habe darum die Absicht, Euch in einer Schrift zu behandeln, die in der Manier Plutarchs eine Parallele aufstellt.

TIZIANO: Mit wem, ich bitte Euch, wollt Ihr mich denn vergleichen?
ARETINO: Mit Michel-Angelo.
TIZIANO: Das ist ein guter Einfall; Ihr müßt das zu Papier bringen, sei es in Prosa, sei es in Versen, und in ganz Europa verbreiten; mein Ruhm würde sich dadurch erhöhen, und ich würde gewiß dadurch einige Bilder verkaufen können.
ARETINO: Ich weiß nicht, ob mein Gedanke restlos zu Eurem Vorteil ist. Im gleichen Ausmaß, indem Ihr älter werdet, steigert sich Eure Härte und Bitterkeit. Es ist nicht sehr ratsam, Euch nahezukommen, mein Freund; nur ich darf es wagen, Euch die Wahrheit zu sagen, denn jedermann hat Angst vor mir, auch Ihr. Michel-Angelo dagegen, den ich noch vor wenigen Jahren als düsteren Menschen und aufrührerisches Temperament kannte, wird von Tag zu Tag sanfter, und im Ausmaß, in dem sein Lebenslauf sich vollendet, steigert er sich fast zu einem Heiligen. Noch ein anderer Punkt überrascht mich; ich kenne Michel-Angelo, aber ich kannte auch Raffaello; Bramante, Sansovino und Andrea del Sarto waren mir vertraut, und ich habe viel über das Leben und die Taten des großen Lionardo erzählen hören. Alle diese Männer hatten und haben noch, soweit sie am Leben sind, ihr ganzes Denken unter die Herrschaft wahrhaft großer Ideen gestellt Sie sind bewunderungswürdige Maler, aber auch Philosophen; sie lieben es, die Grundfragen abstrakter Art zu durchdenken, sie sprechen von der Schönheit wie Liebhaber, die schon beglückt sind, den Gegenstand ihrer Leidenschaft entschleiert, wenn auch in blaue Himmelsfernen entrückt, erschaut zu haben. Euch habe ich niemals irgendwie begeistert gesehen. Ihr seid zweifellos der bewunderungswürdigste Maler, den die Welt je hervorgebracht hat, und Michel-Angelo

kann Euch den Platz an seiner Seite nicht verweigern, wenn man davon absieht, daß Ihr im Zeichnen gewisse Schwächen habt. Aber Ihr seid ein Maler, der zwar alles sich angeeignet hat, was die wahre und lebendige Natur an auserlesenen Schönheiten aufzuweisen hat, aber niemals seinen Geist in die Weite schweifen ließ, um ein Ideal zu suchen.

TIZIANO: Ich habe mich wohl davor gehütet. Ich ehre die Verdienste der großen Künstler, deren Namen Ihr eben nanntet, nach Schuldigkeit. Sie haben Bewunderungswürdiges hervorgebracht, aber sie hätten noch mehr geleistet, wenn sie nicht einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit auf wesenlose Traumgebilde vergeudet hätten. Ein Maler muß malen und nicht vom Hundertsten ins Tausendste geraten wie ein Professor auf seinem Katheder. Er muß Leiber, Arme, Beine malen, den Gesichtern, die er wiedergibt, die wünschenswerte Beseelung verleihen, die Farben mit glänzen Lichtern streicheln, sie geschickt mit warmen Schatten umgrenzen, damit sie gut zur Geltung kommen, und um zu den besten Erfolgen zu gelangen, ist nicht nötig zu wissen, was Aristoteles sagte, sondern nur, was ein Modell uns für Probleme aufgibt, das man nachher mit ein paar Kupfermünzen ablohnen kann. Und man muß eine Werkstatt mit günstiger Beleuchtung haben.

ARETINO: Raffaello zog es vor, die Urbilder seiner Madonnen aus den Gesichten seiner Träume zu nehmen . . . und sein Geist, den er durch das Nachdenken veredelt und mit Bildern, Linien, Gestalten von wunderbarer Schönheit bevölkert hatte, unter denen er wählen konnte, schien ihm der beste Führer.

TIZIANO: Ich dagegen ziehe es vor, meine Madonnen auf der Straße zu finden und sie auf der Leinwand, auf die ich ihr Ebenbild verpflanze, alle Pracht wirk-

lichen Lebens ahnen zu lassen. Ich verdopple so das Dasein der Geschöpfe Gottes, indem ich sie, so wie sie sind, mit allem was sie bewegt, in ihrer ganzen Wahrheit, in die Welt der Farben und des Lichtes entrücke, mit dem die wirkliche Sonne sie durchleuchtet. Daß ich sie so wiedergebe, wie ich sie bekam, ist mein Triumph, mein Werk des Sehens und Malens, ich kenne kein edleres.

ARETINO: Verzeiht, Ihr irrt ein wenig. Ich bewundere Euch, zweifellos, Messer Tiziano, wie man Euch bewundern muß, aber trotzdem bin ich gewillt, den Künstlern von Rom und Florenz die Achtung zu zollen, die ihnen nicht minder gebührt. Ihr wißt selbst, wessen sie Euch beschuldigen, Ihr wißt, daß Michel-Angelo ihr Wortführer ist. Sie beschuldigen Euch, in jungen Jahren nicht lange genug studiert zu haben, bis Ihr angefangen habt zu malen; davon leiten sie die geringe Genauigkeit Eurer Zeichnungen her, durch welche die Werke Eures Genies im Werte herabgesetzt werden.

TIZIANO: Ich lache über diese kindische Verleumdung; ich zeichne ebensogut wie die Natur selbst.

ARETINO: Gerade das ist es, was Euch die Meister zum Vorwurf machen. Ihr zeichnet so gut wie die Natur, aber nicht besser. Die Natur deutet wohl an, was man wiedergeben muß, um die Schönheit darzustellen, aber sie gibt es nicht selbst; sie ist immer in nächster Nähe . . . sie schwelgt in unnötigen Einfällen; ihre Schöpfungen sind immer in irgendeinem Belang mangelhaft, und sei es nur durch eine gewisse Gewöhnlichkeit, die ihr immer, sogar in ihren vornehmsten Meisterstücken, anzumerken ist. Man muß nicht einfach nachbilden, was sie hervorgebracht hat. sondern nur auf den Wink achten, den sie uns gibt. Seht, darum auch sind die Maler von Florenz und Rom groß, weil sie stets das Werk vor Augen haben, das

die Natur ahnen läßt, nicht die Wirklichkeit, welche sie liefert.

TIZIANO: Zweifelt nicht, Messer Pietro, daß ich Eure Lehren begreife. Ich habe sie selbst geprüft und nach allen Seiten hin erwogen. Aber wißt Ihr auch, daß es eine gefährliche Anmaßung ist, die Hand des einzigen Führers, dem der Künstler sich anvertrauen kann, loszulassen und in den ungewissen Traumländern der Phantasie umherzuschweifen, in welchen uns jener Führer verläßt? Ich bewundere Raffaello, ich bewundere Michel-Angelo, aber wer dürfte wagen, ein Gleiches zu wollen wie sie? Betrachtet doch ihre Schüler! Diese sogenannten Anbeter des Ideals haben bereits jetzt begonnen, im Dunkeln umherzuirren, und die Bilder, die sie malen, zeigen das Ergebnis ihres Übermuts. Sie wollen Besseres hervorbringen als die Natur, sie wollen die Natur überbieten, aber sie geben uns nichts als Mißgestalten, verzerrte Wesen, denen es am warmen Hauch wirklichen Lebens gebricht. Seid überzeugt, daß dieses sich immer mehr und mehr verschlimmern wird; ich aber glaube, daß man sich nie so täuschen kann, wenn man so tut wie ich tue, und ich bin nicht geneigt, mich von meinem Wege fortlocken zu lassen. Ich bin der größte Porträtist, den die Welt jemals sah, und meine Nachfolger werden nur meinem Beispiele zu folgen haben, um volle Anerkennung zu verdienen.

ARETINO: Ich habe nicht geleugnet, daß Ihr bewunderungswürdig seid.

TIZIANO: Ihr laßt mich merken, daß Ihr mich für geringer haltet. Ihr täuscht Euch. Ich stehe niemandem nach, und es ist durchaus recht und billig, daß der Kaiser und mit ihm alle Könige der Erde und so viele große Herren die Leinwand, auf der ich meine Bilder male, mit Gold bedecken. Im Grunde, Meister Pietro, gibt es kein anderes Maß des Verdienstes als

das, wieviel Bilder ein Maler verkauft und wie hohe Preise er dafür fordern kann. Das ist wahrlich auch der Geschmack unserer Zeit und er ist gut. In meiner Jugend mißachtete man diese Wahrheit und besonders Eure Lieblinge waren es, die sich gerne als uneigennützig aufspielten. Ihre Schüler und ihre Nachfolger sind von dieser Narrheit abgekommen. Sie hängen mit ihrem Herzen am Dukatengold und sie arbeiten für Geld, wie Ihr, wie ich ... und ich gebe ihnen recht hierin.
ARETINO: Das Geld ist eine schöne, eine gute Sache; in hinreichender Menge in der Börse gesammelt, gibt es die hübscheste Musik, die je einem Ohre schmeichelte. Aber es ist doch angenehm, über die Urgründe der Kunst nachzusinnen. Alles in allem gibt es sicher mehr Leute auf der Welt, die geneigt sind, Eure Methode anzuerkennen, als solche, die an der Eurer Rivalen Geschmack finden.
TIZIANO: Der Ruhm wird nur zum Beifallssturm durch die Menge derer, die applaudieren.
ARETINO: Michel-Angelo würde Eurer Meinung nicht beipflichten.
TIZIANO: Michel-Angelo ist ein finsterer Mensch, der die Wonnen des Daseins nie gekostet hat . . . Doch lassen wir das und versäumt nicht, Euer Wort zu halten und die Keckheit des Paris Bordone und meiner andern Feinde zu strafen.
ARETINO: Ich mache mich unverzüglich ans Werk. Laßt mir dies Blatt Papier; mit einigen Zeilen, die ich darauf kritzle, verleihe ich Erfolg oder Untergang, Ehre oder Schmach, Leben oder Tod, ganz wie es mir gefällt; ich brauche nicht einmal Talent dazu; nichts habe ich mit der Wahrheit zu tun; ich bediene mich nur der Eselsohren der neugierigen Menschheit; seht Ihr dies Blatt Papier da? Es wird, beschrieben, gleich einiges Geld wert sein.

Brüssel

1555.

Der Palast.

Das Arbeitszimmer des Kaisers. Karl V., der Infant Don Filippo, König von England und Neapel, steht vor seinem Vater; dieser sitzt in einem Lehnstuhl aus schwarzem Leder.

KARL V.: Damit ich in Ruhe mit Euch sprechen kann, wollet Euch setzen und Euer Haupt bedecken, Infant Don Filippo.

(Der Infant gehorcht.)

Gewisse Pläne, die ich seit einem Jahre bei mir erwog, sind nun zur Reife gediehen, und der Moment ist gekommen, Euch ins Vertrauen zu ziehen. Ich gedenke, die Macht, die der Himmel in meine Hände gelegt hat, zurückzulegen und Euch meine Kronen zu übertragen.

DON FILIPPO: Eure Majestät hat ohne Zweifel triftige Gründe für einen so schwerwiegenden Entschluß.

KARL V.: Ich bin krank und geschwächt . . . ich bin müde. Wenn ich bedenke, wie so manche Monarchen herrschen und geherrscht haben, finde ich die Aufgabe sehr hart, die auf meinen Schultern lastet. Übrigens, die Tatsachen sprechen für sich. Um Euch eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie mein Leben verlief, genügt es wohl, daß ich Euch in Erinnerung rufe, wie viele Staaten in diesem Augenblick unter dem Zepter unseres Hauses vereinigt sind. Das Reich, Flandern, Burgund, Artois, die spanischen Königreiche sind mit Neapel, Mailand und Sardinien zu einem gewaltigen Ganzen vereinigt. Durch Eure Heirat mit Königin Marie ist England diesem ungeheueren Gebäude eingegliedert; meine Fahne weht von den Festungen Afrikas, und das unbegrenzte Gebiet Neu-

Indiens gehorcht widerstandslos meinen Gesetzen. Um eine derartige riesenhafte Maschine in Gang zu halten, zu befestigen und zu vervollkommnen, mußte ich mein Leben ununterbrochen mit Reisen ausfüllen. Ich bin neunmal in Deutschland gewesen, sechsmal in meinen spanischen Gebieten, viermal in Frankreich, siebenmal in Italien, zehnmal in den Niederlanden, zweimal in England, ebensooft in Afrika. Elfmal haben mich meine Schiffe über die Wellen des Ozeans hinweggetragen, das mir minder unruhig schien als die Wogen dieser endlosen Unruhen, die ich beständig bewachen mußte. Ich wiederhole Euch, ich bin müde, und Ihr werdet meinen Platz einnehmen.

DON FILIPPO: Gott sei davor, daß ich meinen Gehorsam zur Rede stelle! Ich bin zu fest überzeugt von der Festigkeit Eures kaiserlichen Willens, um auch nur den geringsten Versuch einer Widerrede zu wagen.

KARL V.: Ihr habt recht, den Gehorsam, den heiligen, großen, allmächtigen Gehorsam zur Richtschnur Eures Lebens zu machen. Ihr werdet ihn von nun an von den andern zu fordern haben, und es ist nur recht und lobenswert, daß Ihr Euch in diesem Augenblick seiner erinnert. Ihr habt die beiden Achsen richtig erkannt, um die sich die Welt zwangsläufig dreht, und wenn ich vor meinem höchsten Richter, vor dessen Stuhl ich dereinst treten werde, irgendein Verdienst geltend machen kann, so wird es das sein, diesen natürlichen Ablauf der Dinge erleichtert zu haben. Alles muß von nun an für dich sein: Befehl und Unterwerfung. Es bleibt ungeheuer viel zu arbeiten, um die Herrschaft dieser beiden Prinzipien zu festigen und allenthalben das absolute Schweigen durchzusetzen; aber ich habe schon viel erreicht. Als ich die Führung meiner Völker übernahm, war, wie die Geschichte Euch bestätigen wird, alles in voller Verwirrung, sinn-

widrige Sitten, Gesetze, Vorrechte und Freiheiten verbreiteten ihren Geist der Anarchie über alle Länder der Christenheit; die Adeligen gaben Befehle, die Bürger verweigerten den Gehorsam, ja sogar die Bauern in ihren Dörfern redeten und erhoben Anspruch darauf, daß auch ihre Meinung gelte! Italien, verwirrter als alle anderen Länder, von Wissenschaften und schönen Künsten betört, schrie, brüllte und sprach von Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, indem es die absurdesten Verrücktheiten mit den ansprechendsten Namen belegte, ja es bedrohte sogar den Bestand der heiligen Kirche. Deutschland, plumper und bockbeiniger als seine glänzende verderbte Schwester, übertraf sie noch; durch die abscheulichen Pamphlete seiner Gelehrten bereitete es die lutherischen Greuel vor. In einem solchen Augenblick mußte die Christenheit naturgemäß ihr Heil bei den Nachfolgern Sanct Petri suchen. Aber zum Unglück war hier das Übel am besten gediehen. Das Papsttum selbst wandte sich vom Glauben ab und gefiel sich darin, die gefährlichen Erfindungen des neuen Geistes zu fördern. Wundert Euch also nicht, daß Franz I. und Heinrich VIII. bei sich die lutherischen und calvinistischen Greuel ausbrechen sahen; sie sind, wie Leo X. und Clemens VII. deren verpestendem Einfluß erlegen; sie haben sich wenigstens für einen Augenblick von diesen Ideen betören lassen, die ihnen Vorteil einzubringen schienen, die aber in Wahrheit für die Monarchien nicht weniger tödlich sind als für die Religion. Es war zu spät, als sie die Gefahr erfaßten und zu bekämpfen unternahmen; ihre Staaten waren bereits verpestet. Ich für meinen Teil habe nicht einen Tag lang gezweifelt, und von der ersten Minute an, da das Übel sich bemerkbar machte, habe ich es verurteilt und mit den schärfsten Waffen bekämpft. Ihr wißt, wie ich ursprünglich

darauf verfiel, das schnellste der Heilmittel zu versuchen und die Kirche durch sich selbst zu heilen. So setzte ich Hadrian auf den Stuhl der Apostel. Er starb knapp nach seiner Thronbesteigung, und die Kardinäle, trunken von dem wollüstigen Rausch, in dem ganz Italien schwelgte, wollten die nötige Zucht nicht auf sich nehmen. Sie warfen mir, entgegen allen meinen Bemühungen, Clemens VII. entgegen, der übler war als sein Vetter. In dieser allerschwersten Lage machte ich selbst vor den äußersten Entschlüssen nicht halt; ich zwang den Papst, Papst zu sein und seinen vorgezeichneten Weg zu gehen; ich erhob das Schwert des Reichs gegen seinen Krummstab und schlug Clemens VII. aufs Haupt. Ich bemächtigte mich Roms. Ich gab Florenz einen Herrn. Ich verjagte die Franzosen für immer aus Mailand; schließlich traf ich Italien zu Tode . . . Beachtet dies besonders, Don Filippo, und Ihr werdet einsehen, daß diese letzte Tat Eure Aufgabe einzigartig erleichtert. Auf der ganzen Halbinsel herrscht jetzt tiefes Schweigen. Setzt mein Werk fort. Vergeßt nie, daß Ihr Eure Herrschaft und das Heil Eurer Seele gefährdet, wenn Ihr das System der Herrschaft ändert.

DON FILIPPO: Ich habe Eurer Majestät mit andächtigster Aufmerksamkeit zugehört. Ich kann Euch entgegnen, daß ich mit in der Hauptsache in der Erhaltung des bedingungslosen Gehorsams bis an mein Lebensende keinerlei Vorwürfe zu machen haben werde. Ihr überlaßt mir zweifellos eine durch die Unterwerfung Italiens sehr erleichterte Aufgabe. Was ich aber über alles hochschätze, sind die beiden wesentlichsten Schöpfungen Eurer Herrschaft, die verschärfte Inquisition und die Gründung der Gesellschaft Jesu. Unter Benutzung dieser beiden Instrumente, die im Geiste strengsten Gehorsams gehärtet worden sind

und deren ich mich soviel wie möglich zu bedienen gedenke, wird es mir möglich sein, darin fortzufahren, nach Eurem Beispiel die Kirche zu fördern, ohne ihre Beihilfe in Anspruch zu nehmen. Die politische und insbesonders die religiöse Ketzerei auszurotten. Von nun an ist Italien nichts. Spanien ist alles. Es wird keinen andern Widerpart haben als Frankreich . . . und da aber der Kampf, den Ihr gegen diese Macht geführt habt, von Tag zu Tag unerbittlicher geworden ist, wird einer von den beiden Kämpfern auf dem Platze bleiben müssen. Entweder Spanien oder Frankreich. Ich sehe ein Fürstenleben vor mir, das nicht angenehmer sein wird, als das Eure war . . .

KARL V.: Die Arbeit wird Eure Tage verschlingen, so wie sie die meinen verschlang. Aber wir beide, Ihr und ich, wir sind nur Diener des Kreuzes und des Zepters, und in gewissem Sinne Mönche, Brüder eines Ordens, dessen Mitglieder nur eine geringe Zahl ausmachen; aber das Ziel ist unerhört weit gesteckt, die Ordensregel muß also ungewöhnlich streng sein. Die Mönche, Ihr wie ich, deren Kloster ein Palast, deren Zelle ein mit Gold und Bildern überreich geschmücktes Gemach, deren Kutte bald ein harter Panzer, bald ein Samtmantel ist . . . Diese Mönche leben und werden immer inmitten des vermeintlichen Prunks leben wie ihre armen Mitbrüder in den Klöstern, die auf Strohbündeln schlafen. All der Glanz, der uns umgibt, ist leeres Stroh für Euch und für mich, und die asketische Strenge unserer Gedanken führt die täuschenden Freuden der Erde auf ein niedrigstes Nichts zurück. Diese Freuden, diese elenden Vergnügungen, dieser verächtliche Glanz, diese schändliche Vornehmheit hat kein Land, kein Jahrhundert höher entwickelt als Italien. Nun, ich habe meinen Fuß auf Italiens Nacken gesetzt; Ihr werdet dasselbe noch einmal tun, wenn

Ähnliches sich wiederholt oder droht, sich zu wiederholen. Die Welt lebt nicht so sehr von Brot als von Züchtigung. Lasset Eure Untertanen diese Wahrheit nie vergessen.
DON FILIPPO *(mit traurigem Lächeln):* Sündhafte Heiterkeit ist nicht unter meinen Pflichten vorgesehen, aber, wie ich glaube, ist sie auch meinem Charakter fremd. Ich bitte Eure Majestät darauf zu vertrauen, daß ich alles, was auch nur einem leichten Vergnügen meines Geistes ähnlich sein könnte, auf die Zeit meines ewigen Lebens vertagen werde, auf daß ich dieses um so sicherer verdiene. *(Don Filippo grüßt und zieht sich zurück.)*

Rom

1559.

Die Werkstatt der Zuccheri.

Taddeo und Federigo Zuccheri, Girolamo Siciolante, Orazio Sammacchini, andere junge Maler. Alle arbeiten mit höchstem Eifer, die einen grundieren gewaltige Leinwandflächen, andere malen an auf Gerüsten aufgestellten Schmuckgeräten, wieder andere beendigen Bilder von verschiedener Größe.

FEDERIGO: Ich kümmere mich weder um die Natur, noch um das Ideal, wenn man sich mit solchen Späßen vergnügt, stirbt man Hungers. Es kommt nur darauf an, sich eine bestimmte Manier zurechtzulegen; habt Ihr die, so malt rasch und viel; so werdet Ihr zu Geld und Ansehen gelangen.
TADDEO: Schafft das Porträt fort, es ist fertig! Wißt Ihr übrigens, wie weit Baroccio und Durante del Nero mit der Palastfassade sind, die ihnen der Kardinal Farnese in Auftrag gegeben hat?

SAMMACCHINI: Sie sind zumindestens schon sehr weit vorgeschritten, wenn die Arbeiten überhaupt nicht schon beendigt sind. Sie arbeiten wie Sklaven, in acht Tagen haben sie vier nackte Figuren von je fünfundzwanzig Fuß Höhe fertiggestellt.
FEDERIGO: Das sind brave Künstler. Viel und rasch, alles ist in diesem einen Lehrsatz enthalten. Wie herrlich ist die Rolle, die fleißige Maler, tüchtige Bildhauer, unerschrockene Architekten heutzutage in der großen Welt spielen können. Man kümmert sich um nichts in der Welt als um uns, man befaßt sich weder mit der Politik, noch mit der Religion; nur von den Künsten ist die Rede. Mein Vater erzählte mir, daß Italien seinerzeit ununterbrochen in Flammen war, man schlug sich wegen jeder Nichtigkeit; jedermann hatte tausend Interessen zu verteidigen. Heute ist das Leben ruhig, man verdient sein Geld und hat nichts zu wünschen. Wem verdanken wir das? Dem Kaiser und seinen Armeen, die diese wunderbare Ordnung eingeführt haben.
TADDEO: Ach was! Ich hatte alles mögliche zu wünschen, als ich bei Giovampiero di Calabria damit beschäftigt war, ihm seine Farben anzureiben, und seine Frau mich elend prügelte und dabei Hungers sterben ließ.
FEDERIGO: Man muß mit ein wenig Ärger anfangen, aber ein großer Künstler wird sich dadurch nicht entmutigen lassen. Es gibt heute tausend Arten, die früher unbekannt waren, sich aus der Not zu retten. Die einen nehmen bei irgendeinem Kardinal oder Edelmann eine Stelle als Hausmaler an, sie werden anständig angezogen und an der Pagentafel beköstigt; andere gehen nach Frankreich, nach Deutschland, nach Spanien und machen für die Barbaren Arbeiten, die sie ihnen zu irrsinnigen Preisen anhängen. Ist

einer aber erst ein wenig berühmt, so gibt es keinen guten Bürger, der nicht vor ihm auf die Knie fallen zu müssen glaubt, um irgendein Meisterwerk zu ergattern. Als Beispiel möge Euch unser wackerer Postmeister, Mattiuolo, dienen, der dir, Taddeo, den Auftrag gab, die Fassade seines neuen Hauses in Schwarz-Weiß zu bemalen, und Gott weiß, daß du ihm die drei Szenen aus dem Leben Mercurs, die du ihm gemalt hast, nicht zu billig berechnet hast.

SICIOLANTE: Das ist durchaus wahr, was Ihr da sagt, Meister. Aber beachtet wohl, daß es auch allerlei Ärgerlichkeiten gibt, die noch vor wenigen Jahren unbekannt waren.

FEDERIGO: Und die wären, ich bitte dich —?

SICIOLANTE: Seinerzeit kauften die Fremden unsere Bilder und nahmen uns in ihre Heimat mit, um ihre Bauwerke auszuschmücken. Jetzt haben diese Wilden gelernt zu malen. Ihr seht auf dem Pflaster Roms Franzosen, Flamländer, Spanier, die uns unsere Kniffe wegnehmen.

SAMMACCHINI: Man hat schon oft einen von diesen Eindringlingen mit einem Messerstich bedacht; aber trotzdem ist ihre Zahl im Wachsen, und schließlich werden wir darunter leiden, das ist wahr.

TADDEO: Der Papst und die Adeligen sind schuld daran. Sie haben den pflichtgemäßen Respekt vor dem großen Stil vergessen und wollen nur Neuigkeiten. Ein Kardinal sagt Euch ganz freundlich: Kommt doch zu mir, Ihr werdet da ein einzigartiges Bild zu sehen bekommen; es stellt etwas Wunderbares dar! Die Ausführung ist überaus feurig. Es ist ein Affe, der auf einem Einhorn reitet und einen Fisch frißt! Ein jüngst eingetroffener Flamländer hat es gemalt! Unverzüglich laufen alle Dummköpfe zu dem Flam-

länder, und in sechs Monaten will man nur mehr Affen, Einhörner und Fische.

(Der Architekt Francesco di San Gallo tritt ein.)

SAN GALLO: Guten Tag, Meister Taddeo. Guten Gruß, Federigo.

TADDEO: Guten Tag, Meister. Ihr seht aus wie einer, dem es gut geht; ich freue mich dessen.

FEDERIGO: Was hast du denn nur? Du ziehst die Stirn in Falten. Ärgert dich etwas?

SAN GALLO: Man sollte sich wohl ärgern. Dieser alte Buonarotti läßt mich keinen Tag in Ruhe. Weil dieser Narr irgendeinmal Talent hatte, will niemand einsehen, daß sein Verstand jetzt beim Teufel ist und daß er nur Dummheiten ausheckt.

FEDERIGO: Es ist eine Schande, zu sehen, wie er heute noch, in seinem Alter, jungen Künstlern das Arbeitsfeld streitig macht. Er gehört schon lange unter die Erde, dieser Michel-Angelo.

SAN GALLO: Er wird gerade noch Zeit genug haben, die Kuppel der Peterskirche vom Grund bis zum Scheitel zu verderben. Ich habe meine Mühe, den Papst und die Kardinäle zu warnen, ich finde keinen Menschen, der Mut genug hätte, diese alte Berühmtheit in Lumpen zurückzudrängen.

FEDERIGO: Man hat Angst vor ihm! Er ist ein großer Tyrann und sehr unverschämt! Und was für ein kurzer und stumpfer Verstand . . . Ich habe ihm meine neue Methode begreiflich machen wollen, welche die Kunst allen vernünftigen Menschen erschließt. Er fand es passend, darüber zu lachen. Die Wahrheit ist, daß er nicht imstande war, etwas davon zu erfassen.

SICIOLANTE: Man müßte uns erlösen von diesen Alten. Mag sein, daß sie zu ihrer Zeit etwas zustande brachten. Aber von wahrer Größe, von wahrer Fein-

heit und Liebenswürdigkeit hatten sie nie einen Schimmer.

SAN GALLO: Es ist unbestreitbar. Dieser Schuft von einem Buonarotti ist ein Tyrann, dabei bleibe ich! Er wiederholt immer wieder, daß er seit siebzehn Jahren an der Kuppel der Peterskirche arbeitet. Als ob das ein Argument wäre.

FEDERIGO: Es ist ein Argument dafür, ihn rasch hinauszuwerfen! Soll er doch seinen Platz jungen Leuten abtreten, die sich beeilen müssen, sich Geld und Ruf zu machen! Man müßte ihm verbieten, überhaupt einen Pinsel, einen Meißel oder Zirkel anzufassen!

(Pirro Ligorio, ein Architekt, tritt ein.)

PIRRO LIGORIO: Ihr habt recht. Der Buonarotti verfällt immer mehr in Kinderei. Wir werden wohl schließlich alle Welt davon überzeugen, trotz Vasari, trotz Salviati, trotz der andern alten Sünder, die von seiner früheren Zeit übriggeblieben sind! Ich möchte Euch ein Geschäft vorschlagen: Der Kardinal sendet mich zu Federigo, um ihm Bilder eines flämischen Malers zu zeigen, die er kaufen will.

SICIOLANTE: Hört ihr's? Welche Dummheit! Die Pest soll Euern Kardinal packen! Ist in Italien Mangel an Malern?

PIRRO LIGORIO: Was wollt Ihr? Es ist die Krankheit unserer Zeit. Es handelt sich um vier Bilder von Willem Key, drei des Anton Moor aus Utrecht und eines Wandbehangs von Martin de Vos aus Antwerpen. Ich will Euch, des Trostes halber, sagen, daß ein deutscher Edelmann seinen Hofmeister hierhergeschickt hat; ich habe diesen würdigen Herrn bereits kennengelernt. Er hat Auftrag, vierzig Bilder in allen möglichen Größen für seinen Herrn zu kaufen. Er wird gut zahlen. Seid ihr dabei?

ALLE KÜNSTLER: Ausgezeichnet, Ligorio, natürlich sind wir dabei!
PIRRO LIGORIO: Vorwärts also, Federigo; das Geschäft mit dem ehrenwerten Deutschen werde ich keinesfalls später als heute abend für Euch alle in Ordnung bringen!

1560.

Ein Saal im Palazzo Colonna.

Donna Vittoria, Marquesa de Pescara, schwarz gekleidet, liest an einem kleinen Ebenholztisch, auf dem eine Lampe aus Silber steht. Zwei Ehrendamen und eine Hofmeisterin in großen Hauben nähend im Hintergrund des Raumes. Im Kamin lebhaftes Feuer, in dem die Scheite knistern. — Ein bediensteter Edelmann tritt ein.

DER EDELMANN: Gnädige Frau, Herr Michel-Angelo steigt eben die Treppe herauf.
DIE MARQUESA: Gut, leuchtet ihm! *(Sie erhebt sich und wendet sich dem Eingang zu. Michel-Angelo erscheint oben im Vorraum, vor ihm gehen Pagen in der Livrée der Familie Avalos, die Fackeln tragen.)* Guten Abend, mein Freund. Wie fühlt Ihr Euch an diesem etwas kühlen Abend?
MICHEL-ANGELO: Ich küsse Eurer Excellenz die Hände. Ich fühle mich besser, als ein Greis es hoffen dürfte.
DIE MARQUESA: Ich hoffe, Ihr seid nicht allein gekommen.
MICHEL-ANGELO: Nein; seit Ihr es mir verboten habt, nach Belieben und allein auszugehen, tue ich es nicht mehr. Antonio hat mir mit seiner Laterne bis zur Tür des Palastes geleuchtet, und da traf ich

Eure Leute, die mich wie einen großen Herrn behandelten.
DIE MARQUESA: Setzt Euch hier zum Kamin . . . Wartet . . . in den Lehnstuhl da . . . Caterina . . . nichts zu tun für Euch, ich werde Michel-Angelo bedienen . . . gut, nähert Eure Füße dem Feuer.
MICHEL-ANGELO *(sitzend):* Ich lasse Euch gewähren, Frau Marquesa, ich lasse Euch alles tun . . . eine Seele wie die Eure ist der Gipfel der Größe, und dieser Gipfel ist die Güte!
DIE MARQUESA *(lächelnd):* Wenn das wahr wäre, würde ich mich bemühen, den Armen zu dienen und, wie unser göttlicher Heiland, die staubigen Füße der Bettler zu waschen. Aber Michel-Angelo zu bedienen bedeutet wahrhaftig keine Erniedrigung.
MICHEL-ANGELO: Wer, der Euch hörte, müßte nicht darauf verfallen, alles mögliche zu glauben, was nicht wahr ist. Öffnet Eure Augen, Marquesa, was seht Ihr? Ein durch das Alter schwer gebeugtes Wesen, von allen Schwächen des Greisentums befallen, das nicht ohne Plage seine hageren zitternden Finger nach der Wärme des Ofens streckt . . . Was seht Ihr noch! Wenige Haare, weiße Haare auf einer Stirn, die zu Elfenbeinbleiche erblaßt ist, welke und eingefallene Wangen . . . Augen, die nicht mehr aussprechen können, wovon das Herz überquillt . . . Ihr seht eine Ruine, Marquesa, eine menschliche Ruine, und das will sagen, die kläglichste, unheilbarste aller Ruinen.
DIE MARQUESA: Wenn Ihr so sprecht, ist es, als ob Ihr ein Gemälde maltet und Ihr gestaltet es so machtvoll wie Euer Gedanke ist. Dieser Greis, den Ihr vor meinen Augen zu einem schwächlichen Nichts herabzuwürdigen meint, erhebt sich vielmehr und steigert sich durch die Fruchtbarkeit seines Geistes . . . doch nein, Ihr täuscht Euch; das ist kein Bild, das ich vor

Augen habe, sondern die Wirklichkeit, und ich könnte mir nichts vorstellen, was mit ihr an Größe und Reiz wetteifern könnte.

MICHEL-ANGELO: Ja, Ihr betrachtet diesen zweifachen Unbestand der Materie, die sich auflöst, und der unsterblichen Seele, die sich anschickt, jene von sich zu stoßen, und in den Schoß der göttlichen Unendlichkeit zu fliehen.

DIE MARQUESA: Mir will scheinen, ich sehe da vor mir, an meiner Seite, in dem engen Kreis, den mein Blick auszumessen vermag, einen jener Sterne, die Dante in so geringer Zahl bis in den Kreis der Auserwählten seines schimmernden Paradieses aufsteigen läßt und deren Funkeln er lebendig nennt; sie sind dem göttlichen Lichtdreieck am nächsten, und seinem Licht entlehnen sie ihren Glanz. Ihr seid nichts als Michel-Angelo, Ihr besteht und werdet immer bestehen, so wie jener ätherischste, tatenreich überschwelgende Teil menschlicher Geisteswesen, die sicheren und untrüglichen Führer durch die Welt, nie aufhören werden zu bestehen.

MICHEL-ANGELO: Ja, bald werde ich die Erde verlassen! Schon gärt der Saft in meinem Innern und sprengt die verbrauchte Rinde des Baumes . . . der Keim zersprengt die Hülse, die ihn umschlossen hält; das Samenkorn, das seine Reife erreicht hat, schwillt auf, um der absterbenden Kapsel zu entsteigen . . . ich habe hier unten lang genug gelebt und ich flehe den Herrn an, seinen Diener zu sich zu rufen.

DIE MARQUESA: Seid Ihr des Lebens müde?

MICHEL-ANGELO: Im Gegenteil, ich bin begierig danach. Ich möchte die Glieder meines wahren Wesens befreien von jenem Fleisch, das sie nur hemmt. Ich dürste nach der höchsten Freiheit meines Seins . . . ich hungere nach dem, was mir meine

Ahnungen verheißen; ich dränge, rasch zu erblicken, was ich bis jetzt nur gedanklich fasse. Ja, wenn ich hier unten, auf Erden, einen Teil jener Wahrheiten, die ich verstand, zum Ausdruck bringen konnte, was mir nicht gelingen wird, zu erreichen, wenn dereinst die öden Felswände, die mich hier umspannen, für immer in die Tiefe der Vergangenheit versunken sind. Nein, nein! Das ist nicht der Tod, den ich kommen fühle, es ist das Leben, von dem wir hier unten nur Schatten erkennen und das ich bald ganz besitzen werde.

DIE MARQUESA: Ich denke wie Ihr. Wir sind zwei durchaus verschiedene Naturen, mein Freund. Ihr seid Michel-Angelo. Ich bin nur eine Frau, die begreift, die immerhin genug begreift, um den Abstand zu messen, der mein Mitverstehen von Eurer unbezähmbaren Kraft trennt. Ihr habt viel für die Welt getan, und wenn Ihr bloß glaubtet, den Ton für Eure Bildwerke zu kneten, habt Ihr in der Tat der allgemeinen Kenntnis neue Formen und Möglichkeiten des Ausdrucks erschlossen, die nie geahnt worden waren. Doch was habe ich getan? Ich liebte jemand sehr, der nicht mehr ist . . . und ich habe Euch, Euch selbst sehr geliebt, das ist alles.

MICHEL-ANGELO: Ihr habt also soviel wie ich getan, genau so viel. Solange Don Fernando d'Avalos unter uns weilte, Italien, den Soldaten, dem Volk ein Sinnbild edler Haltung, die strahlte von der Größe seines Namens, der Höhe seiner Geburt, der Reinheit seiner Tugenden, dem Licht seines kriegerischen Genies . . . solange der Himmel Fernando d'Avalos, den unvergleichlichen Marques de Pescara, Euern edlen Gatten, unter uns weilen ließ, habt Ihr ihn geliebt und Ihr seid in seiner Liebe so ruhmvoll beglückt gewesen, wie es einer Frau, einer weibgeborenen Menschenfrau

gegeben ist, sich glücklich zu wissen. Glaubt mir: es war ein vornehmes Werk, dem Ihr oblagt, und die Tugenden, die durch die Freuden solcher Liebe schrittweise in Euch entwickelt und vollendet wurden, waren gewiß ein Meisterwerk menschlichen Werts . . .

DIE MARQUESA: Ich habe darüber nachgedacht, und ich glaube, Ihr irrt. Selbst die Aufopferung, die reine Zuneigung, die unbezwinglichste Liebe zieht sich, solange das Herz befriedigt ist, in sich selbst zurück, freut sich ihrer selbst und atmet und wirkt in einem Kreis, einer Atmosphäre, die eng und allem unzugänglich ist, was nicht zu ihr gehört. Seit ich allein geblieben bin, begreife ich, daß das Glück bis zu einem gewissen Punkt verkleinert. Muß ich es Euch gestehen? Es ist vielleicht die Erkenntnis dieser Wahrheit, die mir in meinem Schmerz den höchsten Trost bringt. Ich habe den, den ich liebte, nicht weniger geliebt, als ich ihn nicht mehr besaß; doch der Kummer und die Einsamkeit haben mir Kräfte gegeben, die ich schöner fand, als die beiden Verdienste, deren Bildern nachzuträumen mir so bequem war; und die Schwierigkeiten selbst, die mich zwangen, meine Kräfte zu vervierfachen, haben in mir vielleicht eine Wandlung vollzogen, die selbst wolkenloses Glück nie erreicht hätte.

MICHEL-ANGELO: Ob der Mensch nur an sich arbeitet oder seine Arbeit auf die unlebendige Materie ausdehnt und dieser Bewegtheit und Leben einhaucht, in beiden Fällen ist sein Werk gleich: Er stellt Vorbilder für Leute seiner Art auf; und man könnte wahrheitsgemäß sagen, im Hinblick auf diese Gleichwertigkeit der Ergebnisse, daß die tugendhaftesten Menschen Polygnot, Zeuxis, Polyclet und Phidias sind, während die vollendetsten Künstler zugleich große Bekehrer und Philisophen und Heilige waren. Wenn es demnach mir für mich gelungen ist, etwas Gutes für

diese Welt zu schaffen und der Allgeist mir neue Fortschritte zu danken hat, dann verweigert mir nicht diesen Ruhm, Marquesa, mich mit Euch zu vergleichen, und gewährt mir zu hoffen, daß wir uns in jenem ewigen Leben auf gleich beschwingten Flügeln einer gleich vollkommenen Seligkeit nähern werden.

DIE MARQUESA: Gut so, Michel-Angelo, möge ich also niemals von einem Geist getrennt werden, der mich so viele Jahre lang so große und erhabene Wahrheiten mit sicherem Blick erfassen ließ; sicherlich ist dies die unerhörteste Gunst, die ich vom Himmel erflehen könnte. Eine machtvolle und liebenswerte Offenbarung hat mich vor allem seit langer Zeit an Euch gerührt. Soll ich Euch davon sagen?

MICHEL-ANGELO: Sprecht, ich bitte Euch darum.

DIE MARQUESA: Allgemein wird versichert, daß das Greisenalter mürrisch und mißgünstig ist, daß alles in seinen Augen sich mit dunklen Wolken bedeckt und daß das sanfteste Gemüt mit den Jahren herb wird. Bei Euch ist genau das Gegenteil eingetreten. Ich kannte Euch grämlich, ungeduldig, reizbar. Ihr waret Eurem eigenen Gedanken so untertan, daß Euch der Genius der andern ein toter Buchstabe schien. Ich sah, daß Ihr niemanden verstandet außer Euch selbst... Im selben Maße, in dem die Kühle des Alters Euer geistiges Wesen anhauchte, ist alles verändert; es scheint, daß Ihr im Gegensatz zu so vielen andern die Fülle und Frische des Lebens, die Reinheit, Sicherheit und Weite des Blicks und die wahre Selbsterkenntnis und Erkenntnis der andern Euch sehr spät erschlossen worden ist.

MICHEL-ANGELO: In der Tat, es ist so. Ich will es gestehen, der Himmel hatte mich bei meiner Geburt mit einer Tatkraft ausgestattet, die im höchsten Gegensatz zu meinem Temperament stand. Ich erriet immer

mehr als ich sah, und ich sah weiter, als ich reichen konnte. Alles, was um mich herum geschah, erschreckte mich. Ich fürchtete, daß meine schon allzu geringen Kräfte zersplittert würden, und zwang mich mit Erbitterung und grimmiger Hartnäckigkeit, alle meine Blicke auf das heilige Ziel zu richten, das zu verfehlen ich Furcht hatte. Während ich meine Hoffnungen, zum Siege zu gelangen, und meine Furcht, zu fallen, sich verdoppeln fühlte, wurde ich gewahr, daß jeder Schritt, so mühevoll, hart, ermüdend er auch sein mochte, mich dennoch dem Ziele näherbrachte. Ich verbrachte mein Leben zwischen Arbeit und Überspannung meiner Kräfte: Ich wollte die Natur in allen ihren vielfachen Sonderheiten mit einem Griff erfassen, ich erkletterte ihre Gipfel, indem ich Hände, Finger, Füße, Knie, den ganzen Körper an jedem erreichbaren Stützpunkte verankerte. Ich war Bildhauer, Maler, Dichter, Architekt, Ingenieur, Anatom; ich habe Colosse in Stein gearbeitet und Figuren in Elfenbein ciseliert; ich habe die Festungsanlagen von Rom und Florenz vermessen, Basteien gebaut, Fronten gezogen und, nicht weit von dem Gebäude, dessen Mauer meine Zeichnung des Jüngsten Gerichts trägt, habe ich die ungeheure Kuppel der Kirche des Apostelfürsten in die höchste Höhe der Atmosphäre hochgehoben. Alles in allem, wenn ich auch nicht alles vollbringen konnte, was ich plante, so habe ich doch sicher ein wenig davon erreicht. Eines Tages sah ich mich höhergestellt, als ich je träumen oder gar ersehnen durfte. Päpste, Könige, der Kaiser, Fürsten erwiesen mir Ehren aller Art. Die Künstler verkündeten mich als den Ersten aus ihrer Mitte, und so hatte ich nichts mehr zu verlangen, weder von mir, denn ich wußte, was ich vollbringen konnte, noch von der Welt, die mir mehr gab, als ich von ihr je erhofft hatte. Da, mitten zwischen

meinen Arbeiten, ist mein Herz zur Ruhe gekommen. Der Zweifel, die Furcht, den Weg zu verlieren, wichen von mir. Ich nahm mir Muße, zu betrachten, anzuerkennen, zu rühmen und zu lieben. Gereiztheit und Ungeduld haben aufgehört, mich in den Sturm der Ungewißheiten hinauszutreiben, und so bin ich, wohl oder übel, zu dem geworden, was ich heute bin, und mußte, um neugeboren zu werden, alt werden, um mich im Alter jung zu finden.

DIE MARQUESA: Ich liebe es an Euch, Michel-Angelo, der Ihr Euch so viel mit der elenden Richtung, nach der der Geist unserer Zeitgenossen strebt, befaßt, daß Euch, Michel-Angelo, der Grad des Verfalls weder Ärgernis noch Haß erregt.

MICHEL-ANGELO: Er flößt mir tiefes, warmes Mitleid ein. Die Welt, die ich jetzt betrachtend sehe, ist ein Gefährte, mit dem ich eine lange gemeinsame Reise tat . . . im Gegensatz zu mir, ist er nun müde, er hat seine Kraft verloren, er wankt und droht am Wegrand zu stürzen, während mich die Hoffnung auf das Leben, in das ich eintrete, verzückt und mit anbetungswürdigen Hoffnungen berauscht! Am Morgen des Jahrhunderts, als wir zusammen diese Reise antraten, war mein Gefährte blühend von Jugendkraft, strotzend von Gesundheit, alle Hoffnungen ließen seine stolzen Blicke aufflammen, die er über den Horizont hinschweifen ließ. Ich zwar zweifelte, er war seiner gewiß. Ich schulde ihm dieses gerechte Urteil: jung, stürmisch, angefault von den wilden, verderbten Jahrhunderten, aus deren Händen er gerade entfloh, hatte er nur einen einzigen Gedanken: ihr Beispiel mit Abscheu zurückzuweisen. Ganz vernarrt in die Kunst, deren Reize er dunkel ahnte, wandte er dennoch der Religion, der Tugend zunächst sein Augenmerk zu. Ich habe, edle Frau, Bruder Savonarola gekannt, und nie wird

der Anblick dieser königlichen Gestalt meiner Erinnerung entschwinden. Ich lebte von seinen Lehren. Sei es, daß er uns zuviel auferlegte, sei es, daß das arme Italien die Kräfte nicht besaß, die es sich selbst zugemutet hatte und daß seine Rechtschaffenheit mit seiner Vorstellungskraft nicht Schritt hielt, kurz, Italien entglitt seinen Händen und blieb in denen des Lasters. Aber dennoch war es sich seiner bewußt, es fühlte seine Überlegenheit gegenüber der übrigen Welt. Es verachtete die andern Länder, gebrauchte deren Hilfskräfte zu seinen eigenen Zwecken; es war für die andern ein Gegenstand der Bewunderung und wußte das. Es fühlte sich groß und träumte nur das eine: noch größer zu werden. Seine Künster . . . ach, Ihr wißt, was sie bedeuteten! Jetzt ist alles vorüber. Das Feuer erloschen. Italien ist nicht mehr. Die, welche wir gering achten durften, werden jetzt unsere Herren. Die Künstler sind entschwunden. Ich bin der letzte Überlebende dieser heiligen Phalanx. Die, welche heute mit denselben Namen des Ruhmes angeredet werden, die wir damals trugen, sind nur frech gewordene Geschäftemacher. Zu sterben fällt nicht schwer . . . Es ist traurig, wir sterben ohne Trost. Es soll uns nicht anfechten! Es gab schöne, gab ruhmwürdige Seelen in diesem Italien, das nunmehr ein Sklavenland und niedergeworfen ist. Ich bedaure nicht, gelebt zu haben.
DIE MARQUESA: Ach, daß ich minder entrückt und lebensfern bin, als Ihr! Ich leide um diesen Ruhm, der uns verläßt und uns sein hartes Lebewohl sagt. Mir scheint, daß wir, die wir von Licht überstrahlt waren, nun in die Dunkelheit hinausschreiten.
MICHEL-ANGELO: Wir lassen Großes hinter uns, herrliche Vorbilder . . . Die Erde ist reicher, als sie war, bevor wir sie betraten . . . Was entschwindet, wird nicht ganz entschwinden. Die Felder mögen

ruhen und einige Zeit brach liegen: Das Samenkorn ruht in der Erde. Der Nebel mag sich ausbreiten, ein grauer, trüber Himmel sich mit Dunst und Regenwolken bedecken . . . die Sonne ist doch darüber! Wer weiß, was wiederkommt?

DIE MARQUESA: Ihr seid müde, mein Freund. Euer Haupt neigt sich zur Brust . . .

MICHEL-ANGELO: Ja, ich bin müde . . . ich will Euch verlassen . . . ich bin neunundachtzig Jahre alt, Marquesa, jede Erregung ermüdet mich ein wenig; wir haben heute abend von so ernsten Dingen gesprochen. Lebt wohl!

DIE MARQUESA: Auf morgen, nicht wahr?

MICHEL-ANGELO: Ja, auf morgen . . . wenn ich noch auf dieser Welt bin . . . und wenn ich nicht mehr da bin, auf Wiedersehen, gnädige Frau!

(Er erhebt sich. Die Marquesa stützt ihn und reicht ihm die Hand.)

DIE MARQUESA: Stützt Euch auf meinen Arm . . . ich will Euch die Stiege hinabgeleiten.

MICHEL-ANGELO: Ich nehme diese Ehre an . . . ich empfange Eure Güte . . . Heute, scheint mir, darf ich sie annehmen. Ich will Euch ein letztes Wort sagen . . .

DIE MARQUESA: Und dieses letzte Wort — mein Freund?

MICHEL-ANGELO: Euch, die ich so sehr liebe, ich segne Euch aus dem Grunde meiner Seele . . . Lebt wohl! *(Er küßt der Marquesa die Hand und entfernt sich.)*

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

BERLIN SW 61 / TELTOWER STRASSE 29

Es erscheinen in gleichem Format und Ausstattung, sämtlich in Halbleder gebunden:

Romane und Dichtungen der Weltliteratur

1 *Goethe, Faust I. und II. Teil und Urfaust.*
2 *Jacobsen, Niels Lyhne.* Roman.*
3 *Scheffel, Ekkehard.* Roman.
4 *Flaubert, Madame Bovary.* Roman.*
5 *Vischer, Auch Einer.* Eine Reisebekanntschaft.*
6 *Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow.* Roman.*
7 *Wilde, Das Bildnis des Dorian Gray.* Roman.
8 *Hoffmann, E. T. A., Die Elixiere des Teufels.**
9 *Heine, Buch der Lieder, Neue Gedichte.*
10 *Lagerloef, Gösta Berling.* Roman.*
11 *Brachvogel, Friedemann Bach.* Roman.*
12 *de Coster, Die Mär von Ulenspiegel und Lamme Goedzak.**
13 u. 13a. *Dostojewskij, Die Dämonen.* 2 Bände*, die nur zusammen abgegeben werden.
14 *Goethe, Gedichte.* Eine Auswahl.
15 *Tolstoi, Die Kreutzersonate.* Mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann und sechs Lithographien von Prof. Steiner-Prag.*
16 *Dickens, Oliver Twist.* Roman.*
35 *Storm, Die schönsten Novellen.*
36 *Anzengruber, L., Der Sternsteinhof.* Roman.
44 *Ludwig, O., Zwischen Himmel und Erde.* Roman.
47 a *Keller, G., Die Leute von Seldwyla.* Erzählungen. Band I.
47 b *Keller, G., Die Leute von Seldwyla.* Erzählungen. Band II.
Da die Bandbezeichnung bei diesem Werk durch Sternchen markiert ist, können die Nummern 47a und 47b auch einzeln bezogen werden.

Romane neuerer Schriftsteller

17 *Otto Flake, Das Freitagskind.* Roman.
18 *Walter Harlan, Der Erzschulmeister.* Roman.
19 *Herbert Eulenberg, Katinka die Fliege.* Zeitgenöss. Roman.
34 *Georg Engel, Des Nächsten Weib.* Roman.
37 *Hermann Stehr, Drei Nächte.* Roman.
41 *W. Hegeler, Die Leidenschaft des Hofrats Horn.* Roman.
42 *Hans Frank, Das Pentagramm der Liebe.* 5 Novellen.
43 *Klabund, „Bracke".* Ein deutscher Eulenspiegelroman.
46 *Gustav Wied, Die leibhaftige Bosheit.* Humoristischer Roman aus dem Dänischen.

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT
BERLIN SW 61 / TELTOWER STRASSE 29

Es erscheinen in gleichem Format und Ausstattung, sämtlich in Halbleder gebunden:

Wissenschaft und Bildung

20 *Max Deri, Das Bildwerk.* Eine Anleitung zum Erleben von Werken der Baukunst. Bildhauerei und Malerei. Mit vielen Abbildungen.*

23 *Richard Wagner, Briefe und Tagebuchblätter an Mathilde Wesendonk.* Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. R. Sternfeld.

24 *Stirner, Der Einzige und sein Eigentum.* Herausgegeben von Dr. A. Ruest.*

25 *Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.* Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. R. Sternfeld.*

26 *Schopenhauer, Die Grundprobleme der Ethik.*

27 *v. Ranke, L., Historische Charakterbilder.* Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. Sternfeld.

28 *Filchner, Wilh., Tschung-Kue, Das Reich der Mitte. Land und Leute in China.* Mit vielen Abbildungen.

29 *Gottstein, Prof. Dr. A., Ministerialdirektor a. D., Heilwesen der Gegenwart.* Gesundheitslehre und Gesundheitspolitik.

38 u. 39. *Eckermann, Gespräche mit Goethe.* Durchgesehene Textausgabe mit Register. (2 Bände, die nur zusammen abgegeben werden.)

40 *Leben des Benvenuto Cellini.* Von ihm selbst geschrieben. Übersetzt von J. W. Goethe. Mit 5 Vollbildern.

45 *Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.* Herausgegeben von A. Beil.

Illustrierte Jugendschriften

Herausgegeben vom Berliner Lehrerverband

30 *Grimm, Ausgewählte Märchen.* Herausgegeben von P. Samuleit. Mit Bildern von H. Baluschek.

31 *Deutsche Sagen.* Die Auswahl besorgte E. Jaedicke. Mit Bildern von H. Arnold.

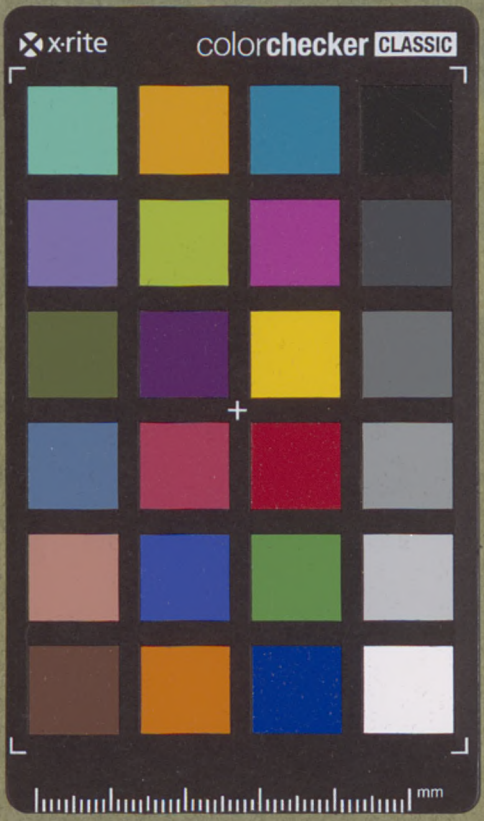
32 *Andersen, Ausgewählte Märchen.* Die Auswahl gab E. Guder heraus. Die Bilder zeichnete A. W. Baum.

* Vom Verband der Volksbühnen besonders empfohlen.

Verlangen Sie ausführliche Werbeschrift!

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61.

Biblioteka Główna UMK
300022099353


x-rite
colorchecker CLASSIC
mm